MUSTERSTÜCKE DEUTSCHER PROSA: ZUR STILBILDUNG UND ZUR...




HARVARDIANA
ET
VE RI
TAS
ACADEMIA IN NOV ANG
CHRISTO ECCLESIAE



Musterstücke deutscher Prosa

zur Stilbildung und zur Belehrung

Von

Professor Dr. O. Weise

Dritte, vermehrte Auflage



Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1908

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Im Gegensatz zu den Franzosen legen wir Deutschen auf den Stil unserer Schriften meist zu wenig Wert. Wir denken immer noch wie der alte Cato, als er seinem Sohne den Spruch mit auf den Weg gab: Rem tene, verba sequentur, als ob sich nicht ein Buch dann doppelt zur Lektüre empföhle, wenn es mit gediegenem Inhalt eine schöne Form vereinigt. Schriften, die sich mit Stilbildung beschäftigen, sind in unserem Vaterlande sehr gering an Zahl, zumal solche, die sich zum Gebrauche von Schülern eignen.

Die von mir ausgewählten Proben sind nicht bloß inhaltlich bedeutungsvoll, sondern obendrein meist leicht zu disponieren. Auch fehlt es nicht an Abwechselung. Altertum, Mittelalter und Neuzeit haben in gleicher Weise Berücksichtigung gefunden und von den einzelnen Wissensgebieten Geschichte und Geographie, Kulturgeschichte und Völkerkunde, Kunst und Wissenschaft. Neben zahlreichen berühmten Namen wird man auch einige weniger bekannte vertreten finden. Bei der Auswahl ist besonders auf die Mittel- und Oberklassen höherer Lehranstalten Rücksicht genommen worden. Daher schließt sich der Stoff vielfach an die dort behandelten Dinge an, bald ergänzend, bald zusammenfassend.

Aber auch für weitere Kreise dürften die hier zusammengestellten Stücke in mancher Hinsicht fruchtbringend und anregend sein. Als Vorbereitung und Ergänzung aber wird mit Vorteil meine „Deutsche Sprach- und Stillehre" (2. Aufl., Leipzig, Teubner, 1906) benutzt werden, in der Stilregeln gegeben (S. 134 ff.), die einzelnen Stilgattungen behandelt und 21 Stilproben mit Bemerkungen über die stilistische Eigenart der Schreibenden geboten werden.

Eisenberg, S.-A., Ostern 1903.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die erfreuliche Mitteilung der Verlagsbuchhandlung, daß die erste Auflage schon nach Ablauf eines Jahres vergriffen sei, sowie die durchweg anerkennende Beurteilung meines Buches in den Fachzeitschriften haben mich in der Überzeugung bestärkt, daß dieses seinen Zweck erfüllt. Ich habe daher die einzelnen Abschnitte, abgesehen von kleinen Nachbesserungen, unverändert gelassen, jedoch an vielen Stellen noch erläuternde Zusätze beigegeben und, dem Wunsche eines Rezensenten entsprechend, noch eine Anzahl längerer Aufsätze hinzugefügt.

Eisenberg, S.-A., Sommer 1904.

Vorwort zur dritten Auflage.

In der vorliegenden dritten Auflage habe ich die Zahl der Stücke wiederum vermehrt, gleichzeitig aber eine Reihe schon vorhandener durch bedeutsamere ersetzt. Infolge davon sind hervorragende Schriftsteller wie A. v. Humboldt, H. v. Sybel, W. Scherer, K. Weinhold, Ad. Stifter, Fr. Hebbel, K. Hoffmeister, Fr. Nietzsche und J. P. Hebel herangezogen worden, außerdem einem mehrfach geäußerten Wunsche entsprechend einige Frauen: Frau Rat Goethe, M. v. Ebner-Eschenbach, Kl. Viebig. Auch sonst wird man das Streben zu verbessern an vielen Stellen wahrnehmen.

Leider sind die Überschriften der Stücke 16b, 17 und 18 mit den falschen Nummern 17b, 19 und 20 versehen worden, was ich zu verbessern bitte.

Eisenberg, S.-A., Sommer 1908.

Inhaltsverzeichnis.



1. Sokrates

von Ernst Curtius (Griechische Geschichte).

Sokrates ist einer der ärmsten aller Athener, aber er geht mit stolzem Selbstbewußtsein durch die Straßen der Stadt und tritt den Reichsten und Vornehmsten wie ihresgleichen gegenüber; sein häßliches und vernachlässigtes Äußere macht ihn zum Gegenstand des öffentlichen Gespöttes, und doch übt er einen beispiellosen Einfluß auf Niedrige und Hohe, auf Gelehrte und Ungelehrte aus. Er ist ein Meister im Reden und Denken und dabei ein grundsätzlicher Gegner derer, welche darin die Athener unterwiesen; ein Mann der Aufklärung, der nichts ungeprüft läßt, und dennoch der fleißigste Opferer und ein warmer Verehrer der Orakel; ein rücksichtsloser Tadler der Volksherrschaft und doch ein Gegner der Oligarchen. Ganz sich selbst angehörig, denkt er anders als alle übrigen Athener, geht seine Wege, ohne sich um die öffentliche Meinung zu kümmern, und wenn er nur mit sich selbst im Einklange ist, macht ihn kein Widerspruch, keine Anfeindung, kein Hohn irre. Ein solcher Mann schien in der Tat wie aus einer andern Welt in die Mitte der Athener versetzt zu sein.

Und dennoch, so einzig in seiner Art Sokrates war, so können wir bei schärferer Prüfung den echten Athener in ihm nicht verkennen. Ein solcher war er in seiner ganzen geistigen Richtung, in seiner Redelust und Redekunst, wie sie sich nur in attischer Luft entwickeln konnte, in dem feinen Witze, mit dem er Ernst und Scherz zu verbinden wußte, in dem rastlosen Suchen nach einem tiefen Zusammenhange zwischen Tun und Erkennen. Er war ein Athener vom alten Schlage, wenn er die Gesetze des Staates mit festem Mute gegen jede Willkür vertrat und im Felde[1]) keine Gefahr

1) Bei Potidäa 432, bei Delium 424 und bei Amphipolis 422.

und Mühseligkeit scheute. Er kannte und liebte die nationalen Dichter; er trug in dem unermüdlichen Bildungstriebe das edelste Kennzeichen seiner Vaterstadt an sich. Wie Solon dachte auch Sokrates, daß man zum Lernen niemals zu alt sei, daß Lernen und Erkennen nicht eine Vorbildung zum Leben sei, sondern das Leben selbst und das, was diesem allein Wert gebe. Durch Erkenntnis täglich besser zu werden und andere besser zu machen erschien beiden als die eigentliche Aufgabe des Menschen. Beide fanden die einzig wahre Glückseligkeit in der Gesundheit der Seele und sahen Ungerechtigkeit und Unwissenheit als das größte Unglück an.

So stand Sokrates bei aller Eigenart doch ganz auf dem Boden attischer Bildung, und wenn man erwägt, daß die namhaftesten Vertreter der Sophistik und der ihr verwandten Richtungen sämtlich aus der Fremde gekommen sind, wie Protagoras aus Abdera, Gorgias aus Sizilien, Prodikus aus Ceos, so kann man mit gutem Rechte behaupten, daß diesen Lehrern gegenüber die besten Grundsätze attischer Weisheit in Sokrates ihren Vertreter fanden.

Indessen ging er nicht etwa nur auf die alten und zum Schaden des Staates in Vergessenheit geratenen Grundlagen vaterländischer Gesinnung zurück, er trat nicht abwehrend und spröde der Bewegung der Zeit entgegen, er stand vielmehr mitten in ihr und suchte sie nur zu andern und höheren Zielpunkten zu leiten. Er wollte nicht Umkehr, sondern Fortschritt der Erkenntnis über das hinaus, was die klügsten Weisheitslehrer darboten. Darum konnte er in sich vereinigen, was andern ein unversöhnlicher Widerspruch schien, und darauf beruhte das, was ihn am meisten vor allen Volksgenossen auszeichnete, die hohe Freiheit und Selbständigkeit seines Geistes; dadurch war er imstande, sich über die Beschränktheit der herkömmlichen Vorstellungen zu erheben, und das tat er namentlich darin, daß er sich mit heroischer Sicherheit mitten unter einem der Schönheit der Erscheinung huldigenden Volke vollkommen von allem Äußerlichen unabhängig machte und ausschließlich Wert auf die inneren Güter und das sittliche Leben legte. Darum war auch die eigene Häßlichkeit, das

breite Gesicht mit der aufgestülpten Nase, den dicken Lippen und den vorliegenden Augen, ein charakteristischer Zug seiner Persönlichkeit, weil sie gegen die herkömmliche Annahme einer notwendigen Gemeinschaft körperlicher und geistiger Trefflichkeit[1]) zeugte, weil sie bewies, daß auch in einem silenartigen Leibe ein apollinischer Geist wohnen könne, und also zu einer höheren Auffassung der menschlichen Persönlichkeit hinleitete. So stand er in seinem Volke und in seiner Zeit, aber über beiden.

Der erste Abschnitt stellt Sokrates in Gegensatz zu den übrigen Athenern, der zweite zeigt, inwiefern er mit diesen übereinstimmt, im dritten werden die den Sokrates befehdenden Sophisten erwähnt, im vierten seine eigenen Lehren erörtert. Dem Stoffe entsprechend ist von der Figur des Kontrastes und der Antithese reichlich Gebrauch gemacht; daher finden sich häufig die Bindewörter doch, dennoch, aber und sondern. Vorliebe für nomina agentis (Opferer, Tadler, Verehrer, Vertreter u. a.) und Wortpaarungen (Reichste und Vornehmste, Niedrige und Hohe, Gelehrte und Ungelehrte, Rede und Gedanke, Ernst und Scherz, Redelust und Redekunst u. a.). Superlative sind zahlreich, ebenso steigernde Begriffe wie einzig, allein, ausschließlich, ganz. Anapher: kein Widerspruch, keine Anfeindung, kein Hohn. Vergleich mit Solon ausgeführt, Zusammenstellung mit Silen und Apollo am Schluß. Verba erst im Präsens, dann im Präteritum. Unter den Nebensätzen überwiegen die mit wenn und daß.

2. Der jüngere Scipio Africanus

von Theodor Mommsen (Röm. Geschichte).

Gleich seinem Vater Ämilius Paulus war P. Cornelius Scipio Ämilianus Africanus (184—129) ein maßvoller und durch und durch gesunder Mann, nie krank am Körper und nie unsicher über den nächsten und notwendigen Entschluß. Schon in seiner Jugend hatte er sich fern gehalten von dem gewöhnlichen Treiben der politischen Anfänger, dem Antichambrieren in den Zimmern

---

1) Vgl. καλός κἀγαθός, ἠΰς τε μέγας τε.

der vornehmen Senatoren und den gerichtlichen Deklamationen. Dagegen liebte er die Jagd (als Siebzehnjähriger hatte er sich, nachdem er den Feldzug gegen Perseus unter seinem Vater mit Auszeichnung mitgemacht hatte, als Belohnung dafür freie Pirsch in dem seit vier Jahren unberührten Wildhag der Könige von Mazedonien erbeten), und vor allen Dingen wandte er gern seine Muße auf wissenschaftliche und literarische Tätigkeit. Durch die Fürsorge seines Vaters war er früh in diejenige echt griechische Bildung eingeführt worden, welche über das geschmacklose Hellenisieren der gemeinen Halbbildung hinaushob; durch seine ernste und treffende Würdigung des Echten und des Schlechten im griechischen Wesen und durch sein adeliges Auftreten imponierte dieser Römer den Höfen des Ostens, ja sogar den spottlustigen Alexandrinern. Seinen Hellenismus erkannte man vor allem in der feinen Ironie seiner Rede und in seinem klassisch reinen Latein. Obwohl nicht eigentlich Schriftsteller, zeichnete er doch wie Cato seine politischen Reden auf (sie wurden gleich den Briefen seiner Adoptivschwester, der Mutter der Gracchen, von den späteren Literatoren als Meisterstücke mustergültiger Prosa geschätzt) und zog mit Vorliebe die besseren griechischen und römischen Literaten in seinen Kreis, ein plebejischer Umgang, der ihm freilich von denjenigen Kollegen im Senat nicht wenig verdacht ward, die auf ihre edle Geburt als einzige Auszeichnung angewiesen waren.

Er war ein sittlich fester und zuverlässiger Mann, dessen Wort bei Freund und Feind galt; er mied Bauten und Spekulationen und lebte einfach; dafür handelte er in Geldangelegenheiten nicht bloß ehrlich und uneigennützig, sondern auch mit einer dem kaufmännischen Sinne seiner Zeit seltsam dünkenden Zartheit und Liberalität. Er war ein tüchtiger Soldat und Offizier; aus dem afrikanischen Kriege brachte er den Ehrenkranz heim, der wegen kühner Rettung gefährdeter Bürger erteilt zu werden pflegte, und beendete den Krieg als Feldherr, den er als Offizier begonnen hatte. Er war so wenig wie sein Vater eine geniale Natur (davon zeugt schon seine Vorliebe für Xenophon, den nüchternen Militär und korrekten Schriftsteller), aber ein rechter und echter Mann, der vor andern berufen schien, dem beginnenden

Verfall durch organische Reformen zu wehren. Zwar half er, wo und wie er konnte, Mißbräuche abstellen und arbeitete namentlich auf Verbesserung der Rechtspflege hin. In gleichem Geiste jagte er als Feldherr vor Karthago die Weiber zu den Toren des Lagers hinaus und zwang das Soldatengesindel wieder zurück unter den eisernen Druck der alten Heereszucht, ermahnte er als Zensor (142) die Bürgerschaft mit ernsten Worten, an den rechtschaffenen Sitten der Väter treuer zu halten. Aber niemand und er selber am wenigsten konnte es verkennen, daß die Verschärfung der Rechtspflege und das vereinzelte Dazwischenfahren nicht einmal Anfänge waren zur Heilung der organischen Übel, an denen der Staat krankte; an diese hat Scipio nicht gerührt.[1]) Wo der Mann verzagte, der zweimal das römische Heer aus tiefem Verfall zum Siege geführt hatte, da wagte sich ein tatenloser Jüngling zum Retter Italiens aufzuwerfen, Tiberius Sempronius Gracchus (163—133).

Zunächst ist von Scipios Liebhabereien und literarischen Neigungen die Rede, dann von seiner sittlichen und geistigen Eigenart. Beachtenswert erscheint die Vorliebe für Parenthesen, von denen sich in dem kurzen Stück drei finden, und für Appositionen (gleichfalls drei). Leicht vermeidbare Fremdwörter sind untergelaufen (antichambrieren, imponieren, Literat, Liberalität, hellenisieren u. a.). Mehrere Vergleiche, z. B. mit Cato. Am Schluß Gegensatz zu Tiberius Gracchus. Wortpaarungen: echt und schlecht, recht und echt. Fast nur relative Nebensätze, aber diese ziemlich zahlreich.

3. Der Charakter der Griechen und der Römer

von Wilhelm Lübke (Grundriß der Kunstgeschichte).

So nahe verwandt die Römer den Griechen sind, so gewiß sie demselben Stamme wie jene entsprungen waren, so gewiß

---

1) Mit den Agrargesetzen des Tiberius Gracchus, dessen Schwester Sempronia er geheiratet hat, war er so wenig einverstanden, daß er 132 bei der Rückkehr nach Rom aussprach, jener sei mit Recht getötet worden. Als entschiedener Optimat wurde er wahrscheinlich auf Anstiften der Volkspartei 129 ermordet.

lassen sich verschiedenere Brüder derselben Familie kaum denken. Will man mit einem Worte bezeichnen, worin dieser gewaltige Unterschied besteht, so kann man behaupten: die Griechen waren das Volk der Kunst, die Römer das des Staates. Jene haben mit ihrer Schönheit die Welt erobert, diese mit ihrer Politik. Wie die Bildwerke und die Dichtung jener bis auf den heutigen Tag die Menschen zur Bewunderung und Nachahmung hinreißen, so beherrschen diese noch immer mit ihrem Gesetzbuch einen guten Teil der modernen Nationen.[1]) Solchen Tatsachen muß wohl eine tiefere Bedeutung, eine innere Notwendigkeit zugrunde liegen.

Die Griechen waren ein idealistisches Volk, die Römer durch und durch Realisten. Jene gründeten Staaten, sandten Kolonien aus, verbreiteten ihre Bildung über ferne, wilde Gestade; diese hatten nicht den Trieb der Zivilisatoren, sondern der Eroberer. Wie von einem inneren Gesetze der Notwendigkeit getrieben, griffen sie immer weiter um sich, unterjochten sich zeitig die umwohnenden Stämme, verschlangen bald ganz Italien mit seiner etruskischen und griechischen Kultur und kamen in konsequentem Fortschreiten endlich zur Herrschaft über die ganze damals bekannte Welt. Dabei blieben sie in der Hauptsache dieselben, die sie von Anfang an waren.

---

1) Vgl. über diesen Gegensatz auch Vergils Äneide VI, 847 ff. H. St. Chamberlain (Grundlagen des 19. Jahrh. 3. Aufl. München 1901, I, 182 ff.) sagt: Die römische Literatur ist eine griechische, die mit lateinischen Worten geschrieben wird. Die Bedeutung der römischen Dichter liegt in ihrer Technik. Die Römer waren großartige Baumeister von Kloaken und Wasserleitungen, großartige Maler in Zimmerdekorationen, großartige Fabrikanten kunstgewerblicher Gegenstände. In ihren Zirkussen kämpften bezahlte Techniker des Fechtens und fuhren berufsmäßige Wagenlenker. Der Römer konnte Virtuos werden, nicht Künstler. — Groß war sein Pflichtgefühl, seine Aufopferungsfähigkeit und sein Familiensinn. Er errichtete den Staat für alle Zeiten als Vorbild und schuf ein technisch vollkommenes Recht für alle Menschen. Indem er die Familie zum Mittelpunkte von Recht und Staat machte, hob er das Weib zu sich hinauf und gründete die Heiligkeit der Ehe. Daher geht unsere gesellschaftliche Kultur auf Rom zurück.

Der Grundzug ihres Wesens ist der eines energischen, lebensklugen, praktischen Sinnes, eines realistischen, auf Erwerb und Besitz gerichteten Verstandes. Aus ihm erklärt sich ihre bedeutende Befähigung für Entwickelung des Staatslebens, für scharfe Ausprägung, Feststellung und Durchbildung des Rechtsbegriffes. Es war ein rüstiger, kraftvoller Volksstamm, ebenso klug als tapfer und in guten Zeiten von einer rauhen, männlichen Tugend, deren höchstes Ideal eine strenge Rechtlichkeit und altväterische Sitte bildete. Mit der fortgesetzten Vergrößerung des Reiches nach außen ging die folgerichtige Fortentwickelung der inneren Angelegenheiten Hand in Hand. Die bürgerliche Stellung zwischen Patriziern und Plebejern, das Verhältnis der Bundesgenossen, der Schutzbefohlenen und der unterworfenen fremden Völker schufen viele Aufgaben, in deren Lösung sich staatsmännische Weisheit und gesetzgeberische Befähigung bewähren konnten und wirklich bewährten.

Während die Römer so ihre inneren Angelegenheiten ordneten, Italien und die Welt eroberten, Reiche zerstörten, Könige stürzten und einsetzten und dem Erdkreis Gesetze diktierten, waren sie in allen idealen Äußerungen geistigen Lebens, in Poesie und Kunst, ja selbst in der weiteren Ausbildung ihrer Religion von den Griechen abhängig. In der früheren Zeit überwogen bei ihnen unstreitig etruskische Einflüsse, doch traten die griechischen bald in den Vordergrund. Die Gottheiten Roms entstammen größtenteils dem griechischen Olymp; die Römer nahmen die Gestalten des hellenischen Mythus auf, indem sie bloß ihre Namen und hin und wieder ihr Wesen ein wenig ummodelten. Selbst die Stammessage suchten sie durch Äneas mit der griechischen Heldensage zu verknüpfen. Was aber aus eigener Anschauung diesem Religionssysteme hinzugefügt wurde, hatte mehr einen ethischen als einen poetischen Charakter. Daher fehlte ihnen nicht nur ein Nationalepos, sondern sie wurden in allen Hauptarten der Poesie die Schüler und gelehrigen Nachahmer der Griechen und verpflanzten sowohl das Epos wie das Drama von Hellas auf den Boden Latiums. Zwischen den Gesängen Homers aber und der Äneide Vergils besteht ungefähr derselbe Unterschied wie zwischen dem hohen,

idealistischen Humor des Aristophanes und der derben, in Stoff und Färbung dem Alltagsleben angehörenden Komödie des Plautus. Die Dichtungsarten dagegen, welche die Römer selbständig geschaffen haben, die didaktische Poesie und die Satire, bezeugen das Übergewicht des Verstandes, der scharfen Beobachtung und lebensklugen Erfahrung über die Phantasie.

Das gleiche Verhältnis läßt sich auf dem Felde der bildenden Künste erkennen. Die Römer selbst haben sich niemals eine höhere künstlerische Begabung angemaßt. Sie waren in diesem Punkte völlig Schüler zuerst der Etrusker, dann der Griechen. Die Kunst war bei ihnen nicht Herzenssache des Volkes, nicht Bedürfnis des Nationalglaubens, nicht Ausfluß einer durch die Götterideale im Dichter erregten Phantasie, sondern ein Luxusartikel der Reichen und Mächtigen, eine Dienerin der Wissenschaft, bestimmt und bereit, das Leben zu schmücken, die Macht zu verherrlichen, das Volk zu kirren. Vor allem eignete sich dazu die Architektur, ohnehin durch ihren Anschluß an die praktischen Bedürfnisse des Lebens dem Charakter der Römer näher verwandt. Daher haben sie gerade in dieser Kunst am meisten Neues, Selbständiges schaffen, den Umfang der antiken Anschauung beträchtlich erweitern können. Großartigkeit der Entwürfe, Mannigfaltigkeit der Kombination in Erfüllung ganz neuer Bedürfnisse, unverwüstliche Gediegenheit der Ausführung sind die gemeinsamen Merkmale und Vorzüge aller ihrer Werke.

Weit leichter wiegt das Verdienst der Römer in der Bildnerei und Malerei, ja es beschränkt sich im wesentlichen darauf, daß sie als reiche, prunkliebende Mäcene griechischen Künstlern, deren das Vaterland in seiner Entartung und Verarmung nicht mehr bedurfte, eine Zuflucht gewährt, eine Reihe neuer Aufgaben gestellt und dadurch eine noch immer höchst bedeutende Nachblüte hellenischer Kunst veranlaßt haben. Aber die größte Bedeutung der Römer für die Geschichte der Kunst beruht auf ihrer Weltherrschaft. Indem sie allen Nationen ein gemeinsames Joch auflegten, brachten sie ihnen zugleich mit ihren Gesetzbüchern auch ihre Kunst, d. h. die von ihnen adoptierte und verallgemeinerte griechische.

Die Darstellung bewegt sich in lauter Gegensätzen, da griechisches und römisches Wesen beständig miteinander verglichen werden; bald begnügt sich der Verfasser mit bloßer Gegenüberstellung, bald fügt er auch Bindewörter wie nicht.. sondern, während..so hinzu. Vorliebe für dreigliedrigen Ausdruck (gründeten, sandten, verbreiteten; zu schmücken, zu vermehren, zu kirren; haben gewährt, gestellt, veranlaßt; energisch, lebensklug, praktisch; Übergewicht des Verstandes, der scharfen Beobachtung und der lebensklugen Erfahrung; Großartigkeit, Mannigfaltigkeit, Gediegenheit), für gepaarte Beiwörter (ferne, wilde Gestade; rüstiger, kraftvoller Volksstamm; rauhe, männliche Tugend; hoher, idealistischer Humor; reiche, prunkliebende Mäcene) und für den Gebrauch abstrakter Substantiva (Befähigung für Entwickelung des Staatslebens, für scharfe Ausprägung, Feststellung und Durchbildung des Rechtsbegriffes u. a.). Anapher: nicht Herzenssache, nicht Bedürfnis, nicht Ausfluß. Streben im Ausdruck zu wechseln: Griechen, Römer, jene, diese.

4. Die Erziehung bei den Griechen

von Hermann Schiller (Geschichte der Pädagogik).

Während sich im Orient Unterricht und Erziehung eng an die Religion anschlossen, trat in Griechenland das staatliche Interesse in den Vordergrund; doch machte es sich in Sparta und Athen auf ganz verschiedene Art geltend.

In Sparta versuchte man die Erziehung ausschließlich dem Staate zuzuweisen. Ihr höchstes Ziel war die volle Entwickelung der Körperkräfte einerseits und die sittliche Selbstbeherrschung und Unterordnung unter den Willen des Gemeinwesens anderseits. Nur wer in der angeordneten Weise erzogen worden war, verfügte über die vollen bürgerlichen Rechte; Individualisierung des Erziehungsgeschäftes war damit ausgeschlossen. Schon darüber, ob das neugeborene Kind am Leben bleiben durfte, entschied der Rat der Geschlechtsältesten. Bis zum siebenten Jahre blieb es zwar in der Familie, mußte aber eine bestimmt vorgeschriebene Pflege erhalten. Dann wurde es in eins der öffentlichen Erziehungshäuser aufgenommen.

Die Hauptsache war hier die körperliche Ausbildung die für den Kampf von Mann gegen Mann die größte Bedeutung hatte. Sie ging sowohl auf Abhärtung und Selbstbeherrschung als auch auf Entwickelung von Körpergewandtheit und Stärke aus. Jenem Zwecke sollten leichte Kleidung, kalte Bäder, Geißelung bis aufs Blut u. a. dienen, diesem körperliche Übungen, die den größten Teil des Tages füllten. Obenan standen darunter im Knabenalter die Turnbewegungen (Laufen, Springen, Ringen, Diskus- und Speerwerfen) und Spiele (Ballspiel, Reigen, Kriegsspiel), im Jünglingsalter die Waffenübungen, die Jagd und die mimischen Tänze sowie der eigentliche Felddienst, der gegen die Heloten gehandhabt wurde.

Die intellektuelle Schulbildung trat zurück, und in ihr überwog weitaus die Gedächtnisübung. Denn wesentlich nur durch Auswendiglernen eignete sich die spartanische Jugend den lykurgischen Sittenkatechismus, einen großen Teil des Homer sowie die Dichtungen des Tyrtäus und Pindar an. Doch fand auch eigenes Urteil Gelegenheit, sich durch Förderung eines kurzen, treffenden Ausdrucks zu entfalten. Ferner bildeten die strenge dorische Musik und der ernste Gesang mächtige Erziehungsmittel. Lesen und Schreiben wurden wenigstens zur Zeit der Perserkriege wohl ziemlich allgemein verstanden.

Von Mitteln der Zucht kannte man nur Strafen, vor allem die körperliche Züchtigung. Ihre Nachteile suchte man durch Erweckung des Ehrgeizes zu vermeiden.

Alle diese Erziehungswege führten zu einem Ziele, der Bildung des Willens und der Verhütung jeder selbstsüchtigen Willkür. Denn körperliche und geistige Selbstbeherrschung war dem sich der Führung unterordnenden Krieger und dem sich unter das Gesetz beugenden Bürger gleich notwendig.

In Athen überließ der Staat Erziehung und Unterricht lediglich der Familie; doch suchte er diese durch Gesetzesmaßregeln zur Erfüllung ihrer Pflicht zu veranlassen, indem er dem Vater im vorgerückten Alter keinen Anspruch auf Unterstützung durch den Sohn zubilligte, wenn er diesen nicht in herkömmlicher Weise ausgebildet hatte. Der Staat sorgte nur für öffentliche Anstalten

zu körperlicher Übung (Palästra, Gymnasium). So blieb hier das Recht der Individualität gewahrt.

Wenn das Kind der Amme entwachsen war, so kam es unter die Leitung des Pädagogen, eines Sklaven, der es überall in die Öffentlichkeit zu begleiten und über die Reinheit seiner Sitten zu wachen hatte. Doch galt die Mitwirkung des Elternhauses durch Lehre und Beispiel für unerläßlich. Den ersten Unterricht erhielt der Knabe in der Schule des Sprachlehrers (Grammatisten), wo die Kunst des Lesens und Schreibens erlernt, die Anschauung entwickelt und der Inhalt der hauptsächlichsten Sagen überliefert wurde. Mit zunehmendem Alter lernte der Schüler die Dichter, namentlich Homer und Hesiod, später Euripides kennen.[1]) Ihre Sprüche lieferten ihm den Sittenkatechismus, und an ihrer Sprache bildete er seine eigene Ausdrucksweise und Denkfähigkeit. Auch hier wurde viel auswendig gelernt. Raschheit und Schlagfertigkeit im Denken und schöne, geschmackvolle Ausdrucksweise kann man als Ziel dieses Unterrichts ansehen, der nicht auf eine Anhäufung toten Wissens, sondern auf lebendiges Können, nicht auf Dressur, sondern auf Bildung des Herzens und der Gesinnung ausging. Darüber wurde die Pflege der Musik nicht vernachlässigt, namentlich Gesang und Handhabung eines Instruments (Zither, Lyra) gelehrt. Auf Virtuosentum ging man dabei nicht aus, sondern überall war die sittliche Wirkung das Ziel; praktisch wollte man den Knaben so weit fördern, daß er als Mann in Chören mitsingen konnte. Solche Schulanstalten waren sämtlich Privatunternehmungen.

Neben dieser geistigen Bildung stand gleichberechtigt die *körperliche*, die in staatlichen Übungsanstalten erworben wurde. Den ersten Unterricht erteilten Turnlehrer (Pädotriben) in der Regel vom 6. Jahre ab. Zunächst wurden Spiele wie das Ballwerfen gelernt; daran schlossen sich Übungen im Schwimmen, später im Ring- und Faustkampf, Laufen, Springen, Diskus- und

1) Seit dem 5. Jahrhundert erweiterte sich der Kreis der Schulwissenschaften für Bemitteltere. Namentlich wurden Rhetorik und Philosophie, aber auch Geometrie, Astronomie und Geographie als Lehrfächer aufgenommen.

Wurfspeerschießen, namentlich aber Unterweisung in Reigenstellung. Erst wenn der Knabe das 18. Lebensjahr erreicht hatte, kamen Waffenübungen hinzu. Das Ziel dieses Unterrichts war die Erlernung der völligen Herrschaft über den Körper, die sich als Anstand, Grazie und Feinheit bei allen Bewegungen kundgeben sollte.

Wie häufig in gelehrten Abhandlungen treten mehrgliedrige Bindewörter wie einerseits . . anderseits, sowohl . . als auch, nicht . . sondern, zwar . . aber stark hervor, auch abstrakte Substantiva statt der einfachen Verba. Mehrfach finden sich Parenthesen, in denen erläuternde Zusätze gemacht werden. Von den vermeidbaren Fremdwörtern sind zu verzeichnen: intellektuell, Individualität, Sittenkatechismus, Virtuosentum, Dressur, mimisch. Keine Vergleiche, keine über die Alltagsrede sich erhebenden bildlichen Wendungen, keine neuen Wortbildungen, sondern schlichte Darstellung mit den gewöhnlichen Mitteln der Prosa.

5. Die Entwickelung des Begriffes der Nemesis

von Joh. Gottfried Herder.

Bei Homer kommt Nemesis als personifizierte Göttin noch nicht vor, obwohl der häufige Gebrauch des Ausdrucks: οὐ νέμεσις „darin ist kein Tadel, das wird niemand mit Unwillen ansehn", genugsam zeigt, wie tief die Empfindung dessen, was durch die Göttin bezeichnet wird, in der Seele des Dichters oder in der Denkart seiner Helden gelegen hat.

In den alten Gedichten, die Hesiods Namen tragen, erscheint Nemesis schon als ein personifiziertes Wesen und zwar in der zweifachen Bedeutung, die sich bei den Griechen erhalten hat. Sie und die Scham verlassen die Welt, nachdem die Bosheit der Menschen aufs höchste gestiegen ist; mit weißem Gewande die schönen Glieder bedeckt, steigen sie zu den Göttern hinauf und hinterlassen den Sterblichen nichts als schwere Sorgen und ein rettungsloses Elend. So sagt Hesiod „Werke und Tage" V. 198; in der Theogonie hingegen (V. 223) wird Nemesis als eine Plagegöttin beschrieben,

die nebst dem Zank, Betrug, Alter und andern häßlichen Wesen die Mutter Nacht geboren hat.[1])

Nun scheinen zwar diese beiden Vorstellungen einander gerade zu widersprechen, wir werden sie aber beide natürlich, beide auch von den Griechen ausgebildet sehen.

Nemesis ist von Haus aus keine Rache- und Plagegöttin; die Mythologen drücken sich unrecht aus, die sie mit einer von ihnen verwechseln. Das Bild der Ate, der Schadengöttin, kennen wir aus Homer. Diese ist eine Tochter des Zeus, die allen, auch den Unsterblichen, gern schadet; dem Zeus selbst brachte sie Unglück, weshalb er sie bei ihren schönen Haaren ergriff und vom Himmel auf die Erde warf, wo sie jetzt, über dem Scheitel der Menschen wandelnd, diesen gerne Böses rät, um sie in Verdruß und Nachteil zu verwickeln. Eine solche Schadenfreundin ist Nemesis nicht, vielmehr das Gegenteil, da sie Unrecht verhütet und den Neid zu entfernen trachtet.

Noch weniger ist sie mit jenen hohen Rachegöttinnen zu verwechseln, die vergossenes Blut, Frevel und Untaten ahnden, den Eumeniden. So fürchterlich oder milde diese den Griechen erscheinen, so haben sie doch mit jener feinen Bewahrerin vor dem Übermaße nichts gemein.

„Trügt mich mein weissagender Geist,
Trügt mich ahnende Klugheit nicht,
So kommt sie schon und meldet sich an,
In den Händen tragend gerechte Gewalt,
Die vergeltende Rache kommt.
Sie wird kommen, die vielfüßige,
Vielhändige, die noch lauscht in dunklem Hinterhalt,
Die Erinys mit dem ehernen Tritt.“

So singt der Chor bei Sophokles[2]), als nach Agamemnons Tod die vergeltende Rache naht; und in den Eumeniden des Äschylus

---

1) Ihre nachweisbar älteste Kultstätte ist Smyrna, ihr Tempel zu Rhamnus in Attika stammt aus dem 5. Jahrhundert. W. Roschers Mythol. Lexikon unter Nemesis S. 117 ff.

2) Electra 472—75. 489—91.

sind diese furchtbaren Unholdinnen so genau bezeichnet, daß sie niemand leicht mit unserer sittlichen und stillen Göttin verwechseln konnte.

Näher ist die Nemesis mit der Gerechtigkeit (Dike) verwandt, weshalb sie ein Hymnus für ihre Beisitzerin und Tochter erklärt; aber auch mit ihr ist sie nicht ganz dasselbe. Die Gerechtigkeit hält die große Wage der Wiedervergeltung in ihrer Hand; sie merkt und belohnt alles Gute, sie wägt und straft alles Böse. Oft straft sie spät und desto fürchterlicher, dergleichen Strafen die Griechen zum Ungeheuer der Pöna personifizierten, wie denn auch die Erinnyen und alle Zufälle des Schicksals Dienerinnen der Gerechtigkeit wurden. Solch einen weiten Begriff hatte diese Tochter oder, wie Plato sagt, dieser aufsehende Bote der Gerechtigkeit nicht, in dessen Gebiet zu greifen nach jenem Hymnus die Mutter Macht und Recht hat.

Endlich auch keine Tyche (Fortuna) ist Nemesis, so nahe sich abermals die Begriffe beider begrenzen. Solange sie den Glückszustand freundlich begleitet, ist freilich das gute Glück (ἀγαθὴ τύχη) da; sobald sie finster dreinblickt, verwandelt es sich in Unglück.[1])

Also eine Machthaberin über Glück und Unglück, eine einschränkende Bewahrerin des Glückes, gleichsam die Zunge an der Glückswage, kurz, die Göttin des Maßes und Einhalts ist Nemesis, die strenge Aufseherin und Bezähmerin der Begierden, eine Feindin alles Übermuts und Übermaßes in menschlichen Dingen, die, sobald sie dieses gewahr wird, das Rad kehrt und das Gleichgewicht herstellt. Wäre mir der Ausdruck erlaubt, so würde ich sie die mißbilligende Göttin des Übermuts nennen, die nämlich dem Sterblichen folgt und ihm die

1) Nemesis ist tätiger als Tyche; jene verhängt über den Menschen das Geschick (νέμει), während diese den Sterblichen zuteil wird (τυγχάνει); auch tritt die gerecht ausgleichende und strafende Gewalt des Schicksals bei der Nemesis stärker hervor. Von den Moiren unterscheidet sie sich besonders dadurch, daß sie dem Menschen nicht schon vor der Geburt und ohne sein Verdienst das Schicksal bestimmt.

kleinste Überschreitung ernst verdenkt. Das war der moralisch feine und ganz philosophische Begriff, den die Kunst der Griechen aus jener rohen Materie von der Veränderlichkeit des Glückes, von seinem Unwillen an Übermut und Stolz, vom Neide des Schicksals u. a. geläutert emporzog; doch leugne ich nicht, daß der Name Nemesis auch hier und da in weiterer Bedeutung gebraucht worden ist.

Die subjektive Form der Untersuchung bekundet sich in Wendungen wie „wäre mir der Ausdruck erlaubt", „wobei ich nicht leugne". Neigung zu nomina agentis, wie Bewahrerin, Aufseherin, Bezähmerin, Feindin, Beisitzerin, Schadenfreundin. Häufiger Gebrauch von so, so . . so, solange, sobald als, also und anderen Zusammensetzungen von so. Anapher: beide . . beide. Wortpaarungen (sittlich und still, Recht und Macht, Übermut und Stolz, Verdruß und Nachteil, merkt und belohnt, wägt und straft). Hervorhebung durch nichts als. Längerer Satz mit mehrfacher Unterordnung (dem Zeus selbst usw.).

6. Die Religion der Römer

von Otto Ribbeck (Römische Dichtung).

Das ernsthafte, ehrenfeste Bauern- und Hirtenvolk, das in alter Zeit das wellige Flachland an den Ufern des Tiber und die Sabinerberge bewohnte, war für Sang und Spiel von Haus aus wenig aufgelegt; die Sorge um Haus und Hof, Soll und Haben, Recht und Pflicht beherrschte seinen berechnenden, nüchternen Verstand; die Strenge der Sitte bannte seine Vorstellungen in einen enggeschlossenen Kreis, den die gaukelnden Träume der Phantasie oder weichere Regungen des Herzens kaum beunruhigten. Auch die göttlichen Wesen, die diese schlichten Menschen verehrten, schwebten ihrem andächtigen Geiste nicht in bestimmter menschlicher Gestalt und Persönlichkeit vor wie den Griechen. Die oberen, im lichten Himmelsraum wohnend, galten ihnen im allgemeinen als schaffend und helfend, die unteren, in der düsteren Tiefe heimisch, als lebenraubend und zerstörend. Im Geschlecht verschieden, oft

zu Ehepaaren verbunden, nach patriarchalischer Art fast durchweg als Väter und Mütter der Sterblichen verehrt, zeugten sie doch selbst keine Kinder.

Sie hatten kein Haus auf Erden, das ihrem Dienst geweiht war. Auf Bergeshöhen, in heiligen Hainen, an waldumkränzten Seen ahnte man ihre Nähe; man betete zu Jupiter Latiaris auf dem Berge von Albalonga, zu dem Sonnengott auf dem Sorakte. In der Einsamkeit des Gebirges, unter den Wipfeln majestätischer Bäume, an geheimnisvoll rauschender Quelle, in natürlichen Grotten fühlte man sich inniger ergriffen, glaubte man die Stimmen der Gottheit eindringlicher zu vernehmen. Laubgewinde und bescheidene Weihgeschenke, das Fell oder die Hörner eines Opfertieres, womit solche heilige Stätten geschmückt waren, luden den Wanderer, der seine Straße zog, zu andächtigem Verweilen ein.

Nicht zu unmittelbarem, traulicherem Verkehr stiegen jene unfaßbaren und unsichtbaren Mächte (numina) zu den Irdischen herab; nur durch Zeichen und Wunder, durch geisterhafte Stimmen und Töne, durch ungewöhnliche Naturerscheinungen offenbarten sie sich. Den Raum, an dem die Beobachtung der Himmelszeichen und des Vogelfluges Bedeutung haben sollte, bezeichnete der Stab des Priesters am Horizont, und das nach den vier Weltgegenden von ihm in Gedanken abgegrenzte Feld hieß templum.

Von der Geburt bis zum Tode in allen Regungen des Lebens fühlte sich der Fromme umgeben von einer zahllosen Schar das All durchdringender Geister; denn den einzelnen Hauptgottheiten waren dienende Gesellen und Gesellinnen beigegeben. Jedes Menschenkind, dann in weiteren Kreisen jede Familien- und Geschlechtergemeinschaft, die Gemeinde, das Volk als Gesamtheit stand vom Beginne seines Daseins an unter der Obhut seines Genius. Die Vorratskammern und den häuslichen Wohlstand beschützten die Penaten, über Fluren, Wege, Häuser walteten die guten Lases (Lares), aber Saaten und Herden bedrohte der wilde Marmar (Mars). Nach echt bäurischer Anschauung bestand eine Art gegenseitiger Verpflichtung zwischen Menschen und Göttern, daß jeder von beiden Teilen dem anderen gegenüber

seine Schuldigkeit tue. Dies Gefühl der Gebundenheit und die gewissenhafte Sorge für die Erfüllung aller Verbindlichkeiten nannte der Römer religio.[1]) Denn nur die peinlichste Beobachtung aller gottesdienstlichen Formen sicherte ihm Gunst und Hilfe seiner Götter. Die kleinste, auch unbewußte Abweichung von der einmal durch Auspizien geweihten Formel eines Gebetes oder jedes anderen gottesdienstlichen Spruches, das geringste Versehen in den vorgeschriebenen Bewegungen, jede leiseste Stockung oder zufällige Störung machte eine ganze heilige Handlung ungültig und verlangte Sühnung, zum mindesten Wiederholung desselben Aktes. Daher die Abhängigkeit von den Priestern, die allein im vollen Besitze der nötigen Kunde waren.

Malende Beiwörter (der lichte Himmelsraum, die düstere Tiefe, gaukelnde Träume, die guten Lases, waldumkränzte Seen, geheimnisvoll rauschende Quelle); Neigung zu Fülle des Ausdrucks, die sich in vielen Wortpaarungen kundgibt (Bauern- und Hirtenvolk, Sang und Spiel, Haus und Hof, Gestalt und Persönlichkeit, Zeichen und Wunder, Stimmen und Töne u. a.), aber auch in doppelten Beiwörtern (berechnender, nüchterner Verstand, unfaßbare und unsichtbare Mächte). Keine langen Perioden, sondern meist Hauptsätze, abgesehen von einigen relativen Nebensätzen; mehrfach vertreten sogar Adjektiv oder Partizip die Stelle der untergeordneten Fügung (die oberen, im Himmel wohnend = welche wohnen, die unteren, in der Tiefe heimisch = welche heimisch sind).

7. Der dorische Tempel

von Ernst Curtius (Griechische Geschichte).

Dem griechischen Steintempel liegt zunächst eine Idee zugrunde, die bei allen gottesdienstlichen Einrichtungen der Hellenen maßgebend war, nämlich die strenge Sonderung des Heiligen und des Profanen. Darum wird der gewachsene Felsboden geebnet und darauf eine breite Terrasse aus gehauenen Felssteinen auf-

1) Von religare, binden.

gemauert, die einerseits bestimmt ist, dem Tempel eine feste Grundlage und einen sicheren Zusammenhang mit dem Boden zu geben, anderseits ihn als etwas Besonderes und für sich Bestehendes auf eigener Sohle hinzustellen und über den Boden, auf dem die Menschen ihre Geschäfte treiben, feierlich zu erhöhen. Dem Zwecke dieser feierlichen Gründung dienen die breiten Stufen, die rings um den Bau herumgeführt werden, drei an der Zahl, auf daß der guten Vorbedeutung wegen mit dem rechten Fuße die erste und auch die letzte Stufe betreten werde.

Der Standort des Bildes muß seiner Bestimmung nach fest und rings umschlossen sein. Starke Wände, aus Steinblöcken aufgerichtet, umgeben daher den vierseitigen, nach Osten gestreckten Raum der Tempelzelle; wie dicke Vorhänge entziehen sie den Anblick des Bildes jedem ungeweihten Auge. Aber es soll auch zugänglich und sichtbar sein. Denn auf dem östlichen Vorplatze des Tempels steht der Brandopferaltar und die darauf Opfernden wollen es im Angesichte der Gottheit tun. Es bedarf also einer Vermittlung zwischen dem dunklen Binnenraume und der äußeren Umgebung. Dies wird erreicht, indem sich die Zelle nach Osten öffnet und die Wände der Langseite zu beiden Seiten des Eingangs als Pfeiler vorspringen. In der Mitte der beiden Wandpfeiler (Anten) erheben sich zwei Säulen, die zum Eingange hinführen. Sie bezeichnen die Stirnseite des Gebäudes und bilden mit den vorspringenden Pfeilern die Vorzelle, die nur durch Gitterwerk nach außen geschützt wird. Ein entsprechender Raum schließt sich im Westen als Nachzelle dem Kerne des Gebäudes an.

Säule und Wandpfeiler werden durch den Architrav[1]) miteinander verbunden. Auf diesem erheben sich von neuem senkrechte Stützen, die Triglyphen, viereckige Blöcke, deren Zwischenräume (Metopen) zur Erhellung des Innern offen bleiben. Oberwärts werden die Triglyphen durch wagerechtes Gebälk unter sich verbunden. Wie die Säulen den Architrav, so tragen die Triglyphenblöcke den vorspringenden Saum des Tempeldaches. Dieses breitet sich der Länge nach über den ganzen Unterbau, indem es

1) Von archi- und trabs, Balken, also Hauptbalken.

über der Vor- und Nachzelle einen dreieckigen Giebel bildet, nach den Langseiten aber auf schräger Fläche das Regenwasser ablaufen läßt, das sich in der Dachrinne sammelt und durch offene Löwenmäuler ausgespieen wird, ohne die unteren Teile des Baues zu treffen.

Das ist das Gerüste des griechischen Tempels in seiner einfachsten Form. Jeder Teil ist ein notwendiges Glied, das an seiner Stelle dem Gesamtzwecke dient, ohne etwas für sich zu sein. Es ist der Kosmos des dorischen Staates, in Stein versinnlicht. Nach den einfachsten Zahlenverhältnissen ist das Ganze geordnet, und doch besteht eine große Mannigfaltigkeit wirksamer Wechselbeziehungen und Dienstleistungen, ein lebendiger Gegensatz des Senkrechten und Wagerechten, des Offenen und des Verschlossenen, des Tragenden und des Getragenen; alle Gegensätze lösen sich aber in einer höheren Harmonie auf, die mit einem beruhigenden und feierlichen Ernste dem Anschauenden entgegentritt und ihm die heilige Bedeutung von Maß und Gesetz lebendig vor Augen stellt.

Dieser sittliche Eindruck des Gebäudes soll nicht durch äußerlichen Putz abgestumpft werden, wie ihn die gedankenlose Kunst der Barbaren liebte. In voller Wahrheit und Wesenheit soll die innere Gliederung zutage treten. Wenn also an dem Werksteine noch etwas hinzugefügt wird, was nicht zu seiner baulichen Dienstleistung gehört, so ist dies kein gleichgültiger Schmuck, der wie ein anmutiges Formen- oder Farbenspiel das Auge ergötzt, sondern es hat die Bestimmung, anschaulich zu machen, was das einzelne Werkstück für das Ganze leistet. Die Säule würde auch als glatter Steinzylinder das Gebälk tragen. Wenn aber der Säulenstamm von unten nach oben mit Hohlkehlen gefurcht wird, die mit flachem Bogen so nahe aneinander grenzen, daß von der ursprünglichen Oberfläche des Stammes nur Rippen übrig bleiben, die wie feine Linien nach oben steigen, so wird die Säule dadurch für das Auge eines jeden, mag er sich dessen bewußt sein oder nicht, als ein aufwärts strebender, zum Stützen bestimmter Teil des Baues bezeichnet. Darum wiederholen sich auch die Hohlkehlen bei den Triglyphen, die für das Dach sind, was die Säulen für den Architrav.

Es soll aber nicht nur das einzelne Bauglied seiner Wirksamkeit gemäß gezeichnet, sondern auch die Wechselbeziehung der Bauglieder untereinander versinnlicht werden. Hier kommen besonders zwei Begriffe zum Ausdruck, je nachdem die Teile des Baues nach oben frei enden oder eine Last aufnehmen. Den unbelasteten, freien Abschluß stellt am natürlichsten eine aufgerichtete Blätterkrone (Palmette) dar, die Belastung eine fächerartig mit ihren Spitzen niedergebeugte Blätterreihe.

Wenn aber das nackte Gerüst des Baues mit einer durchsichtigen Hülle von Formen angetan wird, die mit dem Meißel oder in Farbe ausgeführt sind, so spricht man damit aus, wie der Stein, der als tote Masse im Gebirge gelegen hat, als Baustein im Gotteshause ein höheres Sein, eine ideale Bestimmung erhalten habe. Aber auch hier darf keine Willkür schalten; es liegt der Formensprache eine durch feste Überlieferung geheiligte Symbolik zugrunde, von der keine Künstlerlaune abweichen darf.

Der einzige Schmuck, den sich die Darstellung gestattet, ist die Verwendung verschiedener Vergleiche (wie dicke Vorhänge, wie feine Linien u. a.). Auf Deutlichkeitsbestrebungen weisen die öfter gebrauchten Bindewörter nicht nur, sondern auch, einerseits, anderseits, nämlich u. a. hin. Mit den fremden Kunstausdrücken der Architektur verfährt Curtius auf verschiedene Weise; entweder gebraucht er sie ausschließlich wie Triglyphen statt Dreischlitze, oder er setzt sie in Klammern, so Palmette bei Blätterkrone, Metopen bei Zwischenräumen, Anten bei Wandpfeiler. Doch werden auch an Stelle der fremden Kunstausdrücke gute deutsche Wörter verwendet, z. B. Stirnseite (= Front), Vorzelle (Pronaos), Nachzelle (Opisthodomos) u. a. Mehrfach sind attributive Bestimmungen nachdrucksvoll hinter ihr Substantiv gestellt, so starke Wände, aus Steinblöcken aufgerichtet, der Kosmos des dorischen Staates, in Stein versinnlicht, breite Stufen, drei an Zahl. Von Nebensätzen überwiegen stark die relativen, von denen sechzehn vorkommen; nächstdem finden wir am häufigsten erklärende mit indem.

8a. Apollo von Belvedere[1])

von Adolf Furtwängler
(Denkmäler griechischer und römischer Skulptur).

Der schlanke Götterjüngling Apollo ist im Begriffe, elastischen, leichten Ganges an uns vorüberzuschreiten. Den Kopf hat er nicht nach der Richtung des Schrittes, sondern nach der Seite gewendet. Der strahlende Blick ist weit in die Ferne gerichtet. Der Künstler will sagen: dieser Apollo hat nicht ein einziges, beschränktes Ziel im Auge; er schaut nach links, er schaut nach rechts, er schaut überallhin; denn er ist der rettende, der helfende Gott, der alles Unheil abwehrt; er ist der Strahlende, der alles Finstere besiegt, der alles Böse, alles Kranke sühnt und heilt.

Die Waffe aber, mit der er fernhin trifft und immer siegt, ist sein Bogen; daher heißt er der mit dem silbernen Bogen, der Bogenberühmte, der Ferntreffer. Die linke Hand der Statue, die ergänzt ist, trug einst ohne Zweifel den Bogen, vielleicht zugleich einen Pfeil, den ja die Bogenschützen mit dem Mittelfinger der Linken zu umfassen pflegten. Um die Brust läuft das Band des auf dem Rücken hängenden Köchers.

Die rechte Hand trug einen Lorbeerkranz mit daran befestigten geknoteten Binden. Dieses Attribut, von dem ein Ende noch oben am Stamme, oberhalb des Kopfes der Schlange, erhalten ist, bezieht sich auf die reinigende, heilende und sühnende Kraft des Gottes und kommt öfter in seiner Hand vor. Auch die Verbindung von Bogen in der Linken und Lorbeerkranz in der Rechten ist durch zahlreiche Apollodarstellungen zu belegen.

Die auf der rechten Schulter geknüpfte Chlamys fällt über den linken Arm herab; die äußerst zierlichen Sandalen sind für

1) Dieses berühmte Marmorbild wurde zu Ende des 15. Jahrhunderts, wahrscheinlich in einer Villa bei Grotta ferrata in der Nähe von Rom, gefunden und von Papst Julius II. zum Schmucke des von ihm erbauten Belvederes im vatikanischen Palaste verwendet. Es ist die Nachahmung eines herrlichen Werkes aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, das wahrscheinlich von Leochares, einem jüngeren Zeitgenossen des Praxiteles und des Skopas, geschaffen worden ist.

den durch sein Reich wandernden und überallhin Hilfe bringenden Gott charakteristisch. Der schlanke Körper und die schwungvolle Bewegung erregen Wohlgefallen, allein das Schönste und Bedeutendste an dem Werke ist der K o p f. In ihm gewinnt die ganze Hoheit und Reinheit des apollinischen Wesens, in ihm auch die feurige Energie des strahlenden Gottes ihren vollendetsten Ausdruck. Daß diesem männlichen Wesen aber weibliche Zartheit nicht ganz fehle, das deutet die von der Mädchentracht entlehnte üppige Haarfrisur an, indem die Fülle der Locken auf dem Kopfe in eine Schleife gebunden ist.

8 b. Apollo von Belvedere

von W o l f g a n g H e l b i g
(Führer durch d. öff. Samml. klass. Altert. in Rom).

Die Statue vergegenwärtigt in der packendsten Weise das, was die Griechen eine Theophanie nannten, d. h. das urplötzliche Eintreten einer bisher unsichtbaren Gottheit in die reale Welt. Man empfängt den Eindruck, als komme Apoll soeben aus dem Nebel heraus, in dem sich die Unsterblichen nach der Schilderung des homerischen Epos bergen, und strahle in unwiderstehlicher Weise seine göttliche Kraft aus. Da er auf dem Rücken den Köcher trägt, muß er in der einen Hand den zugehörigen Bogen gehalten haben, und zwar in der vorgestreckten linken Hand, weil für die rechte ein anderes Attribut bezeugt ist, dessen Reste sich an dem antiken, oberen Ende des Stammes erhalten haben. Man sieht daselbst vier parallele Enden von Wollbinden, auf denen zwei mit den Spitzen nach unten gerichtete Lorbeerblätter aufliegen, während ein wenig weiter rechts zwei ebenso gerichtete Lorbeerblätter unmittelbar an dem Stamme festsitzen.[1]) Hiernach hielt der Gott in der geschlossenen Rechten, die etwas mehr nach vorwärts gestreckt war als in der modernen Restauration, das Symbol seiner

1) Die Schlange am Baumstamme ist ein allegorisches Attribut, das auf die Göttlichkeit der ihrer Erscheinung nach menschlichen Gestalt hindeutet.

sühnenden und reinigenden Kraft, den mit geknoteten Wollbinden behangenen Lorbeerzweig (στέμματα). Die Attribute heben also zwei besonders bedeutsame Eigenschaften des Apoll hervor. Der Bogen charakterisiert ihn als den Fernhintreffer, der durch seine unfehlbaren Pfeile die Erde von Ungeheuern und trotzigen Frevlern befreit, der Lorbeerzweig als den Gott, der schuldbeladene Sterbliche, wenn sie sich ihm bußfertig nahen, reinigt und erlöst, der Seuchen und andere Landplagen fernhält. Die selbstbewußte Haltung wie der Gesichtsausdruck lassen deutlich erkennen, daß sich der Gott seiner Aufgabe gewachsen fühlt. Die etwas zusammengezogenen Brauen, der leicht geöffnete Mund und die leise zitternden Nasenflügel bekunden den Unwillen, den er angesichts der von ihm zu bekämpfenden Übelstände empfindet. Doch beschränkt sich die Erregung auf diese Teile des Gesichtes, und so bleibt die erhabene Ruhe der Stirn ungetrübt. Die Haare, die wie gegossen und ziseliert aussehen, die Weise, in der die Falten des über den linken Arm herabfallenden Mantels behandelt sind, und der mit Wollbinden behangene Lorbeerzweig, den die rechte Hand hielt, ein Attribut, dessen Wiedergabe mit großen Schwierigkeiten verbunden war, alles dies deutet auf ein Original aus Bronze. An einem solchen war der Baumstamm, durch den bei der Ausführung in Marmor das rechte Bein gestützt werden mußte, unnötig, und es fiel somit ein Motiv weg, das den unmittelbaren Eindruck der Göttererscheinung empfindlich beeinträchtigte.

Helbigs Darstellung unterscheidet sich von der Furtwänglers dadurch, daß sie nicht die Figur an sich ins Auge faßt und erklärt, sondern mehr von den Attributen ausgeht und diese für die Deutung der Aufgabe des Gottes und für die Ermittelung des ursprünglichen Materials zu verwenden sucht. Jeder hebt andere Einzelheiten hervor, F. die Haarfrisur, die Sandalen, die Schlankheit des Körpers, H. die zusammengezogenen Brauen, den leicht geöffneten Mund, die leise zitternden Nasenflügel, die erhabene Ruhe der Stirn. F. verwendet öfter die Anapher (schaut, schaut, schaut, alles, alles, alles, in ihm, in ihm auch), macht mit Vorliebe von Partizipien Gebrauch (strahlender Blick, der hängende Köcher, auch mehrere nebeneinander: der rettende, helfende Gott, reinigende, heilende und sühnende Kraft,

wandernd und Hilfe bringend); zu beachten sind ebenso die Fügung „elastischen Ganges vorschreiten“ und die Wortbildung „Götterjüngling“. Bei H. ist die häufige Zulassung von Fremdwörtern auffällig (Theophanie, Restauration, Motiv, Symbol, Attribut, Original, reale Welt, parallel, ziseliert u. a.). Die Worte „ohne Zweifel“ bei F. deuten an, daß man lange Zeit die Statue anders aufgefaßt hat, verführt durch den russischen Archäologen Stroganow, der annahm, Apollo habe in der Linken die Ägis mit dem Medusenhaupt gehalten und damit die Gallier zurückgeschreckt, die 278 das delphische Heiligtum bedrohten.

9. Die Germanen um Christi Geburt

von Otto Seeck
(Geschichte des Untergangs der alten Welt).

Das Land, wohin die Germanen durch die Wanderungen in der Urzeit geführt wurden, war kalt und feucht, zum größten Teil mit Sümpfen oder rauhem Urwalde bedeckt. Fast den einzigen Reichtum der Familie bildete ihr Vieh, das sich auf den rauhen Weiden der neuen Heimat zu kleinen und unansehnlichen, aber harten und entbehrungsfähigen Massen entwickelt hatte. Die Gier, diesen kostbaren Besitz durch Raub zu vermehren, bot gewiß den häufigsten Grund für die Nachbarfehden, die ununterbrochen diesseits des Rheines tobten. Ein Tier zu schlachten erlaubte sich der gemeine Mann wohl nur an den höchsten Festen; selbst Butter war ein Leckerbissen, den sich allein die Reichen gestatteten. Das Volk lebte im Binnenlande vorzugsweise von Milch, an der Küste von Fischen und Vogeleiern. Einen nicht unbeträchtlichen Teil der Nahrung gewährten auch die Früchte des Waldes, namentlich Eicheln und Bucheckern. Ob man Brot zu backen verstand, wissen wir nicht; jedenfalls genoß man die Körnerfrucht nur ausnahmsweise, meist wohl in der Form von Haferbrei. Die größte Rolle für die Ernährung spielte die Jagd, deren Ertrag man mitunter noch roh verschlang. Denn hatte man sich auf der Spur des Wildes von dem Heimatsdorfe weiter entfernt, so war es kein leichtes Ding, mit dem feuchten Holze der germanischen Urwälder ein Feuer zu entzünden. Damit die Jagdbeute nicht abnehme, sorgte jede

Völkerschaft dafür, ihre Dörfer mit einer breiten Zone unbewohnten Waldes zu umgeben, die dem Wilde Schutz bot und zugleich die Raubzüge der Nachbarn erschwerte. Die Ausdehnung dieser wüsten Jagdgründe bildete den Stolz des Volkes; je weiter es um seine Grenzen her jede Ansiedelung verhindern oder zerstören konnte, desto mehr rühmte es sich seiner unbezwinglichen Tapferkeit.

Dementsprechend war die Entwickelung aller Kenntnisse und technischen Fertigkeiten. Wenn das Alphabet bekannt war, was wir nicht wissen, so benutzte man es doch nur zu Wahrsagerei und allerhand Zauberspuk. Auch dieser hatte sich noch nicht wie in Gallien zu einem geheimen Wissen ausgebildet, das gelehrte Priester ihren Schülern in langjährigem Unterrichte mitteilten, sondern er wurde wie noch heute von alten Weibern gehandhabt. Diese pflegten auch die Menschenopfer darzubringen, die als das wirksamste Mittel galten, um die Gunst der Götter zu gewinnen. Denn diese schrecklichste Form des Gottesdienstes war über alle germanischen Stämme verbreitet und hatte in der Volkssitte so tiefe Wurzeln geschlagen, daß ihr die Franken selbst nach ihrer Bekehrung zum Christentum noch lange Zeit treu blieben. Das Schmiedehandwerk betrieb man zwar, doch die Ausbeutung der Eisenlager, die im Osten der deutschen Lande entdeckt waren, ließ man in den Händen eines keltischen Stammes, der den germanischen Siegern dafür Tribute zahlte. Das Metall blieb daher ein seltener und kostbarer Artikel; aus diesem Grunde besaßen auch nur wenige Schwerter; die Hauptwaffe war der lange Speer, dessen kleine Spitze eine geringe Menge des wertvollen Materials in Anspruch nahm. Und selbst diesen konnte sich nicht jeder anschaffen; die Ärmsten, welche in der Schlachtreihe die hinteren Glieder bildeten, kämpften oft nur mit Stangen, deren zugespitztes Ende im Feuer gehärtet war. Aus Bronze fertigte man Gürtel, Fibeln, Spangen; das Gold und Silber, das durch den Handel eindrang, wurde zu Ringen und Ketten, Hals- und Armbändern verarbeitet, mit denen sich Männer wie Weiber gern den Leib behängten, wie ja alle Wilden sehr begierig nach Schmuck zu sein pflegen. Als Münze lernte man nur im Westen, wo der Verkehr mit den Galliern und später den Römern am regsten war, die Edel-

metalle gebrauchen; sonst diente das Vieh als Wertmesser und Zahlmittel. Die Webekunst hatte man als Erbteil des arischen Urvolkes in die neuen Wohnsitze mitgebracht, bediente sich ihrer aber nur in geringem Umfange. Denn trotz des rauhen Klimas deckten die meisten ihre Blöße nur notdürftig mit ein paar zusammengenähten Fellen. Das Meer, das den Südländern immer furchtbar geblieben war, lockte die Deutschen schon früh zu kühner Wikingerfahrt. Doch ihre Schiffsbaukunst beschränkte sich auf das Aushöhlen roher Baumstämme; diese lieferten ihre Urwälder freilich in so kolossaler Größe, daß in einzelnen jener primitiven Boote nicht weniger als dreißig Mann Platz fanden. Was aber das Wichtigste ist, auch der Ackerbau war kaum auf der ersten Stufe seiner Entwickelung angelangt. Im zweiten Jahrhundert vor Christus bestellten die Germanen den Boden noch gar nicht, sondern lebten ausschließlich von Jagd und Viehzucht. Als Cäsar im Jahre 58 v. Chr. mit ihnen in Berührung kam, hatten sie mit dem Feldbau zwar schon begonnen, doch nahm er in ihrem wirtschaftlichen Leben noch eine sehr untergeordnete Stelle ein. Und hundertundfünfzig Jahre später, zur Zeit des Tacitus, zog man noch immer keine Pflanzen, die einer mehrjährigen Pflege bedürfen, ehe sie Ertrag geben, also nur Körnerfrucht, aber weder Obst noch Wein.

Solange man noch keinen Ackerbau kannte, besaß man auch kein Bier, das einzige berauschende Getränk, das zu den Germanen gelangte, war der Wein, und, aus der Fremde eingeführt, mußte dieser so kostspielig sein, daß nur die reichsten Häuptlinge sich seiner bedienen konnten. Trotzdem begann der Alkohol hier ebenso seine verheerenden Wirkungen zu üben wie heutzutage unter den Negern Afrikas. Die Sueben sahen sich veranlaßt, den Weinhandel auf ihrem Gebiete gänzlich zu hindern, und da sie einem großen Teile der gallischen Grenze vorgelagert waren, schnitten sie dadurch auch den meisten Völkern des inneren Germaniens die Zufuhr ab. Doch gerade dies ist vielleicht der Grund gewesen, daß sich die Bierbrauerei, für die der neuentstandene Körnerbau den Rohstoff hergab, unter den Deutschen verbreitete. So erhielten sie ein Berauschungsmittel, das durch seine Wohlfeilheit auch dem gemeinen Manne zugänglich war, und es be-

gann bei ihnen jene wüste Völlerei, welche den nüchternen Südländern, die uns davon berichten, so ungeheuerlich erschien.

Beachtenswert ist vor allem der Gebrauch von Umstandswörtern, um eine Behauptung einzuschränken oder zu verstärken (wohl, nur, fast, gewiß, jedenfalls, namentlich, vorzugsweise, zum größten Teil, mitunter; Steigerungen mit auch und selbst); Vorliebe für Superlative und superlative Ausdrücke, wie kolossal, unbezwinglich, ungeheuerlich u. a. Wortpaarungen (kalt und feucht, klein und unansehnlich, Gold und Silber, Ring und Kette u. a.); mehrfach Gegensätze mit nicht nur . . sondern auch, zwar . . aber, doch . . aber und Folgerungen mit daher, also, aus diesem Grunde; mehrere Vergleiche mit den Wilden und den Negern Afrikas. Satzbau einfach, wenige Nebensätze, abgesehen von relativen, die zahlreich auftreten.

10. Der deutsche Volkscharakter

von Bernhard Volz (Lehrbuch der Erdkunde).

Der Charakter der deutschen Stämme zeigt einzelne Verschiedenheiten, aber doch darüber hinaus die gleiche Grundstimmung in mannigfaltigen Zügen. Bei allen tritt das Gemüt stark hervor.[1] Religiosität ist ein Hauptzug deutschen Wesens; dem Herzen entstammt auch das sehnsuchtsvolle Volkslied; unter den Künsten werden Musik und lyrische Poesie bevorzugt, unter den Wissenschaften Philosophie; überall findet man hier vorzügliche Leistungen. Im Gemüt wurzelt ferner die deutsche Mannen-

---

1) Chamberlain, Grundl. d. 19. Jahrh. I, 502: Freiheit und Treue sind die beiden Grundzüge des germanischen Wesens. Cäsar hat neben der kriegerischen Tüchtigkeit auch die beispiellose Treue der Germanen sofort erkannt und bei ihnen so viel Reiter gedungen, als er nur bekommen konnte. In der Schlacht bei Pharsalus schlugen sie sich für ihn. Augustus bildete seine persönliche Leibwache aus Germanen, ebenso die späteren Kaiser und noch jetzt die Päpste. Unter Nero erklärten friesische Gesandte in Rom, kein Mensch der Welt übertreffe die Germanen an Treue (Tacitus Ann. 13, 54).

treue, die durch ein inneres Band den Mann an den Herrn knüpft. Daher entspringt zugleich das Festhalten an alten sinnvollen Bräuchen und endlich selbst jene für fremde Nationen unfaßbare deutsche „Gemütlichkeit", die jede lebhaftere Erregung des Geistes und Willens mit bequemer Behaglichkeit von sich abweist.

Diese Richtung des Gemütsmenschen nach innen führt zum partikularistischen Sichabschließen, das sich gegen äußere Antriebe ablehnend verhält, sich die freie Selbstbestimmung, die gewohnten Eigentümlichkeiten zu erhalten strebt. Daher das Hängen an Besonderheiten, der Widerwille gegen alles äußerliche Gleichmachen, ein wichtiger Grund für die staatliche Mannigfaltigkeit Deutschlands. Daher auch der Kastengeist, der die Berufskreise auseinanderhält, und anderseits das stark hervortretende Streben, sich zu den kleinen Sonderbünden, Turn-, Gesang-, Schützen- u. a. Vereinen und allerhand Kränzchen zusammenzutun.

Das Vorwiegen des Gemüts hindert die Ausbildung des Willens; deshalb zeigt der Deutsche viel Stetigkeit und Ausdauer, aber Mangel an rascher Entschließung (deutscher Michel). Er wird schwer von der Begeisterung für eine Idee ergriffen und zum opferfreudigen Handeln für diese fortgerissen; allein hat sie ihn einmal erfaßt, so erhält sie ihn länger als die leichter entzündlichen romanischen Völker in Bewegung (Reformation, Befreiungskriege) und schafft dann um so bedeutendere Ergebnisse.

Sobald indes dieser Mangel an rascher Entschließung ins Bewußtsein tritt, bewirkt er Mißtrauen gegen das eigene Können und demnach Mangel an Selbstgefühl sowie bereitwilliges Anerkennen fremder Leistungen bis zur Überschätzung, so daß es schon zur Empfehlung dienen kann, wenn etwas weit her ist. Deutlich hängt damit die Wanderlust und der Auswanderungstrieb des Deutschen zusammen, schließlich auch die Leichtigkeit, sich neuen Daseinsbedingungen in fremden Zonen und Ländern anzupassen, die das deutsche Volk zum glücklichsten Kolonisator macht.

Einheitlichkeit und Kürze sind die Hauptkennzeichen der Darstellung. Alles wird aus dem Gemüt abgeleitet; so erklären sich die vielen folgernden Bindewörter, wie daher, deshalb, demnach, so daß und Sätze wie „damit hängt zusammen". Knappheit des Ausdrucks wird besonders erreicht durch wiederholte Unterdrückung des Zeitwortes (daher das Hängen an Besonderheiten, daher auch der Kastengeist), durch Parenthesen (deutscher Michel, Reformation), Asyndeta (unter den Künsten, unter den Wissenschaften; die freie Selbstbestimmung, die gewohnten Eigentümlichkeiten; das Hängen an Besonderheiten, der Widerwille gegen das Gleichmachen).

11. Der Entwickelungsgang der Kultur Europas

von Viktor Hehn (Kulturpflanzen und Haustiere).

In dem Wechselverkehr des Nordens und Südens oder der Germanen und Roms besteht der Hauptinhalt der Geschichte des europäischen Mittelalters. Von Deutschland waren die Scharen ausgezogen, die den stolzen militärisch-administrativen Bau des Imperatorenreiches in Trümmer geschlagen hatten. Umgekehrt hatte sich Deutschland schon vor der Völkerwanderung der Verführungen südlicher Kultur nicht erwehren können und erfuhr nun während des Mittelalters den unaufhaltsamen, allmählich alle Adern durchdringenden Prozeß der Romanisierung. Seine Wälder wurden ausgerodet, Ansiedelungen, bald auch Städte gegründet und die Sitten, Regierungs-, und Rechtsnormen, die das Altertum erfunden hatte, auf den neuen Boden angewandt.

Ein wichtiger Mittelpunkt der hin- und hergehenden Kulturbewegung war Belgien und das südlich davon gelegene Gebiet. Zur Zeit Cäsars wohnten dort noch kriegerische, in derber Naturfrische verbliebene Kelten, den Germanen ähnlich, später ein Vorbild weitergeschrittener Zivilisation. Flandrische Kolonisten lehrten in Deutschland die höheren Formen des Ackerbaues; von Burgund ging die Tuch- und Leinwandweberei aus; dort (in Reims, Dijon, Sens u. a.) ward die gotische Architektur erfunden und war eine dichte Saat von Städten mit mächtigen Kathedralen ausgestreut; dort gingen die Fabeln von Reineke Fuchs um und erwachte zuerst

die phantastische Idee der Kreuzzüge; dort hatte die modernste Kunst, die Musik, ihre Geburtsstätte und wurde die Ölmalerei, wenn nicht erfunden, so doch angewandt und vervollkommnet.

Aber während Deutschland mit den Mitteln antiker Kultur erzogen und gebildet wurde, erweiterte es seinerseits den Bezirk Europas durch unermüdlich fortgesetzte Kolonisation nach Osten. Im Süden ging diese Expansion von dem Stamme der Baiern aus dem Laufe der Donau nach; im Norden von den Sachsen quer über die Elbe, die Oder, die Weichsel bis hoch an den Küsten der Ostsee hinauf; in jenen deutsch gewordenen Landen erhielten die Nibelungen wenigstens ihre letzte Fassung und schwang sich die Pflanzstadt Wien zum Kaisersitz auf, in diesen trat Kopernikus auf und wurden nach Jahrhunderten Kant, Winckelmann, Fichte und Humboldt geboren; und während dadurch im Süden das Reich des heiligen Stephan in den Kreis der neueuropäischen Zivilisation trat, wurde im Norden auch das weite Gebiet der Piasten und Jagellonen dem geistigen Leben des Westens geöffnet.

Hatten Germanen das weströmische Reich, Türken und Slawen die nördliche Hälfte des griechischen Gebiets überflutet, so brach seit dem 7. Jahrhundert, um den Untergang der alten Welt vollständig zu machen, der Arabersturm über Syrien und das noch blühende Nordgestade Afrikas los. In der ersten Wut des Islams war die Zerstörung furchtbar, aber nachdem dieser fanatische Paroxysmus verflogen, vermehrten die Araber das aus dem Altertum vererbte Kulturkapital durch wertvolle Beiträge, den Kompaß, die sogenannten arabischen Zahlen, die Anfänge der Chemie und Pharmazie, der Kaufmanns- und Hafenpraxis, manche neue Bodengewächse usw. Die arabische Kultur selbst verschwand freilich wieder, aber das von ihr Zugebrachte wurde im Abendlande weiter entwickelt, und als die italienischen Seestädte aufblühten und Banken und Wechselgeschäfte einrichteten, als auch das Schießpulver und das Linnenpapier erfunden waren und allgemeiner angewendet wurden, da war nach langen Jahrhunderten der Barbarei und des Aberglaubens ein Punkt der Umkehr erreicht, von dem an das Leben wieder aufzusteigen begann.

Im 15. Jahrhundert war Italien wieder so erstarkt, daß der Humanismus, sowohl der literarische als der sittliche und politische, da anknüpfen konnte, wo das Altertum in seiner Erschöpfung den Faden hatte fallen lassen. Die Welt öffnete sich dem wieder sehend gewordenen Auge, der Mensch empfand wieder Freude an dem Dasein in dieser Natur und begann sich nach Erkenntnis ihrer Gesetze und ihres geheimnisvollen Innern zu sehnen. Mit der Magnetnadel bewaffnet, segelten kühne Schiffer von Lusitanien und Iberien aus nach Amerika, Ostindien und China; vor den Blicken breitete sich in tausendfacher Fülle der Naturwunder die neue Welt aus. Mathematik, Physik, Mechanik, Botanik, Astronomie und Anatomie regten sich mit jugendlichem Eifer; die Kirche bewachte sie mißtrauisch, konnte sie aber nicht mehr ersticken; mit Hilfe von Messer und Wage, Schmelztiegel und Retorte, Hebel und Pumpe, Thermometer und Barometer, Teleskop und Mikroskop, Pendel und Logarithmen bereitete sich die immer vollere und umfassendere Befreiung der Menschheit vor. Was die moderne Welt von der alten unterscheidet, ist Naturwissenschaft, Technik und Nationalökonomie.

Der Ausdruck wird nicht selten gehoben durch Bilder (der stolze Bau des Imperatorenreiches, der die Adern Deutschlands durchdringende Romanisierungsprozeß, eine dichte Saat von Städten wurde ausgestreut, die Musik hatte ihre Geburtsstätte, der Arabersturm brach über die noch blühenden Nordgestade Afrikas los, Seestädte blühten auf, das Altertum hatte den Faden fallen lassen u. a.) und durch andere Mittel, z. B. durch besondere Bezeichnungen der Länder (Lusitanien und Iberien = Portugal und Spanien, das Reich des heiligen Stephan = Österreich, das weite Gebiet der Piasten und Jagellonen = Polen und Litauen) und durch Anapher (dort .. dort .. dort). Paarweise Zusammenfassung der Wörter: Messer und Wage, Schmelztiegel und Retorte usw. Zergliederung des Begriffes der exakten Wissenschaften in Mathematik, Physik, Mechanik, Astronomie (Individualisierung). Nicht wenige Fremdwörter (militärisch-administrativ, Imperatorenreich, Prozeß, Norm, Zivilisation, Kolonisten, Kathedrale, Expansion, phantastische Idee, fana-

tischer Paroxysmus u. a.). Die Darstellung bewegt sich vielfach in Gegensätzen, die bald mit während eingeleitet werden, bald mit jener . . dieser (vgl. im Norden . . im Süden).

12 a. Der Gott Odin (Wodan)

von Leopold v. Ranke (Allgemeine Weltgeschichte Bd. VI).

Nach der nordischen Mythologie muß der Mensch im Kampfe gegen die zerstörenden Naturkräfte beständig von den Göttern in Schutz genommen werden; ohne dies würde er den Riesen und Drachen zum Opfer fallen. Denn der Kampf gegen die wilde Naturgewalt ist nicht etwa beendigt wie bei den olympischen Gottheiten, sondern wird unaufhörlich weitergeführt. Dabei zeigt sich besonders Odin hilfreich. Er ist der Allvater der bestehenden Welt. Nicht sowohl Thor (Donar) mit seinem Hammer und Donner und Blitz (eine Verbindung, die den Zeus zum Herrn der Welt macht), als vielmehr Odin lehrt den Krieg; er ist die Intelligenz des Krieges an sich. Unvergleichlich erscheint er in seiner Pracht, wenn er auf seinem Throne sitzt und seine Anhänger um sich sammelt. Er belebt sie mit kriegerischem Sinn und vereint sie, wenn sie fallen, in seiner Walhalla, dem nordischen Paradiese, das den auf der Wahlstatt Gebliebenen die Genüsse des Götterlebens gewährt, aber zugleich mit unaufhörlichem Kriegsspiel belebt ist.

Er drückt das geistige Element aus, das die verderblichen Naturkräfte bekämpft und den Menschen ein sicheres Dasein verschafft. Er rettet seine Günstlinge, wenn sie zu fliehen genötigt werden; er tröstet sie, labt sie und führt sie in seinem Mantel von dannen. Als Gott der Gedanken und der Erinnerung hat er zum Sinnbild die Raben[1]), die auf seinen Schultern ihren Sitz nehmen. Er trinkt mit der Sage aus goldenem Becher; er ist der Vater der Poesie und Beredsamkeit; die mannigfaltigsten Richtungen treten in ihm zugleich hervor.

1) Wolf und Rabe, die Tiere des Schlachtfeldes, sind dem Wodan heilig, ebenso das dem Krieger traute Roß und der Baum, von dessen Holze die Lanze gefertigt wird, die Esche.

„Rankes Darstellung ist vor allem ausgezeichnet durch die Fülle wohlgeordneter Tatsachen. Die Feinheit der Stilistik springt weniger in die Augen; was an dem Stil bemerkenswert hervortritt, ist sozusagen der Abglanz von der liebevollen Vertiefung des Verfassers in die Tatsachen und von der Kraft des diese ordnenden Verstandes. Besondere stilistische Kunstmittel werden nicht als nötig betrachtet, um der Darstellung Leben und Kraft zu verleihen. Es ist derselbe Stil, den wir an Thucydides bewundern." (Bockeradt.)

Einförmiger Satzbeginn mit er ist, er belebt usw., aber sonst Abwechselung im Ausdrucke (Naturmächte, Naturgewalt, Naturkräfte; Allvater, Vater, Gott). Streben nach Deutlichkeit erkennt man aus dem Gebrauch von nicht . . sondern, nicht sowohl . . als vielmehr und aus der wiederholten Bezugnahme auf die griechische Mythologie sowie auf verwandte Erscheinungen (olympische Gottheiten, Zeus, Paradies). Wortanklang in Walhalla und Wahlstatt (d. h. Stätte der im Kampfe Gefallenen; vgl. Walküren, d. h. Jungfrauen, welche die Gefallenen küren, erkiesen und zur Walhalla, der Halle der Gefallenen, bringen).

12 b. Der Gott Odin (Wodan)

von Friedrich Kauffmann (Deutsche Mythologie, in der Göschenschen Sammlung).

Der Gott Odin heißt bei den Deutschen Wodan. Den Namen hat das Volk noch nicht vergessen, aber wenn es z. B. dem Schwaben vor dem Muetis Heer oder dem Thüringer vor dem Wütenheer (wütenden Heer, d. h. Wodans Heer) gruselt, weiß er nichts mehr davon, daß die „wilde Jagd" vom alten Heidengott geführt wird.

Was den deutschen Mann ziert und ehrt, was seine Begeisterung und seine Ehrfurcht erregt, was ihn dem Freunde lieb, dem Feinde schrecklich macht, ist in dem Gotte des Liedes und des Krieges zum Ideal verkörpert. Das Gemüt über die Alltäglichkeit zu erheben, die Willenskraft fest auf das Ziel zu konzentrieren ist uraltes Erbgut germanischer Eigenart, und Wodans Erscheinung im Glauben und in der Dichtung spiegelt sie in schärfster Prägung wieder.

Wenn wir uns den germanischen Priester denken, der als rauher Kriegsmann unstet von Schlachtfeld zu Schlachtfeld schreitet, der in der Heimat an der Spitze der Gemeinde weise und gerecht im Geiste der Ahnen gewaltet, den reiche Erfahrung des Lebens über das

Diesseitige und Jenseitige belehrt und in innigster Verschmelzung von Geist und Kraft zum Denker und Dichter erzogen hat, so erhalten wir das Bild Wodans (lat. vates ist etymologisch nächstverwandt), nur hat das Geheimnis religiöser Empfindung dem Gott das Maß der Vollkommenheit in die Brust gelegt.

Viele Namen hatte er im Volke, und doch war er immer derselbe Schöpfer und Ordner. Man erzählte von seinem W i s s e n, seinen Wanderungen, seiner Macht in Krieg und Fehde. Man legte ihm die Fähigkeit bei, sich nach Bedarf zu verwandeln; glaubte man doch, er sei Herr und Vater des Zaubers, sei im Besitz der Runenkenntnis, die ihm die Herrschaft über Lebendes und Totes, über Kampf und Sieg, über Handel und Wandel sichere. Die universale Herrschergewalt hat ihm wohl die Namen Allvater und Menschenvater eingetragen. Von seinem Hochsitz aus sieht er alles, was vorgeht. Auch läßt er jeden Tag zwei Raben über die Erde hinfliegen (sie heißen Hugin und Munin[1]) = Gedanke und Erinnerung), die ihm nach der Heimkehr alles Neue ins Ohr sagen.

Am liebsten sah ihn das Volk als uralten, großen, einäugigen Mann mit langem Bart, im dunkeln Mantel mit überhängendem Sack, den Hut tief ins Gesicht gezogen; vielleicht ist er im Hakelbernd (d. h. Mantelträger) der heutigen Volkssage wiederzuerkennen. Im Waffenschmuck trägt er einen goldenen Helm nebst leuchtender Brünne und führt den Speer Gungnir. Sleipnir heißt sein Roß, achtfüßig, grau von Farbe, das ihn durch Luft und Meer, auch in die Hölle trägt.

Während Ranke besonders die Stellung des Gottes zu den Menschen und zu den zerstörenden Naturmächten zeigt, hebt Kauffmann vor allem die Übereinstimmung zwischen dem Wesen des Gottes und dem germanischen Volkscharakter hervor; jener fußt bloß auf altnordischen Quellen, dieser verfolgt auch das Fortleben im deutschen Volksmunde (Muetis Heer, Hakelbernd); jener erwähnt fast nur

1) Desselben Stammes wie Hugin ist Hubert = Hugbert, „der durch Geist Glänzende“, und die dazu gehörige Kurzform Hugo, während Munin mit lat. memini, memor, monere und mit dem deutschen mahnen zusammenhängt.

geistige Eigenschaften, dieser zeichnet auch seine äußere Erscheinung. K. zieht ferner die Etymologie zur Erklärung heran, macht öfter Gebrauch von der Anapher (was, sein, über) und neigt zu Wortpaarungen (Begeisterung und Ehrfurcht, Geist und Kraft, Schöpfer und Ordner, Krieg und Fehde, Herr und Vater u. a.).

13. Attila

von Wilhelm v. Giesebrecht (Geschichte der deutschen Kaiserzeit).

Attila hatte sich seine Residenz an den östlichen Grenzen Daziens gewählt. In Eile war sie aufgeführt und bestand nur aus hölzernen Gebäuden, aber sie war weitläufig, volkreich und alles mit reinlicher Sorgfalt gehalten. Unermeßliche Schätze, die Beute der eroberten Länder, hegte sie in sich. An dem Hofe des Khans herrschte die ausgesuchteste Pracht, die sogar Griechen und Römer in Verwunderung setzte; selbst an geistigen Genüssen fehlte es nicht. Denn aus den entferntesten Gegenden der Erde zog der Name des mächtigen Fürsten lebhafte Geister herbei; Gesandtschaften aus allen Teilen der Welt begegneten sich hier; neben der hunnischen Sprache wurden die gotische, lateinische und griechische am Hofe gehört.

Attila selbst ließ in der Körperbildung seinen Ursprung nicht verkennen; er war von kleinem Wuchs, auf breiten Schultern ruhte ein großer Kopf, die Gesichtsfarbe war dunkel, die Nase aufgestülpt, die Augen klein und der Bart nur spärlich. Aber stolz trat er auf, und das Auge blitzte nach allen Seiten; Selbstbewußtsein und Herrschsucht sprachen aus seinen Mienen, die einen ernsten, fast finstern Ausdruck hatten. Er lebte einfach; aus hölzernen Gefäßen nahm er Speise und Trank, und auch in Kleidung und Waffen unterschied er sich nicht von anderen Hunnen.

Aber darum wollte er doch als Herr der Welt anerkannt und geehrt sein. Als man ihm einst ein Bild zeigte, auf dem die römischen Kaiser auf goldenem Thron sitzend dargestellt waren und zu ihren Füßen am Boden unterwürfige Hunnen, ließ er auch sich auf seinem Königsstuhle abbilden und vor ihm die römischen Kaiser, wie sie die Goldsäcke heranschleppten und zu seinen Füßen ausschütteten. Er war ein Barbar, aber ein Barbar, der mit seinem

Blick die Welt überschaute. Es entging ihm nicht, was bei den Persern am Euphrat geschah; mit seinem Einfluß leitete er den Hof zu Konstantinopel, zu Rom lauschte man auf sein Wort, zu Karthago bei dem Vandalenkönig fand man seine Gesandten. Voll fester Zuversicht auf das Schwert des Kriegsgottes, das er in den Händen zu haben wähnte, glaubte er die ganze Welt beugen zu können.

Die Darstellung bewegt sich fast durchweg in einfachen, kurzen Sätzen, die meist einander beigeordnet sind; von den acht Nebensätzen sind sechs relativisch. Dreimal wird ein Gegensatz mit „aber" angereiht, einmal mit „doch". Gleichförmigkeit im Ausdruck wird vermieden; zwei Abschnitte beginnen mit „Attila", aber sonst wird der Herrscher im ersten Abschnitt der Khan oder der mächtige Fürst genannt, im zweiten mit „er" eingeführt, das bald in gewöhnlicher, bald in invertierter Wortfolge verwendet wird: er war, er lebte, trat er, nahm er usw. Zerlegung eines Begriffes (am Schluß): statt „er überschaute die Welt" heißt es: „er sah, was am Euphrat geschah, leitete den Hof zu Konstantinopel" usw.; auch dabei ist Abwechselung im Ausdruck erzielt: zweimal ist „er" Subjekt, zweimal „man"; die Prädikate sind alle verschieden. Ein Beispiel wird zur Veranschaulichung herangezogen (Bild des römischen Kaisers), eine Apposition verwendet (die Beute der eroberten Länder), mehrfach ein Begriff gesteigert (sogar, selbst, nur, ausgesuchte Pracht, entfernteste Gegenden).

Das Bild des Hunnenkönigs läßt sich leicht aus anderen Charakteristiken vervollkommnen; z. B. sagt G. Freytag in seinen Bildern aus der Geschichte der deutschen Vergangenheit: „Über seinen Treuen waltete er gnadenvoll wie ein Unsterblicher; höflich, gastfrei, freigebig, wußte er wohl zu gewinnen, die Hochgesinnten durch Vertrauen, die Begehrlichen durch reiche Gelegenheit zu Beute und Goldererwerb festzuhalten. In seiner souveränen Natur war ein Zug von wirklichem Wohlwollen, welches erwärmte; denn auch anspruchsvolle Volksführer hingen mit aufrichtiger Treue an ihm. — Er war ein weitblickender Politiker und starker Herrscher, ein Mann von verschlagenem Geist, der Miene und Wort sorglich hütete und das wilde Hunnenblut, wo es darauf ankam, wohl zu bändigen wußte, wenn er aber der Leidenschaft nachgab, durch die wütende Gewalt seines Wesens auch feste Männer beben machte."

14. Karl der Große

von Gustav Freytag (Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Bd. I).

Karl der Große war gewaltig durch die Wucht seiner Natur und durch die Kraft seines Willens, in Wahrheit der stärkste Herr, welchen germanische Völker je bewundert und gehaßt haben, aber er war in Purpur und Goldreif die ideale Verkörperung eines deutschen Landbauers aus alter Zeit. Erbarmungslos mähte er die Völker wie die Halme des Ackers, und auf den geleerten Boden warf er wieder, dem Säemann gleich, mit Herrenhand die Körner, aus denen ein neues Volk sproß. Er war keine stürmische Natur, die leidenschaftlich oder maßlos das Höchste begehrte oder sich in hohem Schwunge über die Seelen anderer erhob. Er war auch in der Politik einem Landwirt ähnlich. Hart und dauerhaft wie ein Eichstamm, wuchs er während des wildesten Kriegstreibens ruhig fort, bedächtig, nachdenklich, bei großem Tun von unerschütterlichem Willen; Fehlschlag und Niederlage entmutigten ihn nicht, der größte Erfolg berauschte ihn nicht, in der härtesten Arbeit blieb sein Geist klar und gesammelt, mitten im Kampfe um ein hohes Ziel sann er auf neue Kulturen.

Wohl war auch Karl ein Kind seiner Zeit, einer wilden, abergläubischen Zeit, in welcher der Wille des Menschen übermächtig beeinflußt wurde durch Träume und Prophezeiungen, durch plötzliche, für uns ganz unsichtbare Stimmungen der Stunde, durch Gelüste und persönliche Rücksichten. Aber diese dämmerige Welt gaukelnder Schatten, deren sich die Charaktere des Mittelalters nicht entschlagen konnten, hat auf das Tun des einen Königs geringen Einfluß. Einfach und schlicht ist das Gewebe seiner Seele zusammengefügt, wir sehen die Fäden, wir verstehen die Arbeit.

Das Geheimnis seiner seltenen Größe liegt, soweit wir sein Wesen erkennen, in der wohlgewogenen Verbindung der drei höchsten Eigenschaften eines Regenten: er sieht die Dinge richtig, wie sie sind, er besitzt die erfinderische Kraft, die an Stelle des Ungenügenden Besseres zu schaffen weiß, und erfreut sich einer unwiderstehlichen Gewalt in der Ausführung seiner Pläne. Er hat ein Gemüt, das klar und ruhig die Bilder der Außenwelt

aufnimmt, eine schöpferische Kraft, die sie zweckvoll zu verwenden weiß, und kurzen, eisenfesten Entschluß, der gerade auf das Ziel losgeht. Deshalb ist uns die Gestalt dieses Königs, welche mehr als tausend Jahre von uns liegt, weit durchsichtiger und verständlicher als die der meisten Herrscher, die ihm folgten.

Das Größte umfaßt sein Geist und das Kleinste, bei der umfassendsten Arbeit sorgt er sich um alle Einzelheiten, und das Geringste weiß er groß zu behandeln. Der Herr von Europa, der harte Kriegsheld, der unermüdliche Gesetzgeber seines Volkes, der Wächter über die Rechtgläubigkeit seiner Zeitgenossen zählt auch selbst die Eier, die ihm seine Verwalter von den Gütern schicken, befiehlt, welche Fruchtbäume gesetzt werden sollen, hört argwöhnisch auf jeden rauhen und falschen Ton seiner Sänger in der Kapelle, ist eifrig dabei, sich von Alkuin über den Unterschied der lateinischen Synonyme für „ewig" unterrichten zu lassen. Und dies ungeheure Gebiet menschlicher Tätigkeit umspannt er mühelos, er hat immer Zeit zur Mittagsruhe, zur Jagd, zu fröhlichem Heldenspiel; denn er versteht jede menschliche Kraft in seiner Umgebung und weiß jeden nach seinem Talent für Ausführung der eigenen Gedanken zu verwenden.

Ja, er war ein ruhiger Tyrann, er schaltete mit den Menschen, wie der Landmann mit den Stücken seiner Herde; jeden, ob geistlich, ob weltlich, warf er hierhin und dorthin, wo er ihn verwerten zu können glaubte. Aber derselbe Mann hatte auch eine innige Freude an der Tüchtigkeit anderer, wenn diese ihm zu dienen verstand. Wem er vertraute, dem öffnete er sein Herz, zu jedem wußte er sich herabzustimmen; er war doch sicher, sooft er wollte, durch Miene und Wort den Eindruck eines gewaltigen Herrn zu machen. Dadurch wurde er ein Gebieter, wie sich ihn die Deutschen ersehnten, ein Wirt, der strenge die Mannen bändigte und der ihnen durch Freundlichkeit wohlzutun wußte, nicht nur als Spendender, auch durch herzliche Anerkennung ihrer Vorzüge. Er hatte, so scheint es, das Bedürfnis, in gutem, lässigem Einvernehmen mit seiner Umgebung zu sein; wie hart er gegen seine Feinde war, ebenso nachsichtig behandelte er seine Vertrauten in allem, was nicht den Dienst anging.

Der Schriftsteller macht öfter von drei- und mehrgliedrigem Ausdruck Gebrauch (durch Träume, durch Stimmungen, durch Gelüste; er waltet als Gesetzgeber, Lehrer, Landwirt u. a.), wiederholt einen Ausdruck in nachdrucksvoller Weise (ein Kind seiner Zeit, einer wilden, abergläubischen Zeit), verwendet Bilder (Gewebe der Seele, Welt gaukelnder Schatten u. a.) und Vergleiche (ausführlich vom Landmann an mehreren Stellen, kürzer vom Eichstamm), reiht Sätze unverbunden aneinander (zählt, befiehlt, hört, ist u. a.).

Der von Treitschke herrührende Entwurf zur Neuerteilung des Doktordiploms an G. Freytag enthält folgende Stelle (Historische und politische Aufsätze IV, S. 442): „Der Gruß gilt dem Dichter, der einst in Tagen verwilderten Geschmacks den Wohllaut und die Formenreinheit unserer klassischen Dichtung zu erneuern, in Zeiten der Tendenz und Parteisucht wieder Menschen von Fleisch und Blut aus der Fülle deutschen Lebens heraus zu schaffen wagte und seitdem den Deutschen das Vorbild eines denkenden Künstlers geblieben ist. Er gilt dem Historiker, der, schwere Forschung hinter lieblicher Hülle verbergend, sinnig wie kein zweiter den Werdegang des deutschen Gemüts durch die Jahrhunderte verfolgt hat. Er gilt dem Publizisten, der viel verkannt unter den Fahnen des schwarzen Adlers tapfer gefochten, bis sich Preußens Geschicke erfüllten."

E. Schmidt, Charakteristiken, 2. Bd. S. 217: „Deutsche Dichtung deutsche Forschung und deutsche Gesinnung waren in G. Freytag unlöslich verschmolzen. Der Dichter hat dem Forscher eine lebendige Kraft der Vergegenwärtigung, Rundung und farbigen Ausdruck geliehen, der Forscher den Dichter im Bezirk der Wahrheit festgehalten und sicheren Schrittes durch die langen, verdunkelten Hallen der Vorzeit geleitet, und was er freischöpferisch, nachbildend, lehrend vor das Auge der Nation trug, war durchwärmt und erleuchtet von den Strahlen einer innigen Vaterlandsliebe."

15. Friedrich Barbarossa

von Karl Lamprecht (Deutsche Geschichte Bd. III).

Die Regierung König Konrads III. war in ein Zeitalter politischer Ohnmacht Deutschlands, aber des höchsten Triumphes der Kirche gefallen.[1]) Seit der Mitte des 12. Jahrhunderts änderten

1) Damals lebte Bernhard von Clairvaux. Gregor VII. hatte Heinrich IV. gedemütigt, unter Heinrich V. war das Wormser Konkordat geschlossen worden.

sich die Dinge. Jetzt treten die religiösen Fragen bei der politischen Ohnmacht des Papsttums und der religiösen Erschöpfung der Laienwelt zurück; den breiten Raum im geschichtlichen Leben nehmen weltliche Interessen ein: Gewaltige Umwälzungen auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete[1]) beginnen überall die Frucht freier staatlicher Maßnahmen zu zeitigen; auf geistigem Gebiete begegnen die Anfänge einer ersten nationalen Laienkultur im Singen und Sagen der Ritter, und auch im Bereiche der Politik sind die Tage Friedrichs I. scharf von denen seiner Vorgänger geschieden.

Dieser wurde am 4. März 1152 einstimmig zu Frankfurt gewählt und fünf Tage darauf zu Aachen gekrönt. Er war schon seiner äußeren Persönlichkeit nach ganz ein Kind der kommenden Zeit. Er besaß nicht die imponierende Gestalt und die herrische Haltung der alten Salier; zierlich, von mittlerer Größe, war er ein Typus der ritterlichen Gesellschaft seiner Tage. Und auch in seinen Umgangsformen und Charaktereigenschaften entsprach er dem ritterlichen Ideal der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts: fein, liebenswürdig, leutselig, freigebig, von ehrlichem, bisweilen etwas abenteuerlichem Ehrgeiz, schlagfertig in Rat und Tat, hätte er wohl der Schilderung eines Romanhelden Hartmanns von Aue oder Wolframs von Eschenbach zum Vorbilde dienen können.

Den Saliern entsprossen, den Welfen verwandt, schien er die Gewähr der Herrschaft und Versöhnung schon als Wiegengeschenk erhalten zu haben. Seine ersten politischen Schritte liefen auch wirklich darauf hinaus, die großen Fürstengeschlechter unter sich zu versöhnen und dem gemeinsamen Reichsgedanken zu gewinnen, die der Investiturstreit zu fast ebenmächtiger Gewalt neben dem Königstum emporgehoben hatte. Das war nicht möglich ohne eine gleichzeitige Festigung des Hauses der Staufer; nur noch als primus inter pares vermochte damals ein König die Fürsten zu beugen und zu benutzen.

---

1) Durch den Handel erstarkt das Bürgertum und die Städtemacht, der Osten wird kolonisiert, ein neuer hoher Adel bildet sich usw.

Friedrich konsolidierte die staufische Macht, indem er seinem Vetter und Mündel Friedrich, dem jungen Sohne Konrads III., das Herzogtum Schwaben verlieh; nun war das südwestliche Zentrum des Reiches tatsächlich in seiner Hand. Darüber hinaus gewann er im äußersten Südwesten das mächtige Geschlecht der Zähringer durch Versprechungen bezüglich Burgunds, im Süden und Südosten die oberdeutschen Welfen durch Übertragung einer Anzahl von Reichslehen in Italien (der Markgrafschaft Tuscien und des Herzogtum Spoleto). Noch wichtiger war es, daß der König Heinrich den Löwen befriedigte, indem er ihm am 18. April 1153 das Herzogtum Bayern übergab, das bisher der Markgraf Heinrich von Österreich innegehabt hatte.

Natürlich vollzog Friedrich mit so großen Opfern zugleich eine Schwenkung auf die Seite der Laienfürsten überhaupt. Von ihnen erwartete er die nächste Unterstützung seiner Politik. Das bedeutete bei der engen Wechselwirkung zwischen laienfürstlicher und pfaffenfürstlicher Gewalt zunächst ein Zurücktreten der Kirche und für die Krone die Möglichkeit festerer Politik gegenüber der Kurie. Friedrich dachte nicht daran, dem durch das Unglück des zweiten Kreuzzugs geschwächten Papsttum sofort durch eine Romfahrt zu Hilfe zu kommen, wie die Eifrigen unter den Bischöfen es wünschten; vielmehr nutzte er die Lage des Papstes aus, um in Deutschland das königliche Recht bei den Bischofswahlen wieder bis zu den äußersten, nach dem Wormser Konkordat noch zulässigen Grenzen zu erstrecken.

Das Stück enthält in fünf Abschnitten drei Hauptteile: der erste behandelt die Lage der Reiches beim Regierungsantritt, der zweite den Charakter Friedrichs, der dritte und größte seine ersten Maßnahmen. Der erste ist auf dem Gegensatz zur vorhergehenden Zeit aufgebaut, der zweite zeigt den Einklang von Friedrichs Wesen mit den Anschauungen seiner Zeit, der dritte gibt uns Belege für die Wirkungen der geistigen Größe des Herrschers. Die Darstellung ist knapp und gedrungen; nicht selten finden sich abstrakte Substantiva an Stelle von Nebensätzen oder Infinitiven, z. B. bei der politischen Ohnmacht des Papsttums (= weil), er erwartete Unterstützung seiner Politik (= daß), er gewann durch Versprechungen (= indem), ohne

gleichzeitige Festigung (= ohne zu). In den ersten beiden Abschnitten sind gar keine Nebensätze enthalten, im dritten und fünften je einer, nur im vierten finden sich drei. Betreffs der Wortbildung sind zu beachten ebenmächtig, laienfürstlich, pfaffenfürstlich. Von vermeidbaren Fremdwörtern seien genannt imponierend, heroisch, Typus, konsolidieren, Zentrum, Politik, Kurie. „Singen und Sagen" ist eine mittelhochdeutsche Formel mit Stabreim.

16 a. Eine deutsche Stadt am Ende des Mittelalters

von Otto Kämmel (Deutsche Geschichte).

Großstädte im modernen Sinne hat Deutschland während des Mittelalters ebensowenig besessen wie alles beherrschende Mittelpunkte des Handels und Gewerbes; Bevölkerung und Wohlstand waren weit gleichmäßiger verteilt als heute. Das gab den Städten und der Lebensführung ihrer Bürger ein gleichartiges Gepräge.

Wer auf der Landstraße die Landwehr, d. h. den Graben und Wall, der die Stadtflur umzog, durchschritt und sich der Stadt näherte, dem machte sie vor allem den Eindruck einer starken Festung. Denn um die ragenden Türme ihrer Kirchen und die steilen Giebeldächer ihrer Häuser zogen sich hinter tiefen und breiten Gräben drohend die oft doppelten Mauern mit Zinnen und hölzernem Wehrgange dahinter, verstärkt von zahlreichen runden und viereckigen Türmen, auf deren spitzen Ziegeldächern Knäufe und Wetterfahnen blitzten. Eine Zugbrücke führte zum Tore, zuweilen noch durch ein besonderes Vorwerk geschützt; von oben drohten Pechnasen und Fallgitter, die man benutzte, wenn die schweren, eisenbeschlagenen Torflügel und die starken Sperriegel dahinter dem Andrang wichen; darüber ragte ein fester Turm, bei reichen Städten mit Wappen verziert oder in prächtigem, farbenbuntem Ziegelbau ausgeführt. Auch nach der Flußseite sperrten hohe Mauern die Stadt, nur von zahlreichen Toren nach den Landungsplätzen hin durchbrochen, an denen dicht gedrängt die Lastschiffe lagen.

Den Eintretenden empfing, wenn es eine alte Bischofs- oder Königsstadt war, ein Gewirr enger, unregelmäßiger Straßen und Plätze; war es eine junge Kolonialstadt, dann fand er

sich in den regelmäßigen Gassen leicht zurecht. Die Sauberkeit ließ freilich viel zu wünschen übrig, doch allmählich besserte sich dies. Anfangs gab es kein Pflaster, und so bildeten sich bei schlechtem Wetter unergründliche Sümpfe, durch die nur Trittsteine das Vorwärtskommen ermöglichten, und weil sichs die Bürger nicht nehmen ließen, den Unrat nach ländlicher Sitte vor ihren Türen aufzuhäufen und den allbeliebten Schweinen behagliche Freiheit zu gönnen, fand man viel Unsauberkeit. Doch fingen manche Städte, wie Wien und Nürnberg, an, die Straßen zu pflastern und die Haustiere von den Gassen zu bannen. Auch für Wasserzufuhr wurde gesorgt, wie denn Nürnberg am Anfange des 16. Jahrhunderts 120 öffentliche Brunnen und 23 Röhrbrunnen zählte.

Lange waren die Bürgerhäuser schlecht und dürftig geblieben, aus Holz und Fachwerk erbaut, mit Stroh und Schindeln gedeckt, die Schmalseite mit dem spitzen Giebel nach der Gasse gekehrt, mit kleinen Fenstern, die nur von Holzläden, nicht von Glasscheiben verwahrt wurden. Im Erdgeschoß lagen die Läden und ein paar enge Zimmer, oben Vorratsräume und Böden mit der Dachluke und dem Kran, unten geräumige Keller; denn noch besaß jeder sein Ackerland, mindestens einen Garten oder Weinberg. Erst seit dem 14. Jahrhundert begannen vermögende Bürger ihre Häuser aus Ziegeln oder Steinen geräumiger und solider zu bauen und der wohnlichen Ausstattung größere Sorgfalt zuzuwenden, so daß selbst Glasfenster nicht mehr zu den Seltenheiten zählten. Im Süden und Osten nahmen den vorderen Teil des Erdgeschosses wohl offene, gewölbte Laubengänge ein. Über die Bürgerhäuser ragten das Rathaus, die langen Dächer der Klöster, die mächtigen, hochgetürmten Kirchen inmitten der grünen Hügel und der Steindenkmäler ihrer Friedhöfe empor; unaufhörlich klangen die Glocken, und in mancher Stadt maß bereits die Schelle einer Schlaguhr die wertvoll gewordene Zeit.

Es war ein geräuschvolles Leben, das durch diese geregelt wurde; denn es bewegte sich viel mehr in der Öffentlichkeit als heute. Der mittelalterliche Mensch fühlte sich vor allem als Glied einer Genossenschaft, nicht als Einzelwesen. Da belebten sich dann an schönen Frühlings- und Sommerabenden die engen

Gassen von lachenden und scherzenden Menschen; sonst schritt der Handwerker nach seiner Zunftstube und der Patrizier in die Geschlechterstube. Aber auch außerdem war für Schenken der verschiedensten Gattung mehr als hinreichend gesorgt. Bei guter Zeit machte die strenge Polizeistunde und der Torschluß dem lärmenden Leben ein Ende; dann streiften durch die dunklen Gassen, die jeder Beleuchtung entbehrten, bewaffnete Wächter. Gab es nun vollends einen Markttag oder ein Fest oder gar eine Fürstenversammlung, dann wuchsen Lärm und Gedränge unmäßig.

Die derbe Lebensfreude dieses Geschlechtes forderte aber auch besondere, regelmäßig wiederkehrende festliche Veranstaltungen. Neben den hohen Kirchenfesten mit ihren bunten, figurenreichen Aufzügen und Spielen liebten es die Bürger in halbverblaßter Erinnerung an sinnvollen alten Brauch, zum Maienfest den Maikönig oder Maigrafen im Waffenschmuck nach dem grünen Walde zu geleiten und nach einem festlichen Tage wieder heimzuführen, wie z. B. in Erfurt und Cöln. Daraus haben sich im 14. Jahrhundert die Schützenfeste entwickelt. Schier unbezähmbar war auch die Lust beim Karneval in der „Faselnacht" mit Fastnachtspielen und Mummenschanz und derben Späßen. In Speise und Trank, in Kleidung, Schmuck und Gerät entfaltete sich dabei ein Luxus, der auch Fremden, wie dem Italiener Enea Silvio[1]), auffiel; die zahlreichen Kleider- und Speiseordnungen der städtischen Behörden beweisen nur ihre Ohnmacht, solcher Verschwendung zu steuern. Aber wenn man heute seiner Lust die Zügel schießen ließ, zerknirschte man sich morgen in der Brust und war immer bereit zum Übergange von der Fastnacht zum Aschermittwoch, ein Gemisch von Widersprüchen, wie die ganze Zeit.

Attributive Bestimmungen werden öfter nachgeholt, besonders wenn sie aus einem Partizip und davon abhängiger Präpositionalverbindung bestehen, z. B. eine Zugbrücke führte zum Tore, zuweilen noch durch ein besonderes Vorwerk geschützt; hohe Mauern sperrten die Stadt, nur von zahlreichen Toren

1) Der spätere Papst Pius II.; er lebte von 1405—1464.

durchbrochen. Überhaupt sind die Attribute sehr zahlreich, mögen sie nun allein stehen (steile Giebeldächer, hohe Mauern, ein fester Turm, behagliche Freiheit, grüne Hügel, geräumige Keller) oder zwei nebeneinander (tiefe und breite Gräben, zahlreiche, runde oder viereckige Türme, schwere eisenbeschlagene Torflügel, prächtiger, farbenbunter Ziegelbau, enge, unregelmäßige Straßen, sinnvoller, alter Brauch, mächtige, hochgetürmte Kirchen). Gern werden auch Partizipien der Gegenwart als Attribute verwendet, z. B. der alles beherrschende Mittelpunkt, die ragenden Türme, lärmendes Leben, lachende und scherzende Menschen. Der Satzbau ist ziemlich einfach; die Beschreibung bewegt sich meist in Hauptsätzen, die auch eintreten, wo man Nebensätze erwartete, z. B. anfangs gab es kein Pflaster, und so bildeten sich Sümpfe (= da . . so oder so daß). Vorliebe für Relativ- und Bedingungssätze, von denen diese Wechsel in der Form zeigen („wenn es . . war“ neben „war es, . . so“).

17b. Eine deutsche Stadt am Ende des Mittelalters

von Albert Richter (Bilder aus der deutschen Kulturgeschichte Bd. I).

Im 12. Jahrhundert begannen sich die Städte allmählich ihres altbäuerlichen Gewandes zu entkleiden. Die Äcker, Weinberge und Gärten im Mauerbezirk verschwanden, die meisten Plätze wurden bebaut, in jeden Winkel drangen der Handel und das gewerbliche Leben ein. An eine regelmäßige Straßenanlage war aber nicht zu denken. Die großen „Höfe“ des Adels und der Klöster, die Stifter und Pfalzen behaupteten ihren alten Platz und nahmen den größten Raum ein, dazwischen drängten sich die Hütten der Handwerker, die Warenlager der Großhändler und die Verkaufsstände der Krämer. Da sich das Bürgerhaus weder in der Breite noch in der Tiefe recht ausdehnen konnte, so fing man frühzeitig an, mehrere Stockwerke übereinander zu bauen. Und damit begnügte man sich nicht. Man rückte das erste, nicht selten auch das zweite Stockwerk mehrere Fuß weit über das Erdgeschoß heraus, um Zimmerräume, Gaden, nach der Straße hin zu gewinnen. Solche Überhänge benahmen den an sich engen Straßen vollends Licht und Luft. Daneben bestand seit den Kreuzzügen die aus dem

Morgenlande stammende Sitte, die Häuser mit weit vorspringenden Erkern zu versehen. Ferner legten die Handwerker und Krämer ihre Verkaufsstände unmittelbar vor der Haustür an und überbauten sie mit einem Dache; so entstanden die Vorkräme oder Lauben.

Noch immer baute man größtenteils aus Holz. Steinerne Häuser waren so selten, daß sie ausdrücklich als solche bezeichnet wurden; in der Regel bestanden nur die Klöster, die Höfe der Adeligen und der vornehmsten Patriziergeschlechter aus Stein. Diese Steinhäuser bildeten Burgen in der Stadt und waren so eingerichtet, daß sie gegen einen plötzlichen Angriff erfolgreich verteidigt werden konnten; denn nicht selten suchten fehdelustige Ritter ihre Gegner in der Stadt selbst auf, und der Patrizier mußte schon vor den Zunftunruhen auf Volksaufstände und Straßentumulte immer gefaßt sein.

Trotzig kehrten die „Höfe" ihre dicken Mauern mit kleinen, tiefliegenden Fenstern und enger, niedriger Pforte der Straße zu; drinnen gab es finstere Stiegen, dicke, eisenbeschlagene Türen und enge, dunkle Räume; doch fehlte es nicht an weiten Getreideböden und geräumigen Kellern zur Aufnahme des Zinsgetreides von den verpachteten Gütern und des selbsterbauten Weines.

Je beschränkter die Wohnung, desto geringer der Luxus in der häuslichen Einrichtung. Auch die städtischen Ritter kannten die luxuriösen Bequemlichkeiten unserer Tage noch nicht. Ein Schränkchen in der Mauer barg die Kleinode und Schriftstücke der Familie, eine schwarze Truhe die Gewänder und den Schatz der Frauen, die Leinwand; in dem engen Zimmer, das der Kamin noch zur Hälfte einnahm, hatten nur die notwendigsten Geräte, Tisch und Stühle, Platz. Alles war fest und schwer wie die Mauer, die es einschloß.

Etwas heiterer und luftiger baute der patrizische Großhändler. Der untere Raum seines Hauses, das vielfach auch aus Stein errichtet war, gestaltete sich zu einer großen Halle, in der Weinfässer angezapft oder, besonders bei den hanseatischen Handelsherren, Waren gewogen, gepackt, gekauft und verkauft wurden.

Die große Masse der Bürgerwohnungen war ähnlich den Blockhäusern aus Holz erbaut. Wer Vermögen besaß und guten Geschmack zeigen wollte, suchte indes sein hölzernes Haus

mit Malerei und Bildwerk zu schmücken und ihm überhaupt ein freundliches Ansehen zu geben. Da die Giebel nach der Straße gekehrt waren und die Schindel- oder Strohdächer nach rechts und links steil abfielen, so ließ man in der Regel zwischen zwei Häusern einen schmalen Raum leer, in den sich der Abfluß der Dächer ergoß. Dieses Wasser floß dann mitten auf die Straße und bildete hie und da Sümpfe. Überdies lag auf den Fuß- und Fahrwegen allerhand Unrat, den man aus den Häusern entfernt hatte, selbst Dünger war häufig vor den Türen zu finden und wurde nur ausnahmsweise beseitigt, wenn man hohen Besuch in der Stadt erwartete. Weil nun auch die Schweine frei umherliefen, so war die Unsauberkeit überall groß. Kein Wunder, daß die im Mittelalter so häufigen Seuchen hier besonders günstigen Nährboden fanden, gleichwie auch die Feuersbrünste bei dem vorherrschenden Holzbau in ziemlich bedrohlicher Weise auftraten.

Kämmel schildert mehr das Äußere der Stadt und der Häuser, Richter mehr das Innere; jener führt öfter bloß die nackten Tatsachen an (vorwiegend Holzbau usf.), dieser auch deren Ursachen oder Folgen. Dafür geht aber K. näher auf das Leben und Treiben in den Städten ein (Leben in den Schankwirtschaften, Festlichkeiten).

19. Der gotische Baustil[1])

von Ferdinand Bäßler (Abriß der Kirchengeschichte).

Von Nordfrankreich aus trat an die Stelle des romanischen der gotische Baustil, der vollkommenste Ausdruck christlicher Andacht. Sein wesentliches Merkmal ist der ihm durchweg innewohnende Grundsatz der vertikalen Bewegung. Statt

---

1) J. Lippert, Deutsche Sittengesch. II, 147: Solange die Städte selbst ungenügend befestigt waren, nahm die Bauart der Kirchen darauf Bedacht, daß die darin enthaltenen Schatzkammern mit den Bestätigungsurkunden, goldenen und silbernen Geräten usw. wohl verwahrt waren. Darin unterscheidet sich der alte romanische Baustil von dem seit dem 13. Jahrhundert, der Zeit der Stadtummauerung,

des ruhig abschließenden, schwerlastenden Halbkreisbogens wird der leicht aufsteigende Spitzbogen überall angewendet. Hierdurch ist die Massenhaftigkeit des Pfeiler- und Mauerwerkes zu Widerlagern überflüssig geworden; alle Teile des Baues erscheinen mit einem Male einer drückenden Notwendigkeit überhoben, zu freiem Aufstreben entbunden. Die Pfeiler des Innenraums schwingen sich in Gestalt von Säulenbündeln (Diensten und Nebendiensten) leicht zur Wölbung empor; ihre Bewegung setzt sich in den Gewölberippen fort, zwischen denen sich die dreieckigen, nur dünn gemauerten Kappen zum Schlusse der Decke einfügen. Die Umfassungsmauer, die dem Gewölbe schon durch Strebepfeiler und Strebebogen genügenden Gegendruck leistet, kann sich nun statt in den schmalen und sparsamen Öffnungen des romanischen Stils in einer Reihe mächtig hoher, durch Stabwerk und Maßwerk geteilter, mit farbenprächtiger Glasmalerei gefüllter Fenster erschließen. Der Chor, der sich infolge des Wegfalles der Krypta nur noch mäßig über den Boden der übrigen Räume erhebt, schließt nicht wie die romanische Apsis im Halbkreis, sondern polygonisch ab. Der Lettner (lectorium) zieht die Schranke zwischen dem Langhause und dem Allerheiligsten. Die Seitenschiffe setzen sich zuweilen in ungestillter Bewegung noch über das Querschiff fort und umkränzen den Altarraum mit ahnungsvollen Durchblicken.

Dem Innern entsprechend kommt nun auch die Außenseite des Dombaues zu reicher, lebendiger Ausgestaltung. Alles Massenhafte löst sich auch hier in mannigfaltigen und doch folgerecht und harmonisch zusammengehaltenen Gliederungen, verklingt in freier Höhe mit zierlichen Spitztürmen (Fialen) oder schlägt in lebendiges Blätterwerk (Krabben) aus. Stattliche Giebel (Wimperge) überkrönen die Fensterbogen. Bilder der Heiligen unter Baldachinen hüten den Eingang; von den Dächern blicken die Grauen-

aufkommenden gotischen. Jener macht die Kirche zu einem förmlichen Kastell aus schweren, glatten Quadern, engen, schießschartenähnlichen Fenstern und vortretenden, flankierenden Türmen, dieser wagt es, innerhalb der schützenden Stadtmauern die Lichtöffnungen hoch und weit zu machen.

gestalten der Wasserspeier und zeigen auch die dämonischen Mächte dem Hause Gottes dienstbar. In der Mitte der Fassade erhebt sich der Zwischenraum mit dem Hauptportal und dem in das Mittelschiff mündenden Prachtfenster. Zu dessen beiden Seiten steigen, das Ganze vollendend, machtvolle Türme empor, die unteren Geschosse viereckig, das obere im Achteck. Je weiter der Bau nach oben dringt, um so kühner, leichter, frei aufstrebender werden die Verhältnisse. Das Obergeschoß erscheint bereits durchbrochen, vom Himmel durchschienen, massenlos, vergeistigt, mehr noch die pyramidale Spitze, in deren freistehende, mit Blattwerk gesäumte Rippen nur noch leichtes Rosettenwerk eingespannt ist; ihren Gipfel bildet die sich gegen den Himmel aufschließende Kreuzblume, auf das Ziel deutend, welches menschliche Sehnsucht nicht mehr zu erreichen vermochte.

„Zum ersten Male nach langen Jahrhunderten erwachte mit der Freude an der Natur auch die Fähigkeit, sie mit eigenem Auge zu sehen, und der Wunsch, sie selbst aus eigner Kraft nachzuahmen. Und was man wahrnahm, waren Pflanzen und Tiere der heimatlichen Erde, vor allem die Blumen- und Blattgebilde der heimischen Gärten und Wälder, nicht mehr der allein seligmachende Akanthus der alten Welt. Man bildete die Rose nach, man meißelte die Blätter der Petersilie, des Klees und der Distel, arbeitete naturgetreu den Efeu, die Weinrebe und den Hopfen und wußte auch die Eiche, den Ahorn und die Stechpalme darzustellen. Und mit diesem lieblichen Laub- und Pflanzenschmuck übergoß man geradezu alle Flächen und Glieder, die solchen Zierat nur irgendwie ertrugen. Neben diesen Naturformen erlangte das geometrische Element in der Gotik die größte Bedeutung, gleichfalls ein Bruch mit der Antike. Die Zusammenfügung von Kreisabschnitten führte zur Bildung des Maßwerks, mit dem namentlich die Fensterbogen gefüllt wurden. Den Hauptbestandteil des Maßwerkes bilden die Kreisbogen, die sich auf Grundlage eines Dreiecks, Vierecks, Fünfecks usw. zusammenfügen, demnach Dreipasse usf. benannt werden." Vgl. R. Bürkner, Gesch. d. kirchl. Kunst S. 286.

Die Sätze sind nicht lang, auch einander meist beigeordnet, aber doch fehlt dem Stil das Leichte und Flüssige. Dies liegt hauptsächlich daran, daß der Verfasser mit wenigen Worten recht viel sagen

will und zu diesem Zwecke die Substantiva mit einer Menge attributiver Bestimmungen belastet; namentlich werden so Partizipien gebraucht, die adverbiale Zusätze haben; zwei oder drei Epitheta bilden die Regel. Von den gebrauchten Fremdwörtern waren einige Kunstausdrücke des Bauwesens nicht gut zu umgehen, andere, wie polygonisch, Portal, Fassade konnten durch gute deutsche Bezeichnungen ersetzt werden. Beseelung: Die Grauengestalten blicken, alles Massenhafte verklingt, Bilder hüten den Eingang, der Zwischenbau erhebt sich.

20. Wallenstein

von Friedrich v. Schiller

(Geschichte des Dreißigjährigen Krieges).

Wallenstein endigte in einem Alter von fünfzig Jahren sein tatenreiches und außerordentliches Leben; durch Ehrgeiz emporgehoben, durch Ehrsucht gestürzt, bei allen seinen Mängeln noch groß und bewundernswert, unübertrefflich, wenn er Maß gehalten hätte. Die Tugenden des Herrschers und Helden, Klugheit, Gerechtigkeit, Festigkeit und Mut, ragten in seinem Charakter kolossal hervor; aber ihm fehlten die sanfteren Tugenden des Menschen, die den Helden zieren und dem Herrscher Liebe erwerben. Furcht war der Talisman, durch den er wirkte; ausschweifend im Strafen wie im Belohnen, wußte er den Eifer seiner Untergebenen in immerwährender Spannung zu erhalten, und eines Gehorsams, wie er ihn fand, konnte sich kein Feldherr im Mittelalter und in der Neuzeit rühmen. Mehr als Tapferkeit galt ihm die Unterwürfigkeit unter seine Befehle, weil durch jene nur der Soldat, durch diese der Feldherr handelt. Er übte die Folgsamkeit der Truppen durch eigensinnige Verordnungen und belohnte die Willigkeit, ihm zu gehorchen, auch in Kleinigkeiten mit Verschwendung, weil er den Gehorsam höher als den Gegenstand schätzte. Einstmals ließ er der ganzen Armee bei Lebensstrafe verbieten, andere als rote Feldbinden zu tragen. Ein Rittmeister hatte diesen Befehl kaum vernommen, als er seine mit Gold durchwirkte Feldbinde abnahm und mit Füßen trat. Wallenstein, dem man es hinterbrachte, machte ihn auf der Stelle zum Obersten.

Stets war sein Blick auf das Ganze gerichtet, und bei allem Scheine der Willkür verlor er doch nie den Grundsatz der Zweckmäßigkeit aus den Augen. Die Räubereien der Soldaten in Freundesland hatten geschärfte Verordnungen gegen die Marodeure veranlaßt, und der Strang war jedem angedroht worden, den man auf einem Diebstahl betreten würde. Da geschah es, daß Wallenstein selbst einem Soldaten auf dem Felde begegnete, den er ohne Untersuchung als Vertreter des Gesetzes ergreifen ließ und mit dem gewöhnlichen Donnerwort, gegen welches keine Einwendung stattfand: „Laßt die Bestie hängen!“ zum Galgen verdammte. Der Soldat beteuert und beweist seine Unschuld, aber die unwiderrufliche Sentenz ist heraus. „So hänge man dich unschuldig“, sagte der Unmenschliche, „desto gewisser wird der Schuldige zittern.“ Schon macht man die Anstalten, diesen Befehl zu vollziehen, als der Soldat, der sich ohne Rettung verloren sieht, den verzweifelten Entschluß faßt, nicht ohne Rache zu sterben. Wütend fällt er seinen Richter an, wird aber, ehe er seinen Vorsatz ausführen kann, von der überlegenen Anzahl entwaffnet. „Jetzt laßt ihn laufen“, sagte der Herzog, „es wird Schrecken genug erregen.“

Seine Freigebigkeit wurde durch unermeßliche Einkünfte unterstützt, welche jährlich auf drei Millionen geschätzt wurden, die ungeheuren Summen nicht gerechnet, die er unter dem Namen von Brandschatzungen zu erpressen wußte. Sein freier Sinn und sein heller Verstand erhoben ihn über die Religionsvorurteile seines Jahrhunderts.

Noch hat sich das Dokument nicht gefunden, das uns die geheimen Triebfedern seines Handelns mit historischer Zuverlässigkeit aufdeckte, und unter seinen öffentlichen, allgemein beglaubigten Taten ist keine, die nicht endlich aus einer unschuldigen Quelle geflossen sein könnte. Viele seiner am meisten getadelten Schritte beweisen bloß seine ernstliche Neigung zum Frieden; die meisten anderen erklärt und entschuldigt das gerechte Mißtrauen gegen den Kaiser und das verzeihliche Streben, seine Wichtigkeit zu behaupten. Zwar zeugt sein Betragen gegen den Kurfürsten von Bayern von einer unedlen Rachsucht und einem unversöhnlichen Geiste; aber keine seiner Taten berechtigt uns, ihn der Verräterei für über-

4*

wiesen zu halten. Wenn endlich Not und Verzweiflung ihn antreiben, das Urteil wirklich zu verdienen, das gegen den Unschuldigen gefällt war, so kann dieses dem Urteil selbst nicht zur Rechtfertigung gereichen. So fiel Wallenstein, nicht weil er Rebell war, sondern er rebellierte, weil er fiel.

Nach seiner Gewohnheit verwendet Schiller gern Antithesen wie durch Ehrgeiz emporgehoben, durch Ehrsucht gestürzt; die Tugenden des Herrschers, die Tugenden des Menschen; Tapferkeit, Unterwürfigkeit, er fiel, nicht weil er Rebell war, sondern er rebellierte, weil er fiel. Veranschaulichung durch angeführte Beispiele: Belohnung des Rittmeisters, Begnadigung des Soldaten. Fremdwörter: kolossal, Marodeur, Bestie, Sentenz, Dokument, Rebell. Beachtenswerte Wortbildung: Donnerwort.

Jean Paul, Vorschule der Ästhetik: „Die vollendete Kunst- und Glanzprosa schreibt Schiller. Was die Pracht der Reflexion in Bildern, Fülle und Gegensätzen geben kann, gibt er. Er spielt auf den poetischen Saiten mit einer reichen, zu Juwelen versteinerten Hand."

Eine eingehende Würdigung von Schillers Prosastil findet sich bei Hoffmeister, Schillers Leben III, S. 98—124. Darin heißt es z. B. S. 109: „Goethes Bestimmtheit des Ausdrucks beruht auf ästhetischer Klarheit, sie ist anschaulich, Schillers Bestimmtheit gründet sich vornehmlich auf die Operationen des Erklärens, Teilens, Beweisens und auf die genaueste sprachliche Bezeichnung dieser Formen. Goethe schreibt bestimmt für den inneren Sinn, Schiller für den Verstand. Die Schillersche Diktion ist aus einem Zusammenwirken intellektueller, ästhetischer und rhetorischer Elemente gebildet; er macht den umfassendsten Gebrauch von den rhetorischen Figuren."

19a. Friedrich Wilhelm I.

von Heinrich v. Treitschke

(Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert Bd. I).

Nur wer den knorrigen Wuchs, die harten Kanten des niederdeutschen Volkscharakters kennt, wird den Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. verstehen, wie er so atemlos durchs Leben stürmte, der Spott und der Schrecken seiner Zeitgenossen, scheltend und

fuchtelnd, immer im Dienst, sein Volk und sich selbst zu heißer Arbeit zwingend[1]), ein Mann von altem deutschem Schrot und Korn, kerndeutsch in seiner kindlichen Offenheit, seiner Herzensgüte, seinem tiefen Pflichtgefühl wie in seinem furchtbaren Jähzorn. Zartere Naturen als diese niederdeutschen Kerneichen Friedrich Wilhelm und sein Wildling Leopold von Dessau[2]) hätten dem Sturmwinde welschen Wesens, der damals über die deutschen Höfe dahinfegte, nie widerstanden. Wenn des Königs Fuß zugleich mit den lockeren Franzosensitten, die sich an seines Vaters Hofe zu entfalten begannen, auch die Keime reicherer Bildung gewaltsam zertrat, so tat er nur das Notwendige; die feste Manneszucht eines wehrhaften, arbeitsamen Volkes war für Preußens Zukunft wichtiger als jene vorzeitige Blüte der Kunst und Wissenschaft.

Friedrich Wilhelm verband mit der Kühnheit des Neuerers den peinlich genauen Ordnungssinn des sparsamen Hausvaters, dem weder die schwarzundweißen Heftfäden der Aktenbündel noch die Gamaschenknöpfe der Grenadiere entgingen. Doch mitten im Sorgen für das Kleinste bewahrte er stets das Bewußtsein von der stolzen Bestimmung seines Staates; er wußte, daß er die Kräfte seines Volkes sammle und bilde für die Entscheidungsstunde einer größeren Zukunft, und sagte oft: „Ich weiß wohl, in Wien und Dresden nennen sie mich einen Pfennigklauber und Pedanten, aber meinen Enkeln wird es zugute kommen."

Er warf sich mit der ganzen Wucht seines herrischen Willens auf das Gebiet der Verwaltung und bewährte hier die ursprüngliche Kraft seines schöpferischen Geistes. Er schuf in den

1) Er mutete sich körperlich und geistig zu viel zu, ertrug furchtbare Leiden und Schmerzen heroisch und mit seltener Seelengröße, konnte täglich 16—17 Stunden tätig sein und fand, daß bei anderen alles zu langsam gehe, daß seine Bedienten nicht genug leisteten; alles zitterte vor ihm. Vgl. G. Schmoller, Das politische Testament Fr. W. I., S. 18.

2) Dieser war nach Carlyle die gewaltigste Masse menschlicher Lebenskraft, die damals in der Welt umherging, ein Mann von fürchterlichem Ungestüm, eine wahre Windsbraut in einem Menschen.

Generaldirektionen eine Oberbehörde, in den Kriegs- und Domänenkammern Mittelstellen für das gesamte Verwaltungswesen. Eine schonungslose Erneuerung brach über die tiefverderbte städtische Verwaltung herein, beseitigte die Vetternwirtschaft der Magistrate und erzwang ein neues, gerechteres Steuerwesen. Bei dem Beamtentume der Krone fand der kleine Mann Schutz gegen adligen Übermut, sachkundigen Rat und unerbittlich strenge Aufsicht.

Der König gab seinen Beamten durch eine feste Rangordnung und gesicherten Gehalt eine geachtete Stellung im bürgerlichen Leben, forderte aber auch von jedem Eintretenden den Nachweis wissenschaftlicher Kenntnisse. Die Folge lehrte, wie richtig er handelte; die besten Kräfte des Adels und des Bürgertums strömten der neuen regierenden Klasse zu. Das preußische Beamtentum wurde für lange Jahre die feste Stütze des Staatsgedankens.

König Friedrich Wilhelm kannte die Überlegenheit wohlgeschulter stehender Heere; er sah, daß sein Staat nur durch Anspannung aller Kräfte bestehen und doch die Kosten der Werbungen auf die Dauer nicht erschwingen konnte. Wie ihm überall hinter dem Gebote der politischen Pflicht jede andere Rücksicht zurücktrat, so gelangte er zu dem kühnen Schlusse, daß alle Preußen durch die Schule des stehenden Heeres gehen müßten. Er zuerst unter den Staatsmännern des neuen Europas sprach den Grundsatz aus: „Jeder Untertan wird für die Waffen geboren." Jetzt erst begann das deutsche Reich allmählich aufzuhören, der offene Werbeplatz aller Völker zu sein. Preußen wurde in Kantone, d. h. in Aushebungsbezirke geteilt. Durch dies Kantonreglement ward 1733 die Regel der allgemeinen Dienstpflicht verkündet. Freilich nur die Regel. Die Armut des Landes und die Macht ständischer Vorurteile zwangen den König, zahlreiche Ausnahmen zuzulassen, so daß die Last des erzwungenen Waffendienstes tatsächlich allein auf den Schultern des Landvolkes, d. h. der jüngeren Bauernsöhne lag. Selten gelang es, mehr als die Hälfte des Heeres mit einheimischen Kantonisten zu füllen, der Rest ward durch Werbungen gedeckt.

Die Armee erschien wie ein Staat im Staate, mit eignen Gerichten, Kirchen und Schulen; der Bürger sah mit Entsetzen

die eiserne Strenge der Kriegszucht, welche die rohen Massen der Mannschaft gewaltsam zusammenhielt. Preußen, dies Land der Waffen, erschien dem Deutschen wie eine weite Kaserne, aus der nur der dröhnende Gleichtritt der Potsdamer Riesengarde und der barsche Kommandoruf der Offiziere ins Reich hinüberklang. Und doch war dieses Heer nicht bloß die bestgeschulte und bestbewaffnete Kriegsmacht der Zeit, sondern auch das bürgerlichste unter allen großen Heeren der modernen Völker, das einzige, das seinem Kriegsherrn nie die Treue brach, das nie versuchte, dem Gesetze des Landes mit Prätorianertrotz entgegenzutreten.

Ebenso unheimlich wie dieses Heerwesen erschien den Deutschen der preußische Schulzwang; die Unwissenheit des großen Haufens galt den herrschenden Ständen noch für sichere Bürgschaft staatlicher Ordnung. König Friedrich Wilhelm hatte, wie sein Großvater, in den Niederlanden den sittlichen und wirtschaftlichen Segen einer weitverbreiteten Schulbildung kennen gelernt. Da er einsah, daß die gedrückten und verdumpften Volksmassen nur durch die Zwangsgewalt des Staates ihrer Roheit entrissen werden konnten, so schritt er auch hier der Gesetzgebung aller anderen Großmächte entschlossen voraus und legte durch das Schulgesetz von 1717 jedem Hausvater kurzab die Pflicht auf, seine Kinder in die Schule zu schicken.

Die menschlichste der Königspflichten, die Beschützung der Armen und Bedrängten, war für die Hohenzollern von jeher Gebot der Selbsterhaltung. So suchten sie den ländlichen Mittelstand vom Untergange zu retten; seit Friedrich Wilhelm I. arbeitete eine durchdachte Ackergesetzgebung an der Entfesselung des Landvolkes. Der König wünschte die Erbuntertänigkeit aufzuheben und allen bäuerlichen Besitz in freies Grundeigentum zu verwandeln; schon im Jahre 1719 sprach er aus, „was es denn für eine edle Sache sei, wenn die Untertanen statt der Leibeigenschaft sich der Freiheit rühmen". Diesen Herzenswunsch zu erfüllen blieb freilich noch auf lange hinaus unmöglich; zu leidenschaftlich war der Widerspruch des mächtigen Adels, zu zäh das stille Widerstreben der rohen, argwöhnischen Bauern. Aber stetig und unaufhaltsam hat sich der König seinem Ziele genähert. Das

Befreiungsgesetz von 1810 konnte nur darum einen so durchschlagenden Erfolg erringen, weil es vorbereitet war durch die Gesetzgebung dreier Menschenalter.

Überhaupt hat König Friedrich Wilhelm den Grundgedanken der inneren Ordnung des preußischen Staates so unverrückbar festgestellt, daß selbst die Gesetze Steins und Scharnhorsts und die Neuerungen unserer Tage das Werk des harten Mannes nur fortbilden, nicht zerstören konnten. Er ist der Schöpfer der neuen deutschen Verwaltung, unseres Beamtentums und Offizierstandes. Zu der Steuerpflicht, die der Große Kurfürst seinen Untertanen auferlegte, fügte Friedrich Wilhelm I. die Wehrpflicht und die Schulpflicht hinzu; er stellte also die Dreizahl jener allgemeinen Bürgerpflichten fest, die Preußens Volk zur lebendigen Vaterlandsliebe erzogen haben.

Unsterblich sind die Verdienste des trefflichen Zuchtmeisters. Keiner hat sie besser und dankbarer gekennzeichnet als sein großer Sohn Friedrich II.: „Wie aller Schatten der Eiche von der Kraft der Eichel herrührt, so rührt all mein späteres Glück von dem arbeitsamen Leben und den weisen Maßregeln Friedrich Wilhelms her."

Treitschke sagt selbst im Vorwort S. VII über seinen Stil: „Es gibt viel Arten, Geschichte zu schreiben, und jede ist berechtigt, wenn sie ihren Stil rein und streng einhält. Dieses Buch will einfach erzählen und urteilen. Sollte die Darstellung nicht völlig formlos werden, so durfte ich den Lesern nur das fertige Ergebnis der Untersuchung vorlegen, ohne ihnen das Handwerkszeug der Forschung aufzuweisen oder sie mit polemischen Auseinandersetzungen zu belästigen."

Die markige, gedrungene und kräftige Schreibart ist ganz dem Wesen des behandelten Herrschers angemessen. Die Darstellung bewegt sich vorwiegend in Hauptsätzen und zeigt große Vorliebe für abstrakte Substantiva nicht bloß in Verbindungen wie Wucht seines herrischen Willens, Kraft des schöpferischen Geistes, Zwangsgewalt des Staates, Gebot der Selbsterhaltung, sondern auch an Stelle von Nebensätzen (er forderte den Nachweis, er kannte die Überlegenheit, er lernte den Segen der Schulbildung kennen, er sah die eiserne Strenge) oder von einfachen Zeitwörtern (eine schonungs-

lose Erneuerung brach über die städtische Verwaltung herein = die st. V. ward sch. erneuert). Wirksam sind auch Wendungen und Ausdrücke wie der barsche Kommandoruf der Offiziere, der dröhnende Gleichtritt der Potsdamer Riesengarde, Prätorianertrotz. Die gern gebrauchten Beiwörter dienen nicht dem Schmucke der Rede, sondern sind immer charakteristisch und zweckentsprechend gewählt. Bei Steigerungen werden die abgegriffenen Wörter sehr u. ä. gemieden und ersetzt durch Ausdrücke wie unerbittlich (streng), tief (verderbt). Die angewendeten Bilder sind meist von der Natur hergenommen (Kerneichen und Wildlinge von Menschen, Keime der Bildung, Blüte der Kraft, Sturmwind welschen Wesens).

19b. Friedrich Wilhelm I.

von Heinrich v. Sybel
(Die Begründung des Deutschen Reichs Bd. I).

Friedrich Wilhelm I. wurde der Gründer des ersten modernen Staates in Deutschland. Er war eine Natur, in der Abstoßendes und Imponierendes, Rohes und Ehrwürdiges dicht nebeneinander lagen. Nach seinem persönlichen Auftreten ein derber und ungebildeter Bauer, ein Tyrann in seinem Hause, ein Despot in seinem Staate, äußerst jähzornig. Seine Herrschaft wäre zum Fluche des Landes geworden, hätte er nicht seine unbegrenzte Gewalt mit einem seltenen Talente für die Verwaltung, mit einer rastlosen Arbeitskraft und einer unverbrüchlichen Pflichttreue vom ersten bis zum letzten Tage dem Dienste des Gemeinwohls gewidmet. Hier wurden denn der Sonderstellung der Provinzen und dem Überwuchern der ständischen Rechte wirksame Schranken gesetzt. Der König vernichtete die ständischen Korporationen nicht, aber er stellte sie unter die durchgreifende Aufsicht einer straff zentralisierten Verwaltung und nötigte ihre Mitglieder, ihm bei seinem Wirken für das Gedeihen und die Macht Preußens jedes erforderliche Opfer zu bringen.

Nun ist man erstaunt zu sehen, mit wie praktischem Blick er im Kleinsten und Größten das Richtige erkennt, wie er eine den Bedürfnissen auf allen Stufen entsprechende Beamtenschaft heranbildet, wie er sie durch strenge Aufsicht, durch ermunternde Lehre

und brutale Strafen zu Tätigkeit, Einsicht und Rechtlichkeit erzieht, wie er Ordnung und Sparsamkeit im Staatshaushalt erzwingt, wie er die Bewirtschaftung seiner Domänen zum fruchtbaren Vorbilde für alle Landwirte erhebt und des Wunsches voll, die Bauern zu freien Eigentümern zu machen, zwar eine so radikale Maßregel noch nicht wagt, aber doch unablässig für den Schutz der armen Leute gegen adlige Willkür und herrschaftliche Bedrückung sorgt.

In kirchlichen Dingen hält er streng auf Religion und Christentum, aber er weist jede konfessionelle Rechthaberei weit von sich weg. Seit langem war die fürstliche Familie reformiert und die überwiegende Menge der Bevölkerung lutherisch; ganz von selbst ergab sich daraus für den König die Auffassung, die Einheit des Staates als die höhere Friedensinstanz über die streitenden Bekenntnisse zu stellen und kraft seiner oberbischöflichen Gewalt dem Hader der Theologen Einhalt zu gebieten.

Es gab also kein Lebensgebiet, dem er nicht Antrieb und Hilfsmittel zuführte; es gab freilich auch keins, das er nicht unter seinen Willen beugte und dessen Ergebnisse er nicht dem letzten Ziele, der Selbständigkeit und Erhöhung des Staates, dienstbar machte. So erschuf er, der Beherrscher von höchstens drei Millionen Menschen, ein stehendes Heer von 80 000 Mann, eine Truppe von auserlesener Gediegenheit und Schlagfertigkeit, bei der er jeden kleinen Fehler mit barbarischer Strafe ahndete, sonst aber wieder bis ins einzelnste für das Wohl jedes Soldaten sorgte nach seinem Spruche, daß des Königs Kriegsmann ein besseres Leben haben müsse als des Gutsherrn Dienstmann. Was ihm beinahe hundert Jahre vor Scharnhorst im Sinne lag, war die allgemeine Wehrpflicht; es erging ihm aber damit wie mit der Freiheit der Bauern; so stark er war, so konnte er seine Welt doch nicht auf den Kopf stellen. Er begnügte sich, seine besten Gedanken einer günstigeren Zukunft zu hinterlassen. Die ständischen Grundlagen des Staates blieben bei allen monarchischen Reformen bestehen. So trat neben das weite föderative Reich der Habsburger der kleine, festgeschlossene preußische Staat, durch die Konzentration seiner Kräfte dem fünfmal größeren Rivalen gewachsen.

20. Vor Sedan

von Otto v. Bismarck.[1])

Vorgestern vor Tagesgrauen verließ ich mein hiesiges Quartier[2]), kehrte heute zurück und habe in der Zwischenzeit die große Schlacht von Sedan am 1. dieses Monats erlebt, in der wir gegen 30 000 Gefangene machten und den Rest der französischen Armee, der wir seit Bar-le-duc nachjagten, in die Festung warfen, wo sie sich mit dem Kaiser kriegsgefangen ergeben mußte. Gestern früh 5 Uhr, nachdem ich bis 1 Uhr früh mit Moltke und den französischen Generälen über die abzuschließende Kapitulation verhandelt hatte, weckte mich der General Reille, den ich kenne, um mir zu sagen, daß Napoleon mich zu sprechen wünschte. Ich ritt ungewaschen und ungefrühstückt gegen Sedan, fand den Kaiser im offenen Wagen mit drei Adjutanten und drei zu Pferde daneben auf der Landstraße vor Sedan haltend. Ich saß ab, grüßte ihn ebenso höflich wie in den Tuilerien und fragte nach seinen Befehlen. Er wünschte den König zu sehen; ich sagte ihm der Wahrheit gemäß, daß Se. Majestät drei Meilen davon, an dem Orte, wo ich jetzt schreibe, sein Quartier habe. Auf Napoleons Frage, wohin er sich begeben solle, bot ich ihm, da ich der Gegend unkundig war, mein Quartier in Donchery an, einem kleinen Orte an der Maas, dicht bei Sedan; er nahm es an und fuhr, von seinen sechs Franzosen, von mir und von Karl[3]), der inzwischen nachgeritten war, geleitet, durch den einsamen Morgen nach unserer Seite zu. Vor dem Orte wurde es ihm leid wegen der möglichen Menschenmenge, und er fragte mich, ob er in einem einsamen Arbeiterhause am Wege absteigen könne; ich ließ es besehen durch Karl, der meldete, es sei ärmlich und unrein. „N'importe“, meinte Napoleon, und ich stieg mit ihm eine gebrechliche, enge

1) Brief an seine Gemahlin vom 3. September 1870, der nicht an seinen Bestimmungsort gelangte, sondern von den Franzosen aufgefangen und 2 Jahre später in einer Pariser Zeitung veröffentlicht wurde.

2) In Vendresse, von wo aus auch der Brief abgeschickt wurde.

3) Graf Karl von Bismarck-Bohlen.

Stiege hinauf. In einer Kammer von 10 Fuß Geviert, mit einem fichtenen Tisch und zwei Binsenstühlen, saßen wir eine Stunde, die anderen waren unten. Ein gewaltiger Kontrast mit unserm letzten Beisammensein 1867 in den Tuilerien. Unsere Unterhaltung war schwierig, wenn ich nicht Dinge berühren wollte, die den von Gottes gewaltiger Hand Niedergeworfenen schmerzlich berühren mußten.

Ich hatte durch Karl[1]) Offiziere aus der Stadt holen und Moltke bitten lassen zu kommen. Wir schickten dann einen von jenen auf Rekognoszierung und entdeckten ½ Stunde davon in Frénois ein kleines Schloß mit Park. Dorthin geleitete ich ihn mit einer inzwischen herangeholten Eskorte vom Leibkürassierregiment, und dort schlossen wir mit dem französischen Obergeneral Wimpffen die Kapitulation, vermöge deren 40—60 000[2]) Franzosen, genauer weiß ich es noch nicht, mit allem, was sie haben, unsere Gefangenen wurden. Der vorgestrige und gestrige Tag kosten Frankreich 100 000 Mann und einen Kaiser. Heute früh ging dieser mit allen seinen Hofleuten, Pferden und Wagen nach Wilhelmshöhe bei Kassel ab.

Es ist ein weltgeschichtliches Ereignis, ein Sieg, für den wir Gott dem Herrn in Demut danken wollen, und der den Krieg entscheidet, wenn wir diesen auch gegen das kaiserliche Frankreich noch fortführen müssen.

[Ich muß schließen. Mit herzlicher Freude ersah ich heute aus Deinen und Maries Briefen Herberts Eintreffen bei Euch. Bill[3]) sprach ich gestern und umarmte ihn angesichts Sr. Majestät vom Pferde herunter, während er stramm im Gliede stand. Er ist sehr gesund und vergnügt. Hans und Fritz Karl[4]) sah ich wohl und munter. Leb' wohl, mein Herz, grüße die Kinder!]

1) Graf Karl von Bismarck-Bohlen.

2) Wie sich später herausstellte, waren es 83 000 Mann.

3) Bismarck hatte drei Kinder: Marie, Herbert, Wilhelm (= Bill). Herbert war in der Schlacht bei Mars-la-Tour schwer verwundet worden und deshalb in die Heimat zurückgekehrt.

4) Hans von Arnim, der Sohn von Bismarcks Schwester; Fritz Karl ist ein Graf von Bismarck-Bohlen.

Herr de Villemessant, der den Brief veröffentlicht hat, knüpft daran folgende Bemerkungen:

Beim ersten Durchlesen dieses Schreibens hat man ein Gefühl des Erstaunens, und dies Gefühl ist begründet. In dem ganzen Schriftstück kommt keine berechnete Wendung vor, die einen Effekt vorbereiten soll; die Tatsachen und Gedanken folgen sich ganz zufällig und ohne jede Emphase. Mit Mühe nimmt man hier und da, gleichsam unter der Oberfläche verborgen, den Ausdruck einer innigen Freude wahr, aber fast ängstlich unterdrückt. Man könnte sagen, es sei eine Freude, die Beklommenheit vor sich selbst empfindet und durch ihren Ausbruch den Wandel des Geschickes herauszufordern fürchtet. Wie jemand die Hand vor die Augen hält, um sie vor einem blendenden Lichtstrahl zu schützen, so sucht sich der preußische Kanzler durch einen Appell an den Gottesgedanken vor der Verblendung durch den Triumph zu bewahren. Der Sieger demütigt sich vor einer unbekannten Macht, die sich für ihn erklärt hat. Er erkennt weder sich selbst noch anderen den Ruhm des Erfolges zu. Frei von allem marktschreierischen Wesen, wie von der Sucht hinzureißen, äußert er weder Enthusiasmus noch Geringschätzung; nicht ein Wort der Schmeichelei für die Seinen, nicht ein Wort der Verspottung seiner Feinde entschlüpft seiner Feder: die Hand Gottes hat alles zerschmettert, was zusammengestürzt ist. Dieselbe Zurückhaltung legt er bezüglich der Folgen des Sieges an den Tag. Der erste Gedanke, der dem Staatsmann kommt, ist der, daß der Kampf beendet ist, die vermutliche Fortsetzung des Krieges wird nur hypothetisch und an zweiter Stelle behandelt.

Anderseits schließt die maßvolle Sprache des Berichts nicht die Anschaulichkeit und Genauigkeit, ja nicht einen gewissen malerischen Reiz aus. Das kleine Dorf Donchery, das Arbeiterhäuschen am Wege, die enge Stiege, der fichtene Tisch, die beiden Stühle, auf dem einen von ihnen der Kaiser Napoleon, besiegt, entthront, auf dem anderen Graf Bismarck, der Urheber unseres Unterganges, rücksichtsvoll, beinahe verlegen und achtungsvoll höflich wie einst in den Tuilerien — welches historische Gemälde in sechs Zeilen!

[Und unmittelbar auf diese Darstellung von förmlich Schwindel verursachenden Kontrasten nun die Gefühle für seine Familie! Frau von Bismarck, das liebe Herz[1]), Marie, Herbert, Bill, Hans und Fritz Karl, allen zeigt ein freundliches Wort, daß ihrer gedacht wird, und zuletzt der Gruß an die Kinder.] Der Bericht über die Schlacht ist in

1) Die Anrede an der Spitze des Briefes lautet: Mein liebes Herz!

ein Idyll eingefügt. Der ungekünstelte Brief des Grafen Otto von Bismarck ist ein Gemälde seines Charakters, und dieser Charakter ist der seines Volkes. Welcher Vergleich würde hinreichen, um eine Vorstellung davon zu verschaffen, welchen Brief ein Franzose in gleicher Lage geschrieben hätte, wenn die Vorsehung uns die glänzenden Siege anstatt der vernichtenden Niederlage hätte zuteil werden lassen!

Die Vorzüge der Sprache Bismarcks sind nach O. Lyon, Bismarcks Reden und Briefe, S. 61—76, folgende: Sie ist frei von jeder Phrase, bekundet einen scharfen, durchdringenden Verstand, der die Dinge mit geradezu haarscharfer Genauigkeit beobachtet und auffaßt; aus ihr spricht eine kräftige Phantasie, die sich besonders in Bilderreichtum kundgibt, sie zeigt endlich innige Vertrautheit mit der Natur und mit der Ausdrucksweise des Volkes, die an Luthers Derbheit und Goethes Geradheit erinnert.

21. Kaiser Wilhelm II. und die Mark Brandenburg

(Rede des Kaisers vom Februar 1897).

Ich komme eben aus der alten märkischen Heide, wo ich umrauscht war von den alten märkischen Kiefern und Eichen, zu ihrem lebendigen Ebenbilde, zu den märkischen Männern, und ich freue mich, wieder ein paar Stunden unter ihnen zubringen zu können; denn der Verkehr mit den Söhnen der Mark ist für mich stets wie ein neu belebender Trank. Was die märkischen Eichen und Kiefern mir vorgerauscht haben, das hat in sinniger Weise soeben der Herr Oberpräsident[1]) erwähnt. Mit hohem Rechte hat er speziell meines hochseligen Herrn Großvaters erwähnt. Unser heutiges Fest wie auch die heutige Zeit stehen doch unter dem aufgehenden Frührot des anbrechenden Morgens, des hundertjährigen Geburtstages dieses hohen Herrn. Da wird der Blick eines jeden von Ihnen zurückschweifen in die Vergangenheit. Denken wir zurück in der Geschichte:

---

1) Heinrich v. Achenbach, geb. 1829, war 1873 Staatsminister für Handel und Gewerbe, 1878 Oberpräsident von Westpreußen, 1879 von Brandenburg; er hat 1885 Wilhelm II. in der Staatsverwaltung unterrichtet und ist 1888 geadelt worden.

Was ist das alte deutsche Reich gewesen! Wie haben so oft einzelne Teile von ihm gestrebt und gearbeitet, zusammenzukommen in einem einigen Ganzen, teils um für das große Ganze ersprießlich zu wirken, teils um den Schutz des gesamten Staates gegen äußere Eingriffe zu ermöglichen! Es ist nicht gelungen. Das alte deutsche Reich wurde verfolgt von außen durch seine Nachbarn und von innen durch seine Parteiungen. Der einzige, der es vermochte, gewissermaßen das Land einmal zusammenzufassen, das war der Kaiser Friedrich Barbarossa; ihm dankt das deutsche Volk noch heute dafür. Seit der Zeit verfiel unser Vaterland, und es schien, als ob niemals der Mann kommen sollte, der imstande wäre, es wieder zusammenzufügen. Die Vorsehung schuf sich dieses Werkzeug und suchte sich den Herrn aus, den wir als den ersten großen Kaiser des neuen Deutschen Reichs begrüßen konnten. Wir können ihn verfolgen, wie er langsam heranreifte, von der schweren Zeit der Prüfung bis zu dem Zeitpunkte, wo er als fertiger Mann, dem Greisenalter nahe, zur Arbeit berufen wurde, sich jahrelang auf seinen Beruf vorbereitend, die großen Gedanken bereits in seinem Haupte fertig, die es ihm ermöglichen sollten, das Reich wieder erstehen zu lassen. Wir sehen, wie er zuerst sein Heer stellt und aus dinghaften Bauernsöhnen seiner Provinzen zusammenreiht zu einer kräftigen, waffenglänzenden Schar; wir sehen, wie es ihm gelingt, mit dem Heere allmählich eine Vormacht in Deutschland zu werden und Brandenburg-Preußen an die führende Stelle zu setzen. Und als dies erreicht war, kam der Moment, wo er das gesamte Vaterland aufrief und auf dem Schlachtfelde der Gegner Einigung herbeiführte. Meine Herren! Wenn der hohe Herr im Mittelalter gelebt hätte, er wäre heilig gesprochen worden und Pilger aus allen Ländern wären hingezogen, um an seinen Gebeinen Gebete zu verrichten. Gott sei Dank, das ist auch heute noch so. Seines Grabes Tür steht offen, alltäglich wandern die treuen Untertanen dahin und führen ihre Kinder hin, Fremde gehen hin, um sich des Anblicks dieses herrlichen Greises und seiner Standbilder zu erfreuen. Wir aber, meine Herren, werden besonders stolz sein auf diesen gewaltigen Mann, diesen großen Mann, da er ein Sohn der Mark war. Daß Gott sich einen Märker ausgesucht hat, das muß etwas

Besonderes bedeuten, und ich hoffe, daß es der Mark vorbehalten sein wird, auch fernerhin für des Reiches Wohl zu sorgen. Zusammengefügt wie Eins ist das hohenzollernsche Haus und die Mark, und aus der Mark stammen und in der Mark wurzeln die Fäden unserer Kraft und unseres Wirkens. Solange der märkische Bauer noch zu uns steht und wir dessen gewiß sein können, daß die Mark unserer Arbeit entgegenkommt und uns hilft, wird kein Hohenzoller an seiner Aufgabe verzweifeln. Schwer genug ist sie und schwer wird sie ihm gemacht; ich meine eine Aufgabe für uns alle, mögen wir sein, wer und wo wir wollen. Zu dieser Aufgabe ruft uns das Andenken an Kaiser Wilhelm den Großen und in dieser wollen wir uns um ihn, um sein Andenken scharen wie die Spanier um den alten Cid. Diese Aufgabe, die uns allen aufgebürdet wird, die wir ihm gegenüber verpflichtet sind zu übernehmen, ist der Kampf gegen den Umsturz mit allen Mitteln, die uns zu Gebote stehen. Diejenige Partei, die es wagt, die staatlichen Grundlagen anzugreifen, die sich gegen die Religion erhebt und selbst nicht vor der Person des allerhöchsten Herrn Halt macht, muß überwunden werden. Ich werde mich freuen, jedes Mannes Hand in der meinen zu wissen, sei er Arbeiter, Fürst oder Herr, wenn mir nur geholfen wird in diesem Gefechte. Und das Gefecht können wir nur siegreich durchführen, wenn wir uns immerdar des Mannes erinnern, dem wir unser Vaterland, das Deutsche Reich, verdanken, in dessen Nähe durch Gottes Fügung so manche brave, tüchtige Ratgeber waren, die die Ehre hatten, seine Gedanken ausführen zu dürfen, die aber alle Werkzeuge seines erhabenen Wollens waren, erfüllt von dem Geiste dieses erhabenen Kaisers. Dann werden wir richtig wirken und im Kampfe nicht nachlassen, um unser Land von dieser Krankheit zu befreien, die nicht nur unser Volk durchseucht, sondern auch das Familienleben, vor allen Dingen aber das Heiligste, was wir Deutsche kennen, die Stellung der Frau, zu erschüttern trachtet. So hoffe ich meine Märker um mich zu sehen, wenn sich die Flammenzeichen enthüllen, und in diesem Sinne rufe ich: Die Mark, die Märker, Hurra! Hurra! Hurra!

„Hier strömt in reichen Bildern die Auffassung der Romantik hervor. Die märkischen Eichen und Kiefern haben den Monarchen

umrauscht, die Poesie der Heide hat ihn umwoben. Und sie hat ihm erzählt von alten Zeiten und von dem aufgehenden Frührot des anbrechenden hundertjährigen Geburtstages Kaiser Wilhelms I. (geb. den 22. März 1797). Stets erscheint er in den Worten des Enkels als der hohe Herr, als mein Herr Großvater, als solle die Distanz, die den Fürsten vom Volke trennt, auch in der Geschichte, in dem Andenken der Liebe bestehen. Neben dem Weißbart aber erhebt sich die Gestalt des Helden vom Kyffhäuser, des einzigen, dem es gelungen sei, das Land einmal zusammenzuraffen. Aber wie hier der Hohenstaufe, der in weltentlegener Ferne starb, nachdem ihm trotz endloser Kämpfe sein Lebenswerk mißglückt war, statt der nüchtern-klaren und herrschgewaltigen Sachsenkönige als der Einiger des Reichs genannt wird, so entwickelt Kaiser Wilhelm auch den Charakter und das Streben des ersten Hohenzollernkaisers nicht nach den ruhigen Feststellungen der Geschichte, nicht aus den kühlen Daten der Tatsachen, sondern aus der poetischen Anschauung des Romantikers heraus und statt der historischen Gestalt führt er uns mit dichterischer Schaffenskraft den phantastischen Kaiser der Legende vor. Ihm scheint er dem Cid Campeador zu gleichen." (P. Liman, Der Kaiser, ein Charakterbild Wilhelms II. 2. Aufl. Berlin 1904. S. 98.)

In mancher Beziehung gleicht Wilhelm II. König Friedrich Wilhelm IV., über den Treitschke sagt: „Immer atmete er auf, wenn er sich aus dieser Welt der Nüchternheit in sein eigenes reiches Ich zurückziehen konnte, wenn er die Flut seiner Gedanken und Gefühle in begeisterter Rede ausströmen ließ." Gemeinsam ist beiden Herrschern der rednerische Schwung, der Reichtum der Farben, die Bilderpracht und die brausende Flut der Gefühle, gemeinsam aber auch die Abneigung, das einzelne Wort sorgsam zu wählen und auf seine Wirkung genau zu berechnen.

22. Wozu bedürfen wir einer Kriegsflotte?

von Paul Koch (Deutsches Flottenlesebuch von Koch und Borck).

Wenn wir die Dinge betrachten, die uns täglich umgeben und für unseres Lebens Notdurft und Nahrung unentbehrlich sind, so

werden wir finden, daß keineswegs alle innerhalb der Grenzpfähle unseres deutschen Vaterlandes gewachsen und hervorgebracht sind. Die Seife, mit der wir uns waschen, entstammt den Palmen Afrikas oder der Südsee, der Kaffee, Kakao und Tee kommt aus Brasilien, von den Sundainseln, aus China und neuerdings aus den deutschen Kolonien, der Reis ist in China oder Siam geerntet, das Petroleum unserer Lampen aus Amerika über das Meer gebracht worden. Auch das Leder zu unseren Stiefeln, die Wolle in unserer Kleidung und das Werg in unsern Möbeln sind nur zum Teil deutscher Abstammung, selbst das Brotgetreide, das Obst und andere Früchte sind vielfach jenseits des Ozeans gewachsen und auf Schiffen zu uns herübergeführt worden.

Allerdings würde vielleicht, wenn man alle nutzbaren Flächen in Deutschland, die Moore, Heiden und Kiefernwälder unter den Pflug brächte, der heimische Acker in der Lage sein, alle Bewohner des Vaterlandes mit Brot zu versorgen; aber Angebot und Nachfrage regeln den Markt kraftvoller als fromme Wünsche, und solange es, rein vom Standpunkt des Gewinns aus betrachtet, vorteilhafter ist, Getreide über die deutschen Grenzen hereinzubringen, so lange wird die Ernährung unseres Volkes weiter vom Seeverkehr abhängig bleiben.

Navigare necesse est.[1]) Seit die Menschen zum erstenmal erkannt haben, daß ein ausgehöhlter Baumstamm auf den Wellen schwimmt, seitdem sind sie auch über das Meer gefahren, und je mehr der Dampf und die Größe moderner Schiffe Zeit und Raum überbrückten, desto mehr hat sich die Seefahrt gehoben, desto gewaltigere Mengen von Gütern bringt der Leib der riesenhaften Schiffe zu unsern Häfen herein. Je mehr auch dem Geringsten die Erzeugnisse der Tropen zu einem täglichen Bedürfnis werden, desto mehr steigt das Wohlbefinden der Menschen auch in den Hütten, und desto weniger werden sie geneigt sein, auf die Seefahrt und das, was sie ihnen bietet, zu verzichten.

---

1) Plutarch, Pompejus Kap. 50: Als Pompejus 57 nach Sizilien und Afrika fuhr und die Schiffer wegen des Sturmes nicht absegeln wollten, soll er ausgerufen haben: *πλεῖν ἀνάγκη, ζῆν οὐκ ἀνάγκη.*

In Deutschland sind nahezu alle Gewerbe von den Erzeugnissen überseeischer Länder abhängig. Die Weberei braucht die Baumwolle, die Jute und ausländischen Hanf, die Metallindustrie fremdes Kupfer, Blei und Eisen, der Chemiker Harze, Öle und Kautschuk sowie die verschiedensten Spezereien, die Lederindustrie ausländische Häute, die Landwirtschaft führt künstliche Düngestoffe und Ölkuchen als Viehfutter ein, der Tischler und Zimmermann beziehen Hölzer, die in Deutschland entweder gar nicht oder nicht in genügender Menge wachsen. Auch der Brauer, der Küfer und der Delikatessenhändler können der ausländischen Zufuhr nicht entraten, der Tabakshandel ist zum weitaus größten Teile auf die Blätter der tropischen Tabakspflanzen angewiesen, und wohin wir immer blicken, welchen Gegenstand wir auch in die Hand nehmen, immer werden wir finden, daß Meer und Land durch ein enggeschlungenes Band umspannt werden und unser äußeres Dasein alles Behagens entbehren würde, wenn wir uns beschränken müßten auf die Erzeugnisse der heimischen Scholle.

Mit dem steigenden Wohlstand des deutschen Volkes ist auch die Seeschiffahrt mehr und mehr gestiegen. Stellt man die Zahlen der Vergangenheit und Gegenwart in Linienführung nebeneinander oder zeichnet man Bilder, die den Schiffsraum früherer Jahre und den der neuesten Zeit vergleichsweise darstellen, so erhält man Bogen mit hochansteigender Richtung und Vergleichungsbilder von überzeugender Kraft, und diese gewinnen noch dadurch an Eindringlichkeit, daß die Volkszahl in Deutschland stärker zunimmt als in irgendeinem noch so sehr durch Wohlstand gesegneten Teile der Erde.

Diese Zunahme des Seeverkehrs und seine Sicherheit hat dem Vaterlande mittelbar und unmittelbar reichen Segen gebracht. Seit General v. Stosch verlangte, daß die deutschen Kriegsschiffe in der Heimat aus deutschem Stahl erbaut würden, wuchs und erstarkte nicht nur die Schiffsbaukunst, sondern sie wirkte auch auf die Hammer- und Hüttenwerke und auf den Betrieb der Kohlengruben zurück, und mit ihnen hoben sich die Hilfsgewerbe, und zahlreiche Arbeiter fanden sichere und reichlich ernährende Arbeit.

Die Wohlhäbigkeit des deutschen Arbeiters stärkte seine Kaufkraft, und so findet der deutsche Markt auch in der Heimat ausreichenden Absatz. Dieser nötigt zur vermehrten Einfuhr ausländischer Roherzeugnisse und führt so im Kreislauf dem deutschen Gewerbefleiß auf allen Gebieten seiner Betätigung reichliche Nahrung und frisches Blut zu.

Aber alle diese Güter können leicht gefährdet werden. „Es kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt." Bekannt ist, wie in einem Teich immer der Stärkere den Schwächeren auffrißt, vom Würmchen an bis zu dem Storche, der den Frosch aufspießt; genau so geht es nun in der Welt der Menschen zu. Soweit unsere Kenntnis der Geschichte zurückreicht, hat der Ackersmann auch Schwert und Streitaxt schwingen müssen, und niemals hat ein Volk friedliche Handelsschiffahrt treiben können, das nicht auch verstand, das Lastschiff mit gewaffnetem Geleit über See zu führen und, wenn's not tat, den übermütigen Gegner in seine Häfen einzuschließen und seine Schiffe in den Grund zu rennen. Der ewige Friede bleibt ein frommer Traum; solange im Menschen Haß und Liebe nebeneinander wohnen, wird der Krieg ultima ratio regis, des Königs letzter Entschluß bleiben.

Die Geschichte aber lehrt uns weiter, daß noch nie einem Volke seine Waffenrüstung zu schwer geworden ist, daß vielmehr überall mit der Wehrhaftigkeit und der Kampfbereitschaft der Wohlstand stieg und Handel und Gewerbe blühten. Während im Mittelalter die deutschen Kaiser ihre Kraft in nutzlosen Römerzügen vergeudeten, geleiteten die Kaufleute der nordischen Seestädte ihre Handelsflotten mit bewaffneter Hand über das Meer, und in den fremden Häfen gewann die Hansa ihr Ansehen und schöpfte daraus die Macht, die das deutsche Kaisertum bei seinem Streben nach falschen Zielen aufs Spiel setzte. In den Hansastädten erlahmte zwar allmählich der kriegerische Sinn, aber andere Völker fingen an zu begreifen, welche Quelle wirtschaftlicher und politischer Kraft die Geltung zur See in sich birgt. Da ging jener alte Städtebund, dem kein mächtigeres Gemeinwesen den Rücken deckte, allmählich zugrunde. Ein gleiches Bild des Erblühens und des Niederganges

zeigen uns die nordischen Reiche und die Niederlande. Solange holländische Seehelden, wie die Tromp, die von Galen und die Ruyter die Flaggen der Generalstaaten auf allen Meeren zum Siege führten, so lange vermochten weder Spanien noch England dem Handel der Niederlande und der Blüte seiner Städte den Rang abzulaufen; beides sank dahin, als kurzsichtige Staatsmänner die Flotte verkommen ließen und England die Erbschaft antrat, die es bis heute mit zäher Ausdauer zu erhalten und zu verteidigen wußte. Napoleon I. erkannte wohl, wer der mächtigste Feind seiner auf die Weltherrschaft gerichteten Pläne war. Nicht in den Eiswüsten Rußlands ging seine Macht zugrunde, sondern die Axt war bereits an die Wurzel seiner Kraft gelegt, als Nelson bei Trafalgar die vereinten französischen und spanischen Flotten niederzwang (21. Oktober 1805).

Mehr fast noch als irgendein anderes Volk ist das deutsche auf die Freiheit des Seeverkehrs angewiesen; gleichwohl verzichtete es bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts völlig selbst auf den Versuch, zur See Bedeutung zu gewinnen. Die Folgen blieben nicht aus; der deutsche Handel suchte den Schutz der fremden Flaggen, und in Hamburg und Bremen überwogen die fremden Schiffe; der eigene Handel war von geringer Bedeutung, und das deutsche Binnenland lebte in engbeschränkten, ärmlichen Verhältnissen. Wohl wurde Deutschlands Einheit durch sein Heer ohne die Mitwirkung der Flotte erkämpft; aber der mächtige Aufschwung im Gewerbefleiß und Handel und das Aufblühen des Wohlstandes im deutschen Volke gründete sich erst darauf, daß den deutschen Schiffen draußen die deutsche Kriegsflagge zur Seite stand und daß durch ihren sichern Schutz der Seeverkehr unter dem schwarz-weiß-roten Banner mehr und mehr an Bedeutung zunahm.

Viel hängt also von der Sicherheit und Freiheit des Seeverkehrs ab; beide werden gewährleistet durch die Kriegsflotte, und zwar nicht so sehr durch die Kreuzer, die draußen den Handel schützen, als durch die Schlachtschiffe, die das heimische Meer offen halten und den Kreuzern sicheren Rückhalt gewähren. So wirkt die Flotte im Sinne einer Versicherungsprämie, und die Opfer, die ein Volk für seine Marine bringt, werden ihm reichlich Zinsen tragen.

.Der Verfasser ist sorgfältig auf Abwechselung im Ausdruck bedacht (die Seife entstammt, der Kaffee kommt, der Reis ist chinesischer Herkunft, das Petroleum wird gebracht; die Weberei braucht, die Landwirtschaft führt ein, der Tischler bezieht, der Brauer kann nicht entraten, der Tabakshandel ist angewiesen), gebraucht Umschreibungen wie innerhalb der Grenzpfähle unseres deutschen Vaterlandes = in unserem Vaterlande, der Leib der riesenhaften Schiffe = die großen Schiffe, Alliteration (Notdurft und Nahrung), zeigt Vorliebe für zweigliedrige Bindewörter wie je mehr . . desto mehr, solange . . so lange, seit . . seitdem, entweder . . oder, nicht so sehr . . als, nicht . . sondern, wohl . . aber. Ein Gleichnis (vom Storch im Teich) und eine Begriffszerlegung (Moore, Heiden, Kiefernwälder = unfruchtbare Flächen). Dichterstelle aus Schillers Tell IV, 3: „Es kann der Frömmste“ usw.

23. Kriegsursachen einst und jetzt

von Helmuth v. Moltke (Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870, Volksausgabe).

Es sind vergangene Zeiten, als für dynastische Zwecke kleine Heere von Berufssoldaten ins Feld zogen, um eine Stadt, einen Landstrich zu erobern, dann in die Winterquartiere rückten oder Frieden schlossen. Die Kriege der Gegenwart rufen die ganzen Völker zu den Waffen, es gibt kaum eine Familie, die nicht in Mitleidenschaft gezogen würde. Die volle Finanzkraft des Staates wird in Anspruch genommen, und kein Jahreswechsel setzt dem rastlosen Handeln ein Ziel.

Nicht mehr der Ehrgeiz der Fürsten ist es, der den Frieden gefährdet, es sind die Stimmungen der Völker, das Unbehagen über innere Zustände, das Treiben der Parteien, besonders ihrer Wortführer. Leichter wird der folgenschwere Entschluß zum Kriege von einer Versammlung gefaßt, in welcher niemand die volle Verantwortung trägt, als von einem einzelnen, wie hoch er auch gestellt sein möge, und öfter wird man ein friedliebendes Staatsoberhaupt finden als eine Volksvertretung von Weisen. Die großen Kämpfe der neueren Zeit sind gegen Wunsch und Willen der Regierenden entbrannt. Die Börse hat in unseren Tagen einen

Einfluß gewonnen, der die bewaffnete Macht für ihren Vorteil ins Feld zu rufen vermag. Mexiko und Ägypten sind von europäischen Heeren heimgesucht worden, um die Forderungen der hohen Finanz einzutreiben.

Weniger kommt es heutzutage darauf an, ob ein Staat die Mittel besitzt, Krieg zu führen, als darauf, ob seine Leitung stark genug ist, ihn zu verhindern. So hat das geeinigte Deutschland seine Macht bisher nur dazu gebraucht, den Frieden in Europa zu wahren, eine schwache Regierung beim Nachbar aber ist die größte Gefahr. Aus solchen Verhältnissen ist auch der Krieg von 1870/71 hervorgegangen. Ein Napoleon auf dem Throne von Frankreich hatte seinen Anspruch durch politische und militärische Erfolge zu rechtfertigen. Nur eine Zeitlang befriedigten die Siege der französischen Waffen auf fernen Kriegsschauplätzen, die Erfolge des preußischen Heeres erregten Eifersucht, sie erschienen als Anmaßung, als Herausforderung, und man verlangte Rache für Sadowa. Die liberale Strömung des Zeitalters lehnte sich auf gegen die Alleinherrschaft des Kaisers, er mußte Bedingungen zugestehen, seine Machtstellung im Innern war geschwächt, und eines Tages erfuhr die Nation aus dem Munde ihrer Vertreter, daß sie den Krieg mit Deutschland wolle.[1])

Wesentlich sind dem Stil der Zug zur Deutlichkeit und zur Kürze. Aus Rücksicht auf jene erklären sich Wendungen wie „es sind vergangene Zeiten, als (= einst), nicht mehr der Ehrgeiz ist es, der gefährdet (= nicht mehr der Ehrgeiz gefährdet), Wunsch und Wille, als Anmaßung, als Herausforderung", und die Neigung zum Gegensatz (nicht mehr, weniger u. a.); aus Rücksicht auf diese der häufige Gebrauch des Asyndetons (bei einzelnen Satzteilen und ganzen Sätzen) und die Vorliebe für Abstrakta. Abgezogene Begriffe erscheinen als handelnde und tätige Subjekte (der Jahreswechsel setzt

1) M. will hier den Stoff nicht erschöpfen. Die Kriegsursachen sind 1. materielle: Verlangen nach Vergrößerung oder Sicherung des Besitzes. 2. ideelle: Freiheitsliebe, Liebe zur Religion (Religionskriege wie der Dreißigjährige), Ehrgeiz, Haß gegen fremde Herrscher und Völker (oft Vergeltungskriege).

ein Ziel, der Ehrgeiz gefährdet). Unschönes Bild: Die Strömung lehnt sich auf.

Felix Dahn sagt 1891 im Novemberheft von „Nord und Süd“ über Moltkes Stil: Das in epigrammatischer Zuspitzung übertreibende Wort Napoleons I.: „Der Stil das ist der Mensch selbst“ enthält viel des Wahren. Bei Moltke trifft es zu wie selten, weil eben dieser Mensch eine ganz besonders scharf ausgeprägte eigene Gestalt war. Die helle, kühle, scharfe, genau bestimmte, nur je auf ein Ziel gerichtete Denkweise erscheint in der gleichartigen Sprechweise. Welch kurze, knappe Sätze! — in einem ganzen Werke kaum einer von sechs Zeilen. Auch ist er von entbehrlichen Fremdwörtern frei. Über die Sprache in Moltkes Briefen vgl. Th. Matthias, Beiheft 28 zur Zeitschr. d. allg. d. Sprachvereins.

24. Das Erzgebirge

nach Hermann Guthe (Lehrbuch der Geographie).

Das Erzgebirge erstreckt sich vom Elbsandsteingebirge in südwestlicher Richtung bis zum Quellgebiet der Elster und hat eine Ausdehnung von 150 km Länge. Der überall scharf ausgebildete, nirgends von tieferen Paßeinsenkungen unterbrochene Kamm ist durchschnittlich 800 m hoch. Die Abdachung zeigt Verschiedenheiten. Denn während sich die Abhänge nach Nordwesten hin ganz allmählich senken, fallen sie nach Südosten zu den Tälern der Eger und Biela viel steiler ab. Der höchste Gipfel des Gebirges, der 1235 m hohe Keilberg, ist von dem 250 m hohen Tal der Eger nur eine Meile weit entfernt, aber nach Norden hin treffen wir die entsprechende Meereshöhe bei Zwickau erst in sieben Meilen Entfernung. Einige Abwechselung wird in der Einförmigkeit des nordwestlichen Abhanges durch die Flußtäler geschaffen, die größtenteils durch Erosion entstanden sind und mit tiefen, oft felsigen Rändern ins Gebirge einschneiden. Da sie dabei meist eng sind, so liegen an ihnen keine größeren Städte; auch haben sie wegen der Nichtschiffbarkeit ihrer Flüsse für die Verkehrsverhältnisse keine Bedeutung.

Die Ortschaften des Gebirges lassen sich in drei Zonen verteilen, von denen die südlichste und höchste das Gebiet der Bergstädte umfaßt. Es ist eine Reihe bekannter Orte wie Annaberg,

Joachimstal, Schneeberg[1]) usw., die schon durch ihre deutschen Namen in diesem früher slawischen Lande andeuten, daß sie aus jüngerer Zeit stammen; und in der Tat sind die meisten von ihnen erst im 14. und 15. Jahrhundert gegründet. In jenen Zeiten war dort reiche Ausbeute an Silber, Blei, Zinn, Kobalt und Wismut; aber später hat sich an vielen Stellen der Bergsegen verloren und die Bewohnerschaft sich auf allerhand Industrien legen müssen, da wegen der hohen Lage der Gegend an Ackerbau nicht zu denken ist; gerät doch an manchen Orten selbst die Kartoffel nur kärglich. Besonders Spitzenklöppelei wird getrieben, daneben hat jeder Ort sein besonderes Gewerbe; Annaberg liefert Posamenten, Johanngeorgenstadt Tischlerarbeiten, Oberwiesental Nadeln usw. Höchst erfreulich ist bei der äußersten Armut die in Wohnung und Kleidung herrschende Reinlichkeit und das ehrenhafte Streben nach bürgerlicher Selbständigkeit. Es gibt daher in diesem Bezirke verhältnismäßig wenig große Fabriken. Aus ihrer früheren Abgeschiedenheit sind die Bewohner aber meist durch das weitverzweigte Eisenbahnnetz gezogen worden. Denn bereits überschreiten fünf Eisenbahnen den Kamm des Gebirges, die sich auf der Südseite hinabwinden. Nur das nördlicher, aber zugleich wesentlich tiefer gelegene Freiberg (414 m) an der Freiberger Mulde hat sich seinen Charakter als Bergstadt gewahrt und liefert noch immer bedeutende Erträge.[2]) Die Schwierigkeit des Abbaues der Erze hat es zu einer klassischen Stätte für den Silberbergbau gemacht, und in allen Ländern der Welt finden wir Leute, die auf der hier seit mehr als hundert Jahren bestehenden Bergakademie gebildet sind.

1) In einer Höhenlage von mehr als 600 m hat Sachsen noch einmal soviel Städte als das übrige Deutsche Reich zusammen. Die höchstgelegenen sind Oberwiesental 914 m, Johanngeorgenstadt 800 m, Jöhstadt 786 m, Altenberg 730 m, Schöneck 705 m; Freiberg (414 m) nimmt seiner Höhenlage nach erst die 35. Stelle in Sachsen ein.

2) Die Silberadern wurden im 12. Jahrhundert entdeckt, wahrscheinlich durch die Mönche von Altzelle, dem 1162 gegründeten ältesten Kloster Sachsens, das nahe bei Freiberg lag. Vom 13.—15. Jahrhundert war das Freiberger Silberbergwerk das wichtigste in Deutschland.

Eine zweite, schmalere Zone wird durch das Vorkommen der Steinkohlen bestimmt. Man findet sie von der Quellgegend der Pleiße bis zur Zschopau jenseits Chemnitz sowie zu beiden Seiten der Weißeritz zwischen Tharandt und Dresden. In dem ersten Gebiete liegen die hauptsächlichsten Steinkohlenfelder bei Zwickau, wo die Flötze im ganzen über 15 m mächtig sind.[1]) Hier ist daher der Mittelpunkt von Sachsens Großindustrie. Neben Tuchfabrikation finden wir Baumwollenspinnerei, Strumpfwirkerei und Weberei von Zwickau bis zur bayrischen Grenze vertreten. Durch den großen Maschinenbedarf sind in Chemnitz mächtige Maschinenfabriken hervorgerufen worden, und in Glauchau hat sich vorzugsweise Färberei entwickelt. Das Kohlenbecken an der Weißeritz versorgt in der Hauptsache Dresden und die Fabrikstädte der Lausitz mit Kohlen.

Die dritte Zone von Niederlassungen liegt ganz im Hügelland am Fuße des Gebirges. Es sind wohl die ältesten Städte des ganzen Gebietes in namentlich ackerbautreibender Gegend, z. B. Grimma (132 m) an der vereinigten Mulde.

Die Kultur der Landschaft wird überall aus der Bodenbeschaffenheit hergeleitet; daher mehrfach Kausalsätze mit denn, da und dem begründenden doch oder Folgerungen mit daher. Daneben wird öfter von dem entgegensetzenden aber Gebrauch gemacht. Die Abstrakta auf -heit und -ei spielen eine große Rolle, die Fremdwörter sind möglichst vermieden (doch vgl. Erosion). Abwechselung im Ausdruck findet sich bei senken, abfallen, Abdachung.

25. Eifellandschaft

von Klara Viebig (Kinder der Eifel).

Der Herbst ist gekommen. Drunten im sonnigen Moseltal blühen noch die Rosen in den Gärten, gelb, rot und weiß. In den kristallklaren Fluß nicken die obstbeladenen Bäume, die Traube schwillt, des köstlichen Weines voll. Nußbäume und Kastanien sprengen die grüne Hülle ihrer Frucht und lassen den braunen,

1) Sie werden zuerst 1348 im Zwickauer Stadtrecht erwähnt.

glänzenden Kern zur Erde fallen. Wie ein silbernes Band schlängelt sich die Mosel, weich und schmiegsam, zwischen den rebenbekränzten Ufern, sanft fluten ihre Wellen, und die goldene Sonne und der lachende Himmel gucken hinein in den klaren Spiegel.

Dort in dem einsamen Wirtshaus führt der Weg seitab, wo der Eifelbewohner, heimwärtskehrend, die Mosel verläßt, um aufwärts in seine Berge zu steigen. Steil geht's empor, der Pfad wird steinig und mühsam; große Furchen hat das Wasser in die Abhänge gerissen. Der Himmel wird finster, die stechende Sonne verkriecht sich, die Berge fangen an graue Nebelkappen überzuziehen.

Oben auf der Hochfläche der Eifel wehen schon Herbstwinde. Sie kommen von Norden und schnauben daher, eilfertig und gehässig; sie färben das magere Gras gelb und zausen die knorrigen Föhren und zitternden Birken. Hier oben riechen die Nächte jetzt schon nach Winter. Die Schlehe hängt blau und herb an den dornigen Büschen, und dicker Nebel hockt in den Mulden. Unwirtlich wird's, unfreundlich; bald wird kalter Reif die Gräser und Moose versilbern. Die Eifel mit ihren baumlosen Höhen, ihren rotblühenden Heiden und dunklen Maaren, bereitet sich allgemach, ihren gestrengen Herrn, den Winter, zu empfangen.

Da, wo der Wald zu Ende geht und nur struppiges Knieholz fortkommt, liegt ein Häuschen an den Felsen geschmiegt, ein armseliges Nest mit tiefhängendem Moosdach, darauf Hauswurz und Fetthenne gedeihen; sogar ein Tannenbäumchen hat sich naseweis und keck dort angesiedelt. Das Türchen ist niedrig, das Fensterchen mit Papier verklebt, aber auf dem grünen Rasenfleck vor der Schwelle weidet eine genügsame Ziege, mit einem Strick an ihre große Zehe gebunden. Ein paar sturmgewohnte Sonnenblumen nicken protzig und gönnerhaft mit dicken Köpfen.

In der einsamen Hütte, der armseligsten weit und breit, wohnt eine ehrsame Witfrau. Als junge, glückliche Braut ist sie vor fünf Jahren hier eingezogen an der Seite ihres Peter, des tüchtigsten Holzfällers weit und breit. Nun hat man ihn hinausgetragen, starr und kalt, und auf dem kleinen Bergfriedhof begraben. Das war ein böses Jahr: früher Schnee fiel im dortigen Herbst, die Kartoffeln mißrieten, der Hungertyphus wütete in der armen

Eifel. Im Häuschen der Witwe sind Angst ums tägliche Brot, Kummer um den Verstorbenen, Kälte und Entbehrung zu Gaste. Die bleiche Frau sitzt am Spinnrad und läßt ihre Tränen rinnen, und das Töchterchen hockt daneben, lacht und spielt mit den bunten Steinen und begreift nichts von dem Kummer der Mutter. Noch weiter hinauf führt uns der Pfad über die kahlen Abhänge. Hoch oben zwischen den Eifelbergen liegt ein See, dunkel, tief, kreisrund, unheimlich wie ein Kraterschlund. Einst tobten unterirdische Gewalten da unten, Feuer und Lavamassen wurden emporgeschleudert; jetzt füllt eine glatte Flut das Becken wie Tränen eine Schale. Es geht hinunter in bodenlose Tiefe.

Keine Bäume, keine Blumen. Nackte, vulkanische Höhen, gleich riesigen Maulwurfshügeln, stehen im Kranz, zu nichts gut als zu armseliger Viehweide. Mageres Sandgras weht, blasses Heidekorn duckt sich unter Brombeergestrüpp. Kein Vogel singt, kein Schmetterling gaukelt. Einsam ist's, zum Sterben öde.

Das ist das Weinfelder Maar, das Totenmaar, wie es die Leute heißen. Es hat keinen Abfluß, keinen Zufluß anders als die Tränen, die der Himmel drein weint. Es liegt und träumt und ist todestraurig, wie alles rings umher.

Lebendige, dichterisch angehauchte Prosa, Beschreibung in Form eines Ganges durch die Landschaft. Fast nur Hauptsätze (abgesehen von einigen Relativsätzen und abgekürzten Vergleichungssätzen), meist kurz, zum Teil prädikatlos (kein Baum, keine Blumen). Anapher: keine Bäume, keine Blumen; kein Abfluß, kein Zufluß. Viele Beseelungen: Herbstwinde zausen die knorrigen Föhren, gehässige Herbstwinde, ihren gestrengen Herrn, den Winter, die Sonnenblumen nicken protzig und gönnerhaft, Angst, Kummer und Entbehrung sind zu Gaste, Heidekraut duckt sich, das Maar liegt und träumt und ist todestraurig, die Bäume nicken, die Sonne und der Himmel gucken, die Sonne verkriecht sich, die Berge ziehen Nebelkappen über sich, die Eifel bereitet sich, den Winter zu empfangen, ein naseweises Tannenbäumchen, die Tränen, die der Himmel weint u. a. Vergleiche: wie ein silbernes Band, füllt wie Tränen eine Schale, unheimlich wie ein Kraterschlund, gleich riesigen Maulwurfshügeln. Malende Beiwörter in großer

Zahl, z. B. die goldene Sonne, der lachende Himmel, die rebenbekränzten Ufer, zitternde Birken, tief hängendes Moosdach, sturmgewöhnte Sonnenblumen, besonders häufig wird die Farbe hervorgehoben: rot blühende Heide, gelbe, rote, weiße Rosen, brauner Kern, grüne Hülle, silbernes Band, blaue Schlehen, gelbes Gras, grüner Rasenfleck, bunte Steine, braune Blätter, blasses Heidekorn, dunkler See. Vorangestellter Genetiv: des köstlichen Weines voll. Nachgestellte Eigenschaftswörter: die Mosel, weich und schmiegsam, die Herbstwinde, eilfertig und gehässig, man hat ihn hinausgetragen, kalt und starr, ein See, dunkel, tief, kreisrund. Verkleinerungsformen: Häuschen, Tannenbäumchen, Türchen, Fensterchen, Töchterchen. Volkstümliche Ausdrücke: gucken, hocken, zum Sterben öde.

26. Die Natur Italiens

von Viktor Hehn (Italien).

Wenn der Nordeuropäer einen der Alpenpässe, die nach Süden führen, übersteigt, dann empfängt ihn eine neue, anders gebildete Welt. Wer sich das ganze Gefühl, die Überraschung dieses Gegensatzes geben will, der eile im Hochsommer unmittelbar aus der Schweiz auf der Eisenbahn nach Genua und Nizza und befahre die Uferstraße zwischen beiden Städten. Welch ein Kontrast!

In der Schweiz herrschen Wasser und Wiese, die Täler sind mit hellem, saftigem Grün gefüllt, überall von den Bergen strömen pfeilschnelle Bäche, arbeiten wild an Steinblöcken und Tannenwurzeln vorüber, stürzen in Kaskaden stäubend über die Felswand, sammeln sich zu Seen und gehen dann als mächtige Flüsse in alle Welt. Hart und gewaltsam sind hier die Gebirge aufgetürmt, oben öde und sumpfige, mit kurzem Gras bewachsene, bald geneigte, bald in sich muldenförmig vertiefte Flächen tragend; von ihren oberen Kanten laufen die traurigen Halden ins Tal, lange Streifen grauen Steingerölles, von den Schneestürzen hinterlassen; Nebel und Wolken hängen an den Flanken und Steinrippen wie die Wolle am Bauche des Widders, senken sich zu den schwarzen Fichtengürteln nieder und steigen wieder verhüllend und wogend

aufwärts zu den kalten Schneekuppen. In diesen hohen Gegenden kommt der Winter bald, der das Tal mit Schnee verschüttet und selbst den Wasserfall in starrende Eisnadeln verwandelt. Dann, in den dunkeln, kalten Monaten, lebt der Mensch in hölzernen, mit Schnitzwerk und alten christlichen Sprüchen verzierten, braunen Wohnungen und trägt Sorge, das Dach wohl mit Steinen zu belasten, daß es der Sturm nicht mit sich fortführe, der in diesen Berglöchern fürchterlich rast.

Von diesem weißen und grünen Winterlande sieht man sich tags darauf, dort, wo sich der Abhang der Seealpen zum Mittelländischen Meere niedersenkt, in ein braunes Sonnen- und Lichtland versetzt. Hier herrscht das Himmelsgestirn schon gewaltig, nach dem sich Goethe sehnte. Breite Flußbetten, dicht voll Kies- und Kalkgeröll, ohne einen Tropfen Wasser, ziehen quer aus den Bergen dem Meere zu; den Weg säumen riesige Agaven mit halbabgebrochenen, blauen Blättern und baumartigen Blütenspindeln; Stachelkraut aller Art, vom Staube unkenntlich, hängt an der Mauer und bricht aus den Ritzen heißer Felswände. Gruppen von Meerstrandkiefern (pinus maritima), ganz leise rauschend, spenden wie in einem Tempel ihren Weihrauch. Den Charakter des Sommers trägt auch Wohnung, Sitte und Körperbildung der Menschen. Wie Vogelnester drängen sich die runden Ortschaften zusammen bald unten im Grunde halbkreisförmiger Golfe, bald hoch oben auf den Gipfeln der Vorberge; drinnen stehen Häuser mit zerbröckelnden Steintreppen, offenen Fensterhöhlen, feuchten Mauern und dunklen Räumen; auf den Gassen aber, an den Hecken, längs des Weges geht das Menschenleben vor sich, jedem Blick offen, in mannigfachen Verrichtungen, in wechselnden Szenen. Da erblickt man Männer mit spitzen Hüten, ernst und braun, mitunter launig und ausgelassen, aber immer maßvoll, reizende, halb oder ganz nackte Buben mit verwildertem Haar, Frauen, schreitend mit dem Korbe auf dem Haupte, voll Würde und Haltung, mit Augen ausdrucksvoll, fremdblickend, schwarz wie die Nacht. Es sind Kinder eines sonnigen Landes, träge und leidenschaftlich zugleich, ebenso fleißig als sorglos. Von ihrer Hand sind alle die Ölgärten gepflanzt und unterhalten, die diese ganze Küste wie ein end-

loses, graues, schwellendes Meer bedecken. Denn die Bevölkerung führt ein Gärtnerleben, pflanzt, gräbt und schneitelt, mauert Terrassen an felsigen Abhängen hin und bewegt in der Abenddämmerung den Brunnenschwengel auf und ab, um die Kanäle zwischen den Beeten und um die Stämme der Fruchtbäume herum mit Wasser zu füllen. Aber nicht bloß Gärtner sind die Bewohner dieser in lauter Buchten und Vorgebirgen fortlaufenden Küste, sondern auch Fischer und Schiffer; sie flicken und trocknen ihre Netze, sie zimmern an den Balken halbfertiger Böte auf dem kiesigen Ufersande. Von hier aus gingen im Mittelalter neue Argonautenfahrten an den Bosporus und in den Pontus Euxinus; in einer dieser Städte ward Kolumbus geboren. Dieselbe prophetische Unschuld des Glaubens, die den Entdecker der neuen Welt beseelte, hat in unsern Tagen auch seinen Landsmann Garibaldi getrieben, mit zwei Schiffen und einem Häuflein Freiwilliger ein Königreich zu erobern und einen Thron zu stürzen.

Anschauliche Schilderung, die durch eine Reihe von Mitteln über die Alltagsprosa gehoben ist. Vergleiche (Nebel und Wolken hängen an den Flanken wie die Wolle am Bauche des Widders, wie Vogelnester drängen sich die Ortschaften zusammen, Augen schwarz wie die Nacht, Ölgärten bedecken die Küste wie ein endloses Meer, Kiefern spenden wie in einem Tempel ihren Weihrauch), Beseelung (Bäche arbeiten, Unschuld hat getrieben, Wasser und Wiese herrschen, der Winter verschüttet das Tal u. a.), malende Beiwörter (pfeilschnelle Bäche, schwarze Fichtengürtel, offene Fensterhöhlen, zerbröckelnde Steintreppen usw.), zwei Epitheta (helles, saftiges Grün, öde und sumpfige Flächen, dunkle, kalte Monate, ernste und braune Männer), drei (endloses, graues, schwellendes Meer, Augen ausdrucksvoll, fremdblickend, schwarz wie die Nacht). Besondere Hervorhebung der Farben (braune Wohnungen, graues Steingeröll, blaue Blätter, weißes und grünes Winterland). Partizipien der Gegenwart (stäubend, verhüllend, wogend, starrend, schwellend u. a.), nachgesetzte attributive Bestimmungen (Streifen, von Schneestürzen hinterlassen, Stachelkraut, vom Staube unkenntlich, Gruppen von Kiefern, ganz leise rauschend). Wortpaarungen (Nebel und Wolken, Steinblöcke und Tannenwurzeln, Fischer und Schiffer, Würde und Haltung,

Buchten und Vorgebirge, Kies- und Kalkgeröll). Hinweise auf das Altertum (Argonautenfahrten, Pontus Euxinus, Bosporus). Alliteration (Wasser und Wiese); mehrfach Gliederung mit bald . . bald.

27. Die Stadt Korfu

von Ferdinand Gregorovius (Korfu).

Wir sind im Hafen, einem der herrlichsten der Welt. Rechts erhebt sich eine Felsterrasse, die ihn als Festung gedeckt hat, ehe die von Korfu abziehenden Engländer ihre Werke gesprengt haben. Der Mond beleuchtet die Stadt und läßt sie vornehm und groß erscheinen; Barkarolen bringen uns zum Molo, still und geräuschlos. Es ist ein Uhr in der Nacht. Meer und Ufer, die dunkeln Berge Albaniens drüben, das gehügelte Inselland, Zypressen, schwarz am Nachthimmel sich abhebend, Gärten, Villen, Paläste mit italienischen Balkons, alles das umgibt uns als eine geheimnisvolle Licht- und Schattenwelt im tiefen Schweigen der Mondnacht. Durch schlummernde Straßen sanft aufwärts steigend, gelangen wir auf einen großen, freien, mit Bäumen besetzten Platz. Es ist die berühmte Spianata (Esplanade) Korfus. Hier liegt mondhell unser Gasthof in einer Reihe weißglänzender Gebäude, ihm gegenüber das dunkle Schloß am Meer mit seinem Fanal.

Ich ziehe es immer vor, ein mir fremdes Inselland nachts statt am Tage zu betreten. Man hat da Wahrheit und Dichtung zugleich und überläßt sich für einige Stunden dem Spiel der Phantasie; man legt sich erwartungsvoll nieder, bis der helle Morgen die Wirklichkeit entschleiert und das phantastisch schwankende Gemälde der Nacht zu einer ganz neuen Tatsache für die bewußte Anschauung wird.

Ich habe keinen genußreicheren Augenblick in Korfu gehabt als den ersten, blendenden Blick am Morgen, da ich aus dem Gasthause auf die Esplanade trat. Der Eindruck war der eines über elysischen Küsten schwebenden Paradieses, einer weichen, duftigen, doch großstilisierten Idylle am Meer. Auf einer Isola beata glaubte ich in Wahrheit zu stehen und den Götterhauch der

Seligkeit zu atmen. Die Stadt Korfu, die sich vom Hafen mit vielen Gassen und Hallen aufwärts zieht und die Ufer zu beiden Seiten mit einem Kranz von Vorstädten einfaßt, ist zwar ansehnlich genug; aber die grünen Ölwälder ringsum, die schattigen Berge, die azurnen Meeresweiten, die leuchtenden Golfe lassen sie nun als ein monumental wirksames Glied in diesem hinreißenden Schauspiel der Natur erscheinen. Warme Luftströme wehen darüber hin vom Spiegel der See; man atmet Duft des Meeres und der Orangengärten zugleich.

Die Esplanade mit ihren Pinien und ihrer grünen Rasenfläche umgeben auf zwei Seiten Privatgebäude, zum Teil mit Portiken, und der Regierungspalast aus gelblichem Gestein. Nach dem Meere schließen den Platz steinerne Balustraden hinter Blumengärten; an seiner Ecke steigt machtvoll das Kastell empor mit schwarzen Felsenwänden, welche blühende Ranken schön umwinden. Überall strahlt das Meer aus Golfen und rötlichen Felsenbuchten, und man hat einen Aussichtspunkt, von dem herab durch das Fernrohr der Geschichte zu sehen fast so lohnend ist als am Goldnen Horn bei Byzanz. Denn dieser schöne Sund ist die Wasserstraße zwischen Italien und Griechenland, zwischen Europa und Asien, durch den sich die Flut der Völkerbewegung Jahrhunderte lang hin- und hergewälzt hat. In lauter Flottenzügen auf diesem Kanale läßt sich das Schicksal der Insel Korfu darstellen.

Den feinen Griff, den Gregorovius bei der Beschreibung der Stadt Korfu angewandt hat, deutet er im zweiten Abschnitt selbst an: er führt uns zunächst in der Nacht vom Hafen durch die mondbeleuchteten Straßen und stellt uns dann am Morgen auf einen schönen Aussichtspunkt. Die Reize der nächtlichen Beleuchtung werden verschiedentlich hervorgehoben (der Mond beleuchtet die Stadt, mondhell liegt der Gasthof da in der Reihe weißglänzender Gebäude, die dunklen Berge, Zypressen schwarz am Nachthimmel sich abhebend, das dunkle Schloß am Meere, alles eine geheimnisvolle Licht- und Schattenwelt). Auch sonst werden die Lichtwirkungen geflissentlich erwähnt (gelbliches Gestein, heller Morgen, grüne Rasenfläche, schwarze Felswand, rötliche Felsenbuchten, Schattenberge, azurne Meeresweiten, leuchtende Golfe), was den nicht befrembet, der den mäch-

tigen Einfluß der Farben in der südlichen Landschaft kennen gelernt hat. Drei Glieder stehen öfter unverbunden nebeneinander (Gärten, Villen, Paläste, eine weiche, duftige, großstilisierte Idylle, ein großer, freier, mit Bäumen besetzter Platz). Merkmale werden zuweilen durch mit angefügt (Paläste mit türkischen Balkons, das Schloß mit seinem Fanal, die Esplanade mit ihren Pinien, Privatgebäude mit Portiken, das Kastell mit schwarzen Felsenwänden), attributive und adverbiale Bestimmungen mehrfach nachgestellt (Zypressen, schwarz am Himmel sich abhebend, Barkarolen bringen uns zum Molo, still und geräuschlos). Bildlicher Ausdruck (Kranz von Vorstädten, Fernrohr der Geschichte). Naturbeseelung (schlummernde Straßen, im tiefen Schweigen der Mondnacht, Barkarolen bringen uns zum Molo, der Morgen entschleiert die Wirklichkeit, das Kastell steigt empor, ein hinreißendes Schauspiel). Anspielungen auf das Altertum (Götterhauch der Seligkeit, elysische Küste).

28. Deutschostafrika

von August Seidel (Deutschlands Kolonien).

Die Oberfläche unseres ostafrikanischen Schutzgebietes ist sehr einfach gestaltet. Es wird fast durchweg von einem mächtigen, meist aus Granit, Gneis, Glimmerschiefer und Quarzit bestehenden Hochlande erfüllt, das sich im Norden ziemlich nahe an die Küste herandrängt, aber nach Süden zu immer mehr ins Innere und zuletzt bis fast an den Njassasee zurückzieht. Diese weite Landschaft, die im Durchschnitt mindestens 1000 m Meereshöhe hat, ist im allgemeinen eintönige Ebene mit zerstreuten Hügeln und Kuppen ohne erhebliche Bergzüge und mit geringer Bewässerung; doch zeigt der Ostrand des Hochlandes ebenso wie der durch den zentralafrikanischen Graben[1]) gebildete Westrand bedeutende Aufwulstungen (das ostafrikanische und das innerafrikanische Schiefergebirge).

1) So nennt man einen starken Erdriß, der durch die Seenreihe Albert-, Albert-Eduard-, Kivu-, Tanganjika-See bezeichnet wird und das Hochland Deutschostafrikas von dem des Kongostaates trennt.

Zwischen der Hochfläche und dem Küstenstreifen dehnt sich eine im Norden ziemlich schmale, nach Süden zu wesentlich breitere Vorlandzone von höchstens 125 m Meereshöhe aus, die aus Tonschiefer und Kalk, weiterhin aus Sandstein besteht.

Die wenig gegliederte, zur Sumpfbildung neigende Küste wird aus Korallenkalk gebildet, von starken Dünen überlagert und von zahllosen Korallenriffen eingefaßt.

Neben vielen kleineren Seen hat das Schutzgebiet auch drei große Wasserbecken aufzuweisen, den Viktoria-, den Tanganjika- und den Njassasee. Die zum Indischen Ozean hin abfallenden Ströme kommen vom Hochlande herab, durchbrechen das Randgebirge in breiten, malerischen Tälern, sind aber wegen starken Gefälles, zahlreicher Schnellen und Wasserfälle nur mit Einschränkungen schiffbar zu nennen. Im Süden, wo das Gebirge zurücktritt, machen sich diese Übelstände weniger bemerkbar; daher wird der Rufidji, länger als der Rhein, nach einigen Verbesserungen fast in seiner ganzen Ausdehnung befahren werden können.

Das Klima ist tropisch, aber nicht einheitlich. Je nach dem Sonnenstande tritt eine Trockenzeit und eine gewitterreiche Regenzeit ein; jene währt von Ende April bis Anfang Oktober, diese von Mitte November bis Mitte März; in jener wehen südöstliche, in dieser nordöstliche Winde.

Die feuchtwarme Küste entwickelt eine üppige Flora. Der Ufersaum wird von Mangroven eingefaßt, den Dünensand bedeckt spärlicher Graswuchs. Dahinter aber erstreckt sich dichter Busch, untermischt mit unzähligen Kokospalmen, Affenbrotbäumen usw. Dazwischen haben die Eingeborenen mit Hirse, Mais, Zuckerrohr und Reis ihre Felder bestellt. Die Randgebirge, welche infolge der vorherrschenden Ostwinde die Feuchtigkeit des Indischen Ozeans aufsaugen, verdanken dieser, besonders in den tieferen Schluchten, eine reichliche Pflanzenbedeckung; daher die üppige Fruchtbarkeit, z. B. in den Gebieten Usambaras, in den Ulugurubergen, im Kondegebiete. Auf dem Hochlande machen sich Wassermangel und schlechte Bodenbeschaffenheit gleich unangenehm fühlbar. Weite Strecken sind von Laterit überlagert, in dem das Wasser schnell einsickert. Nur hin und wieder findet sich eine vorteilhafte Erddecke, wie z. B.

Tonerde auf dem Massaihochlande. Der Pflanzenwuchs ist daher dürftig. Hohes, in getrennten Büscheln sprießendes Gras überwiegt, untermischt mit Dornbusch und anderem Gestrüpp. Hier und da sind Aloes und riesige Euphorbien verstreut. An manchen Stellen entwickelt sich bei günstigeren Verhältnissen ein schwacher Waldbestand, meist von Akazien und Mimosenarten. Dies wenig erfreuliche Bild verändert sich mit einem Schlage, wo ein perennierender Fluß das Ufergelände befruchtet. Hier bilden sich üppige Wiesen und oft nicht unansehnliche Wälder.[1])

Die Tierwelt ist reich vertreten, in der Hauptsache eine Steppenfauna. Antilopen aller Art, Zebras, Strauße, Giraffen und Büffel durchstreifen die Hochebene, Hyäne und Schakal schleichen heimtückisch umher, schwerfällig trottet das Nashorn seinen Weg, Leopard und Löwe lauern im unentwirrbaren Dickicht, Elefantenherden durchziehen stampfend die weiten Bergwälder, wo sich zahlreiche Affenarten von Ast zu Ast schwingen. Die Flüsse und Seen beherbergen neben zahlreichen Fischsorten auch Krokodile und Flußpferde und sind die Tummelplätze einer ungemein reichhaltigen Wasservogelfauna. Die den Haustieren so verderbliche Tsetsefliege findet sich nur strichweise, dagegen ist die gefräßige Termite häufig genug, und die Heuschreckenplage hat nicht selten schon Hungersnot im Gefolge gehabt.

Die Hauptmasse der Bevölkerung besteht aus Bantunegern, d. h. Angehörigen jener großen Sprachen- und Völkerfamilie, die das afrikanische Festland vom 5° nördlicher bis zum 25° südlicher Breite besetzt hält. Ein charakteristischer Zug ihrer Sprache ist, daß die Flexion durch Vorsilben und nicht durch Endungen ausgedrückt wird. So bezeichnet **m** die Einzahl, **wa** die Mehrzahl, **u** ein Land, ki die Sprache oder Art, z. B. Uhehe, das Land der Hehe, Mhehe, einen Mann aus U., Wahehe, Leute aus U., Kihehe, Sprache von U. Die Bevölkerung der Küste sind die Wasuahili,

1) Die Europäer haben außer mit europäischen Gemüsen und Obstsorten bisher besonders mit Kaffee, Tee, Tabak, Vanille und Baumwolle größere Kulturversuche gemacht, die beim Kaffee in Usambara sehr günstig ausgefallen sind, im übrigen noch fortgesetzt werden.

ein Mischvolk aus den verschiedensten Inlandstämmen und arabischem Blute. Sie bekennen sich im Gegensatz zu der Binnenbevölkerung zum Mohammedanismus und verdanken den Arabern eine Art Halbkultur. Ihre Sprache vermittelt den Verkehr in einem großen Teile des Schutzgebietes. Außer den Europäern finden sich noch in größerer Anzahl Araber, als Großgrundbesitzer und Karawanenhändler sowie infolge des Übergewichts ihrer Kultur die herrschende Klasse, und Inder, als Großkaufleute und seßhafte Kleinhändler von bedeutendem Einfluß auf das gesamte Wirtschaftsleben.

Diese sachkundige Beschreibung des Landes bietet in gedrängter Kürze alle wesentlichen Züge. Die einzelnen Punkte sind in wohldurchdachter Reihenfolge behandelt, Ursache und Wirkung werden überall sorgfältig berücksichtigt. Von der großen Genauigkeit der Angaben zeugen die vielen modifizierenden Umstandswörter, z. B. meist, fast, ziemlich, mindestens, besonders, sehr, höchstens, im allgemeinen, wesentlich. Der Verfasser gibt den Substantiven gern bezeichnende Beiwörter, und wenn er sich im ganzen auch damit begnügt, einfache Tatsachen vorzuführen, so erhebt sich doch seine Darstellung zuweilen zu plastischer Anschaulichkeit und großer Lebendigkeit, namentlich im vorletzten Abschnitt schaut er mit den Augen des Künstlers und malt das Leben der Tierwelt mit poetischem Schwunge. Dem Stoffe entsprechend finden wir freilich auch mehrfach bloße Aufzählung von Gesteinen, Pflanzen, Tieren u. a. Entbehrliche Fremdwörter sind, abgesehen von perennierend, fast ganz gemieden. Von Nebensätzen finden sich nur relative, acht an der Zahl; an ihrer Stelle erscheinen zur Abwechselung wiederholt Partizipien (die zur Sumpfbildung neigende Küste, die zum Indischen Ozean hin abfallenden Ströme) oder andere attributive Satzglieder (länger als der Rhein = welcher länger als der Rhein ist, als Großgrundbesitzer die herrschende Klasse = welche . . bilden). Wie hier der Ausdruck wechselt, so auch bei der Aufzeichnung der Tiere; bald findet sich die Mehrzahl (Antilopen, Strauße), bald die Einzahl (ohne Artikel: Hyäne, Schakal; mit dem Artikel: das Nashorn, die Termite).

29. Die Heide

von Adalbert Stifter (Studien Bd. I).

Im eigentlichen Sinne des Wortes ist es nicht eine Heide, wohin ich den lieben Leser und Zuhörer führen will, sondern weit von unserer Stadt ein traurig liebliches Fleckchen Landes, das sie die Heide nennen, weil seit unvordenklichen Zeiten nur kurzes Gras darauf wuchs, hier und da ein Stamm Heideföhre oder eine Krüppelbirke. Ferner war noch in ziemlicher Verbreitung die Wacholderstaude da, im weiteren aber kein anderer Schmuck mehr, man müßte denn die fernen Berge hierher rechnen, die ein wunderschönes, blaues Band um das mattfarbige Gelände zogen.

Wie es aber des öftern geht, daß tiefsinnige Menschen oder solche, denen die Natur allerlei wunderliche Dichtung und seltsame Gefühle in das Herz gepflanzt hat, gerade solche Orte aufsuchen und liebgewinnen, weil sie da Träumen und innerem Klingklang nachgehen können, so geschah es auch auf diesem Heideflecke. Mit den Ziegen und Schafen zog oft ein schwarzäugiger Bube von zehn oder zwölf Jahren hinaus in die Heide, eigentlich in der Absicht, die Tiere zu hüten; jedoch wenn sie sich zerstreuten, fing er an, Bekanntschaft mit den allerlei Wesen zu machen, die die Heide hegte, und schloß mit ihnen Bündnis und Freundschaft.

Es war da ein etwas erhabener Punkt, an dem sich das graue Gestein, auch ein Mitbesitzer der Heide, reichlicher vorfand und sich gleichsam emporschob, ja sogar am Gipfel mit einer überhängenden Platte ein Obdach und eine Rednerbühne bildete. Auch der Wacholder drängte sich dichter an diesem Orte, sich breit machend in vielzweigiger Abstammung und Sippschaft nebst manch schönblumiger Distel. Bäume aber waren gerade hier weit und breit nicht vorhanden, weshalb eben diese Aussicht weit schöner war als an anderen Punkten, vorzüglich gegen Süden, wo das ferne Moorland, so ungesund für seine Bewohner, so schön für das entfernte Auge, blauduftig hinausschwamm in allen Abstufungen der Ferne.

Nach diesem Punkte nun wanderte unser kleiner Freund am allerliebsten, wenn auch seine Pflegebefohlenen weitab in ihren Berufsgeschäften gingen, da er aus Erfahrung wußte, daß keins

die Gesellschaft verließ und er sie am Ende alle wieder vereint fand, wieweit er auch nach ihnen suchen mußte. Auf dem Hügel gründete er sein Reich. Unter dem überhängenden Blocke bildete er nach und nach durch manche Zutat und durch mühevolles, mit spitzen Steinen bewerkstelligtes Weghämmern einen Sitz, anfangs für einen, dann füglich für drei geräumig genug; auch ein und das andere Fach wurde vorgefunden oder hergerichtet oder andere bequeme Stellen und Winkel, wohin er seinen leinenen Heidesack legte und sein Brot und die unzähligen Heideschätze, die er oft hierher zusammentrug.

Gesellschaft war im Übermaße da. Vorerst die vielen großen Blöcke, die seine Burg bildeten, ihm alle bekannt und benannt, jeder anders an Farbe und Gesichtsbildung, der unzähligen kleinen gar nicht zu gedenken, die oft noch bunter und farbenfeuriger waren. Dann war der Wacholder, ein widerspenstiger Geselle, unüberwindlich zähe in seinen Gliedern, wenn er einen köstlichen, wohlriechenden Hirtenstab sollte fahren lassen oder Platz machen für einen anzulegenden Weg; seine Äste starrten rings von Nadeln, strotzten aber auch in allen Zweigen von Gaben der Ehre, die sie jahraus, jahrein den reichlichen Heidegästen auftischten, von millionenmal Millionen blauer und grüner Beeren. Dann waren die wundersamen Heideblümchen, glutfarbig oder himmelblau, zwischen dem sonnigen Gras des Gesteins, oder solche, die ein weißes Schnäbelchen aufsperren, mit einem gelben Zünglein darinnen; auch Erdbeeren waren hier und da, selbst zwei Himbeersträucher, und, zwischen den Steinen emporwachsend, eine lange Haselrute.

Fast sollte man von der lebenden und bewegenden Gesellschaft nun gar nicht mehr reden, so viel war da; aber diese Gesellschaft war vollends ausgezeichnet. Ich will von den tausend und tausend goldenen, rubinenen, smaragdenen Tierchen und Würmchen gar nichts sagen, die auf Stein, Gras und Halm kletterten, rannten und arbeiteten, weil er von Gold, Rubinen und Smaragden noch nichts sah, außer was der Himmel und die Heide zuweilen zeigte, aber von anderem muß die Rede sein. Da waren seine Günstlinge, schnarrende, purpurflügelige Springer, die dutzendweise vor ihm aufflogen und sich wieder hinsetzten, wenn er eben seine Gebiete durchreiste, da waren ihre unzählbaren Vettern, die größeren und

kleineren Heuschrecken, in mißfarbiges Grün gekleidete Heiducken, lustig und rastlos, zirpend und schleifend, daß es an Sonnentagen ein zitterndes Gesinge längs der ganzen Heide gab, dann waren die Schnecken mit und ohne Haus, braun und gestreift, gewölbt und platt, die silberne Straßen über das Heidegras oder über seinen Filzhut zogen, wenn er sie darauf setzte, dann summende, singende, piepende, blaue, grüne, glasflügelige Fliegen, dann Hummeln, die schläfrig vorbeiläuteten, Schmetterlinge, besonders kleine mit himmelblauen Flügeln, auf der Kehrseite silbergrau mit gar anmutigen Äuglein, dann noch kleinere mit Flügeln wie eitel Abendröte, endlich Vögel, die an vielen Stellen sangen, Goldammern, Rotkehlchen, Heidelerchen, von denen oft der ganze Himmel mit Kirchenmusik erfüllt wurde, Distelfinken, Grasmücken, Kiebitze und andere und wieder andere. Alle ihre Nester lagen in seiner Monarchie und wurden aufgesucht und beschützt. Auch manch rotes Feldmäuschen sah er schlüpfen und schonte sein, wenn es plötzlich stille hielt und ihn mit den glänzenden, erschrockenen Äuglein ansah.

Inmitten all dieser Herrlichkeiten stand er oder ging oder sprang oder saß er, ein herrlicher Sohn der Heide: aus dem tiefbraunen Gesichtchen voll Güte und Klugheit leuchteten in blitzendem, unbewußtem Glanze die pechschwarzen Augen, voll Liebe und Kühnheit, und zeigten reichlich jenes gefahrvolle Element, das in der Heideeinsamkeit zu sprossen begann, eine dunkle, glutensprühige Phantasie. Um die Stirne aber lag eine Wildnis dunkelbrauner Haare, kunstlos den Winden der Fläche hingegeben.

Die Art der Kleinmalerei, wie sie Stifter hier bietet, wird von ihm selbst in einem Briefe an Ottilie Wildermuth vom Jahre 1834 gegen die Angriffe anderer in Schutz genommen: „Unsere Zeit verlangt Großes, Nationales, Zeitgemäßes, ja sogar Dichtungen der Zukunft und wie die Worte sonst heißen, und gerade diese Dinge sind das Armutszeugnis der Zeit. Nicht was man macht, ist die Kunst, sondern wie man's macht. Oder ist der Elefant und der Großglockner ein größeres Kunstwerk als die Mücke und das Sandkorn? Wer das behauptet, kennt sie alle vier nicht. Nur unerfahrene Kinderaugen staunen das eigentlich Große oder das Lärmende an."

Auf Hebbels Äußerung, er sei ein Blumen- und Käfermaler, erwiderte er: „Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen des Getreides, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß. Das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, der Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, halte ich nicht für größer als obige Erscheinungen, ja ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Gesetze sind. Sie kommen auf einzelnen Stellen vor und sind die Ergebnisse einseitiger Ursachen. Ein ganzes Leben voller Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwingung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen verbunden mit einem heiteren, gelassenen Streben halte ich für groß; mächtige Bewegungen des Gemüts, furchtbar einherrollenden Zorn, die Begier nach Rache, den entzündenden Geist, der nach Tätigkeit strebt, niederreißt, ändert, zerstört und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, sondern für kleiner".

Dem Verfasser kommt es darauf an, das reiche Leben zu schildern und bunte Mannigfaltigkeit der Gegenstände zu zeigen, die die Heide bietet; daher die lange Aufzählung der einzelnen Erscheinungen und die vielen „dann", mit denen sie aneinander gereiht werden. Die Fülle wird besonders noch betont durch Ausdrücke wie millionenmal Millionen Beeren, tausend und tausend Tierchen, und andere und wieder andere. Dreigliedrige Wortverbindungen sind nicht selten (z. B. Stein, Gras und Halm, von Gold, Rubinen und Smaragden, kletterten, rannten und arbeiteten). Meist findet sich asyndetische Anfügung, einmal ein Polysyndeton (stand oder ging oder sprang oder saß). Eine große Zahl von Beiwörtern umrankt die Substantiva bald mit, bald ohne Bindewort, bald einzeln, bald mehrere nebeneinander bis zu sechs (bei der Fliege und bei der Schnecke), häufig sind darunter Farbenbezeichnungen. Mehrfach begegnen wir Neubildungen (farbenfeurig, glutfarbig, glutensprühig, vielzweigig, schönblumig). Die attributiven Bestimmungen stehen teils vor dem Hauptworte, teils werden sie nachgesetzt (z. B. die vielen großen Blöcke, ihm alle bekannt und benannt, eine Wildnis dunkelbrauner Haare, kunstlos den Winden hingegeben). Zur Belebung des Ganzen dienen Beseelungen (das graue Gestein, ein Mitbesitzer der Heide, der Wacholder, ein widerspenstiger Geselle u. a.), vor allem aber zahlreiche Partizipien der Gegenwart (15). Die Verkleinerungs-

wörter werden großenteils mit -chen gebildet, einige mit -lein (Jünglein, Äuglein). Altertümlich und poetisch ist: er schonte sein, beachtenswert die Verbindung traurig liebliches Fleckchen. Fast jeder Hauptsatz ist von einem oder mehreren Relativsätzen begleitet, daneben finden sich einige Bedingungs- (sechsmal wenn) und Begründungssätze (dreimal weil).

30. Die Birke

von Hermann Masius (Naturstudien).

Dem Froste und dem Sturme, dem Blitze und selbst der Fäulnis trotzend, im Sumpfmoor wie im dürren Sande gedeihend, bedarf die zierliche, schlanke, zartgegliederte Birke nur einer Spanne Erde, ihre Wurzeln hineinzusenken. Auf den norddeutschen Grasebenen ist sie in zerstreuten Gruppen und Hainen zu finden; weite, schimmernde Waldstrecken füllt sie in den Tieftälern von Norwegen, und da selbst, wo ewiger Schnee den Gebirgsgrat umhüllt, klammert sie sich an die stiefmütterliche Scholle. Dort an der letzten Marke der Vegetation beugt sie sich über das Gestein wie der trauernde Genius der Pflanzenwelt, in der Hand die umgestürzte Fackel: das grünende Leben sinkt wieder in den Schoß zurück, dem es sich schwerkämpfend entrungen.

Man darf die Birke einen weiblichen Charakter nennen, obgleich jener Dichter, eingedenk des Tributes, den einst der pädagogische Baum von ihm gefordert, sie hart und blutdürstig schilt. In leicht geschwungener, oft anmutig geschlängelter Linie steigt der schlanke, gerundete Stamm hinauf, nach oben schwach gebogen, doch mit geschmeidiger Härte der Gewalt der Elemente widerstrebend. Graue, bemooste Furchen zerreißen nur unten die glatte, atlasartige Rinde, die aus dem Blättergrün hervorleuchtet,

„als wäre dran aus heller Nacht
das Mondlicht blieben hangen“.

Kein mächtiger Ast tritt aus dem zähen Holz, vielmehr fällt ringsum ein zierliches Reisernetz in langen Flechten herab, das sich kaskadenartig und immer lockerer aufbaut, bis die Krone wie

in einem Federbüschel endet. Da ist auch nicht Raum für des kleinen Vogels Nest, so luftig steht dies Zweigwerk da. Und nun dieser dämmernde Laubschein darüber hin, dieser zarte, durchsichtige Schleier, der immer schwebend und schwirrend die Glieder umweht! Ist es nicht, als schmiege er sich um eine Waldnymphe?

Abend und Morgen sind die rechten Tageszeiten zum Ergehen im Birkenwalde; aber eine gespanntere, erhöhte Stimmung gibt das Zwielicht des Mondes. Die schattenhaft zerfließende Gestalt des Baumes, das gespenstische Weiß des Stammes regen die Phantasie geisterhaft an. Die Birke ist auch der Liebling des Lenzes. Im Vorfrühling, wenn der junge Blätterschimmer um ihre Zweige spielt, haucht sie gar wonnige, sonnige, erfrischende Freude in alle Herzen; sie bringt den ersten, langersehnten Gruß des wiedererwachenden Lebens, und gern schwingt sich der Dorfreihen um ihr duftiges Maigrün. Auch der Herbst hat sie lieb; das Birkenlaub färbt er in allen Tönen des Gelbs und macht die Wälder gleichsam noch einmal blühend.

„Masius' Darstellungen sind trotz der interessanten Einzelheiten, die er mitzuteilen weiß, in erster Linie nicht darauf berechnet, Belehrung zu bieten, sondern vielmehr Liebe und Begeisterung für die Schönheit und Zweckmäßigkeit der Schöpfung zu erwecken; sie kommen daher an vielen Stellen den warmherzigen Ergüssen des Dichters nahe. Wie ein volltönendes Instrument handhabt der Schriftsteller die Sprache; für alle die feinen Schattierungen seiner Beobachtung weiß er den treffenden Ausdruck zu finden. An geeigneten Stellen hebt sich seine durch alle Mittel des Stils geschmückte Darstellung zu einer wahrhaft poetischen Höhe, so daß sich die hier und da angebrachten dichterischen Zitate fast unbemerkt in den Text einfügen."

Wie bei Stifter in dem vorhergehenden Stücke finden sich Vergleiche (Genius, Federbüschel), Naturbeseelungen (sie beugt sich über das Gestein, das Leben hat sich dem Schoß entrungen, stiefmütterliche Scholle), neue Wortgebilde (Blättergrün, Reisernetz, Zweigwerk, Laubschein, Blätterschimmer), drei Beiwörter (die zierliche, schlanke, zartgegliederte Birke, wonnige, sonnige, erfrischende Freude), zwei Beiwörter (der schlanke, gerundete Stamm, weite, schimmernde Waldstrecken, die glatte,

atlasartige Rinde, zarte, durchsichtige Schleier, eine gespannte, erhöhte Stimmung), Partizipien als Beiwörter (das grünende Leben, schimmernde Waldstrecken, der trauernde Genius, dämmernder Laubschein), Partizipien als Stellvertreter von Nebensätzen (trotzend, gedeihend, widerstrebend), Infinitiv mit zu = um zu (hineinzusenken), vorangestellter Genetiv (des kleinen Vogels Nest), Frage- und Ausrufesätze, Alliteration (schwebend und schwirrend), Erinnerungen an das Altertum (Waldnymphe; der Genius, in der Hand die umgestürzte Fackel; vgl. Lessings Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet").

31. Walter von der Vogelweide

von Karl Weinhold (Rede, gehalten am 15. Sept. 1889 zu Bozen).

In Walter von der Vogelweide tritt das ewig Menschliche und das eigentlich Deutsche unserer Poesie leiblich vor uns, der Poesie aus der Zeit unserer alten Kaiser von dem staufischen Geschlechte, die wir uns vorstellen als herrliche, königliche Helden mit großem Geiste und mächtigem Schwerte, als Kaiser des Abendlandes, über das sie von Dänemark bis Sizilien, von Ungarland bis nach Frankreich hinein geboten haben. Dieser staufische Glanz umleuchtet auch die Stirn Walters, der im Dienste jener großen Kaiser stand mit dem Pfunde, das Gott ihm verliehen hatte, durch Gedanken und Worte in Lied und Spruch. Er steht vor uns als der streitbare Geistesritter jener alten Kaiserzeit, der für die Krone und das Volk in Treue wachte und wirkte, stritt und litt.

Herr Walter war ein frommer Mann, der seinen Morgensegen nicht vergaß, der einen Kranz duftiger Blumen zu den Füßen der heiligen Jungfrau niederlegte, der die Gottesfahrt in das heilige Land und den Kampf um das heilige Grab als höchstes Glück des sündigen Menschen pries und die Kreuzfahrt wohl auch selbst getan hat.

Herr Walter war ein deutscher Mann, der am Vaterlande mit glühender Liebe hing, der die deutschen Männer als die besten, die deutschen Frauen als die sittlichsten und schönsten der Erde pries, ein deutscher Mann, der sich nicht im Winkel barg, wenn der Ruf

erschallte: „Hie Welf, hie Weibling!" ein Mann, der im Kampfe des Tages eine große geistige Macht geworden war; denn seine Lieder griffen an Herz und Nieren und teilten mit scharfem Lichte den politischen Nebel.

Herr Walter war auch ein Dichter und Sänger der schönsten Lieder. Das Mädchen, das er mit dem Feldrosenkranz schmückte, die hohe Frau, der er die Kleinode seiner Kunst darbrachte, sind unsterblich geworden. Seine Liebeslieder sind süß und sanft. Aber er war auch ein Dichter der Männer, ein strafender und zürnender, ein rügender und lehrender Dichter, der hoch und niedrig ohne Furcht und Tadel das Gute und Rechte wies und Zucht und Sitte, Ehre und Tugend vom Könige forderte wie vom schlichten Manne.

Nachdem Walter von der Vogelweide aus der heiteren österreichischen Jugendzeit in das bewegte, ernste Leben hinausgetreten war, ist er ein Kämpfer und Ringer gewesen um Kraft und Ehre. Dieser Kampf hat ihn durch die Lande getrieben mit seltener Rast, mit geringem Gut, gefeiert und geliebt, aber auch gehaßt und getäuscht, wie das Menschenlos fällt. Er saß in den Höfen der Könige und auf den Burgen der Reichsfürsten, aber er blieb ein Gast und wäre so gern ein Wirt gewesen am eigenen kleinen, aber freien Herde. Heimatlos zog er lange, lange Jahre zwischen Mur und Seine, Po und Trave hin und her, bis sein Verlangen nach dem eigenen Hause, als er ein grauer Mann geworden, von Kaiser Friedrich II. erfüllt ward. In Würzburg am Main im Kreuzgange des Neumünsters sind nach der Chronik seine Gebeine zu Staub und Erde geworden. Aber sein Geist ist unsterblich, und er ruht auf dem Volke, das er liebte, und auf dem Reiche, für das er gestritten hat.

Klare übersichtliche Darstellung, aus der sich sofort das Mittelstück heraushebt mit den drei Abschnitten, die beginnen „Herr Walther war". Mit dem Wirken für die Staufer hebt das Ganze an, mit dem Danke der Staufer schließt es ab. Sehr beliebt ist die Wortwiederholung: ein deutscher Mann, ein deutscher Mann, ein Mann; unserer Poesie, der Poesie; heilige Jungfrau, heiliges Land, heiliges

Grab; deutsche Männer, deutsche Frauen; der . . der . . der; lange, lange Jahre; nicht minder die Wortpaarung: Gedanken und Worte, Lied und Spruch, Krone und Volk, hoch und niedrig, ohne Furcht und Tadel, das Gute und Rechte, Zucht und Sitte, Ehre und Tugend, die sittigsten und schönsten, strafend und zürnend, rügend und lehrend usw., mehrfach mit Alliteration (süß und sanft, wachte und wirkte) oder Assonanz (stritt und litt). In den letzten Abschnitten findet man wiederholt Antithesen, daher viermaliges „aber“. Metaphern: Glanz umleuchtet die Stirn, ein Kranz duftiger Blüten (= Lieder), Kleinode seiner Kunst (= Lieder), Pfund (= Talent), die Lieder teilten den politischen Nebel. Beseelung: das ewig Weibliche tritt leiblich vor uns. Die Grenzen der Tätigkeit Walters werden zweimal verschieden ausgedrückt, 1. durch Länder (von Dänemark bis Sizilien, von Ungarland bis Frankreich), 2. durch Flüsse (zwischen Mur und Seine, Po und Trave). Wortbildung: Gottesfahrt (Wallfahrt), Feldrosenkranz. Dichterische Formen: Lande (= Länder), Ungarland (= Ungarn). Abgesehen von zwei Temporalsätzen (mit wenn und als) nur relative Nebensätze.

32. Mittelalter und Gegenwart

von Wilhelm Scherer (Deutsche Literaturgeschichte).

Die Beurteilung des Mittelalters hat seit hundert Jahren drei Stadien durchlaufen: ein bekämpfendes, ein bewunderndes und ein verstehendes.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, die vorzugsweise sogenannte Periode der Aufklärung, hatte Interesse daran, das Mittelalter möglichst herabzusetzen. Die Zeit wollte auf diese Weise ihrer eigenen Vollkommenheit inne werden. Es ist das ein natürlicher Zug der menschlichen Natur: wenn man ein Stück Weges zurückgelegt hat, will man sehen, wie weit man gekommen ist, man will an der Größe des Erreichten die Größe seiner Kräfte abschätzen, man will Zuversicht erwerben gegenüber den neuen Aufgaben, die ihrer Lösung harren. Alle Mächte, denen gegenüber das Zeitalter der Aufklärung emporkam, hatten während des Mittelalters im Höhepunkt ihrer Kraftentwickelung gestanden; das Wesen des Mittelalters war zusammengesunken unter den Schlägen eines

Geistes, der gerade in der Aufklärungsepoche mächtiger als je seine Glieder reckte und stolz herabblicken durfte auf die Leichen erschlagener Feinde. War es nicht begreiflich, daß dieses Siegesgefühl den überwundenen Gegner möglichst ins Schwarze malte?

Man suchte zusammen, was ernste Satiriker, was begeisterte Prediger des Mittelalters ihren Zeitgenossen Schlechtes nachsagten. Alle Klagen über sittlichen Verfall wurden herbeigeholt. Die strengen Bußordnungen der Kirche, die eine wahre Musterkarte des Lasters aufrollten, konnten zu demselben Zwecke dienen. Man schilderte die mittelalterlichen Verfassungen und Rechtsordnungen und hatte leichte Mühe zu beweisen, daß sie den Staatszweck wenig erfüllten, daß für die Wohlfahrt, für die Rechtspflege, für die äußere und innere Sicherheit der Untertanen sehr schlecht gesorgt war, daß ein System gegenseitiger Ausbeutung herrschte, in dem der Schwache nirgends Schutz fand. Die Begriffe Feudalismus und Faustrecht bezeichneten das Ärgste und Verhaßteste, was sich ein gebildeter Politiker des achtzehnten Jahrhunderts vorstellen konnte. Man wies darauf hin, daß eine Menge nützlicher Erfindungen nicht gemacht waren, daß daher die Industrie und die Bequemlichkeit des Lebens sehr im argen lagen. Man glaubte vollends gewonnenes Spiel zu haben, wenn man den Zustand der Religion und der Wissenschaft im Mittelalter prüfte; man konnte die blindeste Ergebung in die Autorität, den krassesten Aberglauben verzeichnen, der Stand der Naturwissenschaften war der niedrigste, die Philosophie war nicht produktiv, um die Philologie war es ärmlichst bestellt, die alles beherrschende Theologie konnte nicht zur Befreiung der Geister führen.

So urteilte man noch im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts. Kaum ein Dutzend Jahre waren seitdem verflossen, als sich bereits ein großer Umschwung vollzogen und in der gemeinen Ansicht der Gebildeten das Mittelalter einen ganz anderen Sinn gewonnen hatte.

Man lese, was Joseph Görres schrieb, der größte Rhetor der Romantik. Wo man früher nur dunkle Schattenmassen erblickt hatte, da sah Görres ein glänzendes Lichtmeer, dessen Pracht ihn blendete und ihm Sinn und Verstand gefangen nahm. Für

ihn war das Mittelalter die Epoche des Christentums: wie das Christentum die Weltreligion sei, so sollte die Kirche, die eine Kirche, die ganze geistige Welt in sich begreifen, und das Kaisertum, das eine Kaisertum, die ganze politische Welt umfassen. Nur in den Köpfen der großen Päpste jener Zeit habe die Idee dieses Riesenwerkes festgestanden, und wenn sie nicht zur Ausführung kam, so lag das nach Görres vorzüglich an dem Ungeschick, an dem plumpen Ungestüm einer Reihe deutscher Kaiser, die für das Große keinen Sinn besaßen. Gleichwohl seien es gewaltige Jahrhunderte gewesen, deren Taten noch für ihre Größe zeugen. „Kraft, Heldenmut, Tapferkeit, Weisheit, Edelmut, Seelenstärke belebten die Glieder dieses Kirchenreiches, in der Glorie der Göttlichkeit sonnte sich die irdische Welt." Die Zeit des Übels brach natürlich herein mit der Reformation.

Das dritte Stadium in der Beurteilung des Mittelalters ist der Standpunkt des Verstehens, des Begreifens, der objektiven historischen Durchdringung. Dies soll der unsrige sein, und ich glaube, es ist auch der Standpunkt der Gerechtigkeit. Wir werden weder lauter Schatten noch lauter Licht erblicken; auch für uns ist der mittelalterliche Zustand ein Zustand relativer Unvollkommenheit, auch wir können die Bezeichnung der Nacht für das Mittelalter annehmen. Aber es ist eine helle, eine glänzende Nacht, in der unzählige Sterne mit teils mildem, teils kräftigem Lichte leuchten.

Wir können über Ideen und Zustände des deutschen Mittelalters nicht gleichgültig sprechen wie über Ideen und Zustände von Japan oder China. Das Mittelalter liegt uns zwar fern; wir würden uns sehr fremd fühlen, wenn wir uns mit einem mittelalterlichen Menschen verständigen, wenn wir in einem mittelalterlichen Hause leben sollten, fremder vielleicht sogar, als im alten Rom oder Athen. Aber gleichwohl, nicht bloß näher als Japan oder China, sondern auch näher als Athen oder Rom liegt uns noch immer das Mittelalter. Die alte Nacht will auch über uns noch ihre dämmernden Schleier werfen, und jene funkelnden Sterne, sie leuchten auch uns.

Aber das Mittelalter bietet noch eine andere Seite. Wir gewahren eine Reihe tüchtiger, ernster, zukunftsreicher Bestrebungen, denen wir unsere ganze Sympathie schenken müssen. Sollen wir

nicht stolz sein auf die Kraft des deutschen Bürgertums, auf den Bund der Hansa, der ersten und obersten Handels- und Gewerbsmacht im damaligen Europa? Sollen wir nicht stolz sein auf den Glanz der Sprache, auf die Innigkeit der Empfindung, auf den Witz und den Geist, auf die Tiefe des Gedankens, die unsere Dichter des dreizehnten Jahrhunderts zu entfalten wußten? Sollen wir nicht mit heller Freude hinblicken auf die kraftvollen Persönlichkeiten, die uns die Geschichte der Kaiserzeit vorführt? Die mächtige und geachtete Stellung, die Deutschland damals nach außen einnahm, die Vorherrschaft in Europa wollen wir wahrlich nicht gering anschlagen. Der Glanz und die Furchtbarkeit, die zeitweise dem deutschen Namen beiwohnte, kann uns noch heute unsere Pulse mächtiger schlagen machen, wenn wir in den Annalen und Chroniken davon lesen. Denn niemals wieder seit den Tagen Karls des Großen, seit der Zeit der Ottonen und seit der Regierung Heinrichs des Dritten, hat Deutschland so weithin geherrscht und so viele fremde Nationen mit seiner Macht überflogen. Und wer möchte leugnen, daß es schön ist zu herrschen?

Mit rhetorischen Mitteln belebte Prosa. Häufig begegnet man der Anapher: man . . man, was . . was, wenn . . wenn, daß . . . daß . . daß, an . . an, für . . für . . für, auf . . auf . . auf, seit . . seit seit, auch . . auch, eine helle . . eine glänzende Nacht, sollen wir nicht . . sollen wir nicht. Ähnlich geartet ist die Wiederholung mit Änderung der Wortstellung: wir würden uns fremd fühlen . . fremder würden wir uns fühlen. Wiederaufnahme eines vorausgegangenen Gliedes in anderer Form: die Kirche, die eine Kirche, das Kaisertum, das eine Kaisertum; jene Sterne, sie leuchten auch uns. Superlative werden gern verwendet: das Ärgste und Verhaßteste, blindeste Ergebung, krassester Aberglaube, ärmlichst bestellt. Vorliebe für Phrasen: ein Umschwung vollzieht sich, die Beurteilung hat drei Stadien durchlaufen, der Lösung harren (gelöst werden), Schutz finden (geschützt werden), zur Ausführung kommen (ausgeführt werden), diese Erfindungen werden gemacht (dies wird erfunden), stand im Höhepunkte der Kraftentwickelung. Metaphern: Die Nacht wirft ihren dämmernden Schleier, in der Glorie der Göttlichkeit sonnte sich die irdische Welt, ein glänzendes Lichtmeer, der Geist

reckt seine Glieder u. a. Mehrere rhetorische Fragen. Subjektivität: mehrfach wir und ich. Dreigliedrige Wortverbindung: des Verstehens, des Begreifens, der objektiven Durchdringung, tüchtiger, ernster, zukunftreicher Bestrebungen. Ein gelehrtes Aussehen geben der Darstellung die zahlreichen Fremdwörter (Studien, Periode, Interesse, Feudalismus, Industrie, Autorität, kraß, produktiv, Politiker, System, Rhetor, Epoche, Glorie, Sympathie, Annalen, Chroniken, Idee) und die Gliederung mit nicht nur, sondern auch, teils teils, weder noch. Von Nebensätzen werden fast nur Relativsätze und Aussagesätze mit daß gebraucht. Altertümlich ist die Verbindung von inne werden mit Genetiv.

33. Faust und das 16. Jahrhundert[1])

von Erich Schmidt (Charakteristiken Bd. I).

Faust gehört der modernen Zeit an, seine Stunde schlug erst im 16. Jahrhundert. Nach vieljährigem Kreißen trat eine neue Bildung und ein neues Leben an das morgenrötliche Licht, das sich immer heller und weiter ergoß. In schaffender Werdelust streifte der Mensch die mittelalterlichen Fesseln ab und entlief aus der Schule der Scholastik und Möncherei. Der Wissenschaft gedieh an den vielerorten gegründeten Universitäten eine fruchtverheißende Blüte. Während durch das mathematische Studium Scharfsinn, Kritik und Kombination genährt und das Gefühl heiterer Sicherheit gesteigert wurde, ließ die Astronomie,

---

1) Das Mittelalter hat es zu keinem Faust gebracht. Die Faustsage und die Faustdichtung sind an zwei große Epochen geknüpft: sie kristallisieren sich um eine geschichtliche Figur in den Tagen des Humanismus und der Reformation, die höchste poetische Verklärung aber spendet das Zeitalter der Humanität. Es ist verlockend, die kulturhistorischen Bedingungen zu erfassen, unter denen im 16. Jahrhundert ein Mensch alles, was an Titanismus und sinnlicher Lust, an ernstem Wissen und gaukelnder Wahnweisheit, an Großtaten, Zaubermärchen und Possen aufgespeichert vorlag, als Träger auf die Schulter nehmen mußte.

der freilich ihre Bastardschwester Astrologia auf dem Fuße folgte, den Menschengeist zum Firmamente schweifen und Gottes Wohnsitz, den Himmel, mit gestärktem Auge durchforschen. Mancher physikalische Fund wurde praktisch verwertet. Wir stehen im Zeitalter der Entdeckungen. Kühne Seefahrer fanden in Amerika eine neue Welt, die geographischen Kenntnisse erweiterten sich plötzlich, immer weiter ward der Horizont hinausgeschoben, und diesem ungestümen Wachstum waren die alten Kleider bald zu eng. Ptolemäus wurde verabschiedet, allen Naturwissenschaften im 16. Jahrhundert ein neues, luftigeres und helleres Arbeitshaus erbaut. Es konnte nicht ausbleiben, daß das Selbstgefühl täglich anschwoll, und man hätte sich mit Fug jenes Sophokleische Wort aneignen dürfen: „Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch."

Nicht zufällig ersteht zuerst in Italien, der Heimat der Renaissance, der moderne Mensch. Im Mittelalter lagen die beiden Seiten des Bewußtseins, das nach der Welt hin und das nach dem Innern des Menschen selbst, wie unter einem Schleier träumend oder halbwach. Der Schleier war gewoben aus Glauben, Kindesbefangenheit und Wahn; durch ihn hindurch gesehen erschienen Welt und Geschichte wundersam gefärbt, der Mensch aber erkannte sich nur als Rasse, Volk, Partei, Korporation, Familie oder sonst in irgendeiner Form des Allgemeinen. In Italien zuerst verweht dieser Schleier in die Lüfte, es erwacht eine objektive Betrachtung und Behandlung des Staates und der sämtlichen Dinge dieser Welt überhaupt; daneben aber erhebt sich mit voller Macht das Subjektive, der Mensch wird geistiges Individuum und erkennt sich als solches.

Überall fallen Schranken, denn das neue, Faustische Bildungsideal heißt Universalismus. Der Universalmensch strebt danach, alle Wissenschaft und Kunst in einem Brennpunkt zusammenzufassen, und wirklich bekunden Männer wie Leonardo da Vinci oder Michelangelo eine große Verneinung der Arbeitsteilung. Voll mächtigen Kraftgefühls sagt in Italien Alberti, der bedeutendste Humanist unter den Künstlern (1404 bis 1472): „Die Menschen können von sich aus alles, sobald sie wollen", in Deutsch-

land Dürer: „Die Begierde, viel zu wissen, die jeglichem von Natur eingepflanzt ist, die ist gegen Ersättigung gefeit und aller Verdrießlichkeit ganz und gar nicht unterworfen.“ Man will sich aber nicht nur in Kunst und Wissenschaft, sondern vor allem als Mensch auszeichnen. Das Studium des Menschen vertieft die Charakteristik und bricht das Starrtypische der älteren Kunst. Demütige Selbsterniedrigung verwerfend, schreitet der Gelehrte mit gehobenem Haupt aus der engen Zelle hinaus auf den weiten Markt des Lebens, um so gut wie die Staatsmänner, Dichter, bildenden Künstler ehrgeizig an der Verewigung seines Namens zu schaffen.

Im Zeitalter der Borgia wurde das Dämonische der Menschenbrust entfesselt und entfaltete sich mit elementarer Gewalt. Jede Leidenschaft tat sich genug. Was der mittelalterliche Klerus grimmig verdammte, breitete die Renaissance weithin aus, den Kultus der Weltschönheit. Ein herrliches Gebilde der Antike nach dem anderen stieg aus seinem umschattenden Grab empor. Es ist ein echt humanistisches Verlangen, daß Faust die gepriesenste Schönheit der griechischen Sagenwelt, jene sogar von den Graubärten Trojas bewunderte Helena, schauen möchte. Prunkspiele zauberten auch in Deutschland die Antike täuschend vor Augen, und Faust ergötzte Kaiser und Adel durch solche lebende Bilder. Wir denken weiter an die Gartenkünste Italiens, an Ariosts farbenprächtige Schilderungen, an das feine Sybaritentum, das den Universalmenschen zum Virtuosen auch des sinnlichen Genusses machte. Wissen und Bildung paarte sich mit Schwelgerei und Leichtfertigkeit. Diesen Modernen war die Erde kein Jammertal mehr, sondern als glücklicher Gebieter schweifte der befreite, von unwiderstehlicher Wanderlust ergriffene Mensch durch die Schöpfung.

Deutschland besaß freilich kein mediceisches Florenz, kein so künstlerisch durchgebildetes Leben, kein so glanzvolles Virtuosentum; es besaß wohl vielseitige, weltgewandte Gelehrte, doch nicht diese großartigen Universalmenschen Italiens. Es hatte vor allem im ringenden Erlösungs- und Gnadenbedürfnis religiöse Auseinandersetzungen durchzukämpfen (Luther); deshalb das Über-

gewicht des theologischen Interesses.[1]) Wir begegnen aber auch hier modernen Menschen, wie Reuchlin, dem erstaunliches Wissen ungeheuren Ruhm eintrug[2]), und Hutten, den ein streitbarer, nimmermüder Titanismus unruhig umhertrieb.

Bilderreiche Sprache. Bilder wie Kreißen, Licht, mittelalterliche Fesseln, heitere Sicherheit, zu enge Kleider, lustiges Arbeitshaus, Schranken, Brennpunkt, Markt des Lebens u. a. sind in großer Zahl vorhanden, dazu kommen einzelne Personifikationen (Bastardschwester Astrologia) und Vergleiche (wie unter einem Schleier). Zitat aus Sophokles' Antigone, Anklang an die Bibel (Jammertal; vgl. Ps. 84, 7). Anapher (kein). Wortbildung (Werdelust, fruchtverheißend, Kindesbefangenheit, starrtypisch), Voranstellung des Genetivs (Gottes Wohnsitz, Ariosts Schilderungen), abstrakte Substantiva statt der Verba oder Adjektiva (es erwacht eine objektive Betrachtung und Behandlung des Staates = der Staat wird betrachtet; Männer bekunden große Verneinung der Arbeitsteilung = zeigen sich vielseitig gebildet). Fremdwörter (Firmament, Individuum, Virtuos, Sybarit, Kultus, Klerus u. a.). Vorliebe für Beiwörter, die zum Teil von großer Schönheit sind (morgenrötliches Licht, umschattendes Grab) und meist einzeln, mitunter auch doppelt gesetzt werden (vielseitiger, weltgewandter Gelehrter, streitbarer, nimmermüder Titanismus). Die Darstellung findet am Anfang und am Schluß im Präteritum, in der Mitte im Präsens statt; die Sätze sind oft ziemlich kurz und meist beigeordnet. Apposition dem Hauptwort vorausgeschickt: Götterwohnsitz, den Himmel, die gepriesenste Schönheit der Sagenwelt, die Helena.

---

1) Auch der Teufelsglaube war noch stark verbreitet, wie die Figur des Mephistopheles erkennen läßt.

2) „Reuchlin, wer will sich ihm vergleichen, in seiner Zeit ein Wunderzeichen!" (Goethe.)

34. Der Charakter der Poesie Klopstocks

von Friedrich v. Schiller (Über naive und sentimentale Dichtung).

In der sentimentalen Gattung[1]) und besonders in deren elegischem Teile möchten wenige von den neueren und noch wenigere von den älteren Dichtern mit Klopstock zu vergleichen sein. Was im Felde der Idealität zu erreichen ist, hat dieser musikalische Dichter geleistet. Zwar würde man ihm großes Unrecht tun, wenn man ihm jene individuelle Wahrheit und Lebendigkeit, womit der naive Dichter seinen Gegenstand schildert, überhaupt absprechen wollte. Denn viele seiner Oden, mehrere einzelne Züge in seinen Dramen und in seinem „Messias" stellen den Gegenstand mit treffender Wahrheit und in schöner Umgrenzung dar.

Nur liegt hierin seine Stärke nicht. Eine so herrliche Schöpfung die Messiade in musikalisch-poetischer Hinsicht ist, so vieles läßt sie in plastisch-poetischer noch zu wünschen übrig, wo man bestimmte und für die Anschauung bestimmte Formen erwartet. Bestimmt genug möchten vielleicht noch die Figuren in diesem Gedichte sein, aber nicht für die Anschauung; nur die Abstraktion hat sie erschaffen, nur die Abstraktion kann sie unterscheiden. Sie sind gute Beispiele zu Begriffen, aber keine Individuen, keine lebenden Gestalten. Der Einbildungskraft, an die sich doch der Dichter wenden und die er durch die durchgängige Bestimmtheit seiner Formen beherrschen soll, ist es viel zu sehr freigestellt, auf welche Art sie sich diese Menschen und Engel, diese Götter und Satane, diesen Himmel und diese Hölle versinnlichen will. Es ist ein Umriß gegeben, innerhalb dessen der Verstand sie denken muß, aber keine feste Grenze gesetzt, innerhalb deren die Phantasie sie darstellen müßte. Was ich hier von den Charakteren sage, gilt von allem, was in diesem Gedichte Leben und Handlung ist

---

1) In derselben Abhandlung sagt Schiller: „Der Dichter ist entweder Natur oder er wird sie suchen. Jenes macht den naiven, dieses den sentimentalen Dichter." Naiv sind z. B. Homer und Shakespeare, sentimental sind Satiriker wie Horaz und Elegiker wie Haller, E. v. Kleist und Klopstock.

oder sein soll. Für den Verstand ist alles trefflich bestimmt und begrenzt, aber es ist viel zu formlos für die Einbildungskraft.

Klopstocks Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er alles, was er behandelt, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe allem, was er bearbeitet, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden. Beinahe jeder Genuß, den seine Dichtungen gewähren, muß durch eine Übung der Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er und zwar so innig und so mächtig in uns zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Daher dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die alles charakterisieren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende Spannung des Gemüts, in der wir bei Lesung seiner Werke erhalten werden.

Kein Dichter dürfte sich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben eignen als gerade Klopstock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objekts zu erquicken. Keusch, überirdisch, unkörperlich, heilig wie seine Religion ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirrt, doch niemals davon herabgesunken ist.

Zweierlei tritt in Schillers Ausdrucksweise besonders hervor, seine Liebe zur Anapher und zur Antithese; jene findet sich bei kein (keine Individuen, keine lebenden Gestalten) und bei dieser (diese Menschen, diese Götter, dieser Himmel und diese Hölle; dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe), diese bei Körper und Geist, Verstand und Phantasie, Geist und Sinn, durch das Leben und aus dem Leben heraus. Im Bereiche der Wortbildung ist beachtenswert musikalisch-poetisch und plastisch-poetisch, von Bildern „den Geist unter die Waffen rufen". Fremdwörter: sentimental, elegisch, Idealität, individuell, naiv, Abstraktion, Sphäre.

E. Schmidt, Charakteristiken I², 129: „Es ist unmöglich, 20 Gesänge hindurch diese Wucht, diesen lyrischen Überschwung, diese feierlich rauschenden Perioden, diese Hyperbeln, Fragen und Ausrufe, diese unruhige syntaktische Abspiegelung des lebenden Gefühls, dieses Sagen alles Unsagbaren ohne Erschöpfung auszuhalten."

35. Schillers geistige Eigenart

von Wilhelm v. Humboldt (Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller).

Schillers Dichtergenie war auf das engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft; es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellektualität hervor, die alles ergründend spalten und alles verknüpfend zu einem Ganzen vereinen möchte. Darin liegt Schillers besondere Eigentümlichkeit. Er forderte von der Dichtung einen tieferen Anteil des Gedankens und unterwarf sie strenger einer geistigen Einheit; letzteres auf zweifache Weise, indem er sie an eine festere Kunstform band und indem er jede Dichtung so behandelte, daß ihr Stoff unwillkürlich und von selbst seine Individualität zum Ganzen einer Idee erweiterte.[1]) Auf diesen Eigentümlichkeiten beruhen die Vorzüge, die Schiller charakteristisch bezeichnen.

Anhaltend selbsttätige Beschäftigung des Geistes verließ ihn fast nie und wich nur den heftigen Anfällen seines körperlichen Übels. Sie schien ihm Erholung, nicht Anstrengung. Dies zeigte sich am meisten im Gespräch, für das Schiller ganz eigentlich geboren war. Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoffe der Unterredung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen; aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinen Gesichtspunkte. Er sprach nicht eigentlich schön, aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinne zu; er beherrschte dies Streben und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstande. Bloßer Lektüre überließ er sich nur spät abends und in seinen leider so häufig schlaflosen Nächten. Den Tag nahm seine poetische Tätigkeit ein oder bestimmte Studien für diese, wobei der Geist durch die Arbeit und die Forschung zugleich in Spannung gehalten wird.

---

1) Schiller in der Rezension von Bürgers Gedichten XII, 333: „Eine notwendige Operation des Dichters ist Idealisierung seines Gegenstandes, ohne die er aufhört seinen Namen zu verdienen.“

Es ist auch merkwürdig, aus welchem kleinen Vorrat des Stoffes, wie entblößt von den Mitteln, durch die dieser sonst zugeführt wird, Schiller seine vielseitige Weltansicht gewann, die, wo man sie gewahr wurde, durch geniale Wahrheit überraschte; denn man kann die nicht anders nennen, die durchaus auf keinem äußerlichen Wege entstanden war. Selbst von Deutschland hatte er nur einen Teil gesehen, nie die Schweiz, von der sein Tell doch so lebendige Schilderungen enthält. Wer einmal am Rheinfall steht, wird sich beim Anblick unwillkürlich an die schöne Strophe des Tauchers erinnern, welche dies verwirrende Wassergewühl malt, das den Blick gleichsam fesselnd verschlingt; doch lag auch dieser keine eigene Ansicht zugrunde. Aber was Schiller durch eigene Erfahrung gewann, das ergriff er mit einem Blick, der ihm hernach auch das anschaulich machte, was ihm bloß fremde Schilderung zuführte. Dabei versäumte er nie, zu jeder Arbeit Studien durch Lektüre zu machen; auch was er in dieser Art Dienliches zufällig fand, prägte sich seinem Gedächtnis fest ein, und seine rastlos angestrengte Phantasie, die in beständiger Lebendigkeit bald diesen, bald jenen Teil des gesammelten Stoffes bearbeitete, ergänzte das Mangelhafte einer so mittelbaren Auffassung.

Auf ganz ähnliche Weise eignete er sich den Geist der griechischen Dichtung an, ohne sie je anders als aus Übersetzungen zu kennen. Unter anderem tragen die Kraniche des Ibykus und das Siegesfest die Farbe des Altertums so rein und treu an sich, als man es nur von irgendeinem modernen Dichter erwarten kann, und zwar auf die schönste und geistvollste Weise. Der Dichter hat den Sinn des Altertums in sich aufgenommen, er bewegt sich darin mit Freiheit, und so entspringt eine neue, in allen ihren Teilen nur ihn atmende Dichtung. Beide Stücke stehen aber wieder in einem merkwürdigen Gegensatze zueinander.

Die Kraniche des Ibykus erlaubten eine ganz epische Ausführung; was den Stoff dem Dichter innerlich wert machte, war die daraus hervorspringende Idee von der Macht der Eumeniden über die menschliche Brust. Schon acht Jahre, ehe er sich in ihm zur Ballade gestaltete, schwebte er ihm vor, wie deutlich aus folgender Stelle der „Künstler“ hervorgeht:

Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Los des Todes aus dem Lied.

Diese Idee erlaubte aber auch eine vollkommen antike Ausführung; das Altertum besaß alles, um sie in ihrer ganzen Reinheit und Stärke hervortreten zu lassen. Daher ist alles in der ganzen Erzählung unmittelbar aus ihm entnommen, besonders das Erscheinen und der Gesang der Eumeniden. Der bekannte Äschyleische Chor ist so kunstvoll in die moderne Dichtungsform, in Reim und Silbenmaß verwebt, daß nichts von seiner stillen Größe aufgegeben scheint. Das Siegesfest ist lyrischer und betrachtender Natur. Hier konnte und mußte der Dichter aus der Fülle seines Busens hinzufügen, was nicht im Ideen- und Gefühlskreise des Altertums lag. Aber im übrigen ist alles im Sinne der Homerischen Dichtung ebenso rein als in dem anderen Gedicht. Nur hat Schiller das Ganze wie in einer höheren, mehr abgesondert gehaltenen Geistigkeit ausgeprägt, als dem alten Sänger eigen ist, und verleiht ihm gerade dadurch seine größten Schönheiten.

Humboldt geizt nicht mit Superlativen und steigernden Wörtern anderer Art (auf das engste, auf die schönste Weise, größte Schönheiten, ganz eigentlich, besonders, durchaus, alles); er liebt auch die Partizipien, die prädikativ und attributiv auftreten (ergründend, verknüpfend, fesselnd, verwirrendes Wassergewühl, betrachtende Natur), ebenso Bilder (eine Idee springt hervor, die Dichtung an eine feste Kunstform binden, der Chor ist verwebt u. a.). Fremdwörter (Intellektualität, Lektüre, antik, modern, Studien, charakteristisch).

36. Goethe und Lessing

von Oskar Weise (Unsere Muttersprache).

Goethe und Lessing standen sich geistig so wenig nahe, daß keiner von beiden das Bedürfnis fühlte, den anderen einmal aufzusuchen; sie haben sich daher zeitlebens nicht gesehen. Die Luft der norddeutschen Tiefebene sagte dem Franken in gleich

geringem Maße zu wie die des Südens dem Obersachsen; und während sich bei jenem unter Italiens heiterem Himmel der Geist erst völlig erschloß, während er dort alles gierig einsog, für alles, was um ihn lebte und webte, Augen und Ohren hatte, machten die wonnigen Gefilde der italienischen Landschaft, die Art und Lebensweise des Volkes und die Kunstschätze Venedigs auf diesen so geringen Eindruck, daß er die Zeit seines Aufenthalts hauptsächlich in Büchereien zubrachte und sein Tagebuch mit trockenen Bemerkungen über Handschriften und verwandte Dinge anfüllte. Die Natur war für Goethe alles, aus ihr schöpfte er wie aus einem nie versiegenden Quickborn die Menge seiner Gleichnisse, in denen er nach eigenem Geständnis mit Sancho Pansas Sprichwörtern um die Wette lief, aus ihr die Kraft der Sinnlichkeit und die Anschaulichkeit seiner Sprache. Wenn er von der Zärtlichkeit spricht, mit der sich die Meereswelle an seinen Busen anschmiegt, oder von dem heraufschwimmenden Dämmerscheine der weggeschiedenen Sonne oder vom feuchtverklärten Blau des Äthers, so fühlen wir unwillkürlich, daß der Dichter dies alles getreulich der Natur abgelauscht hat und daß er durch enge Bande mit ihr verknüpft ist. Wie er in der Wissenschaft alle Reiche der Natur umspannte, so waren ihm auch alle im sprachlichen Ausdruck dienstbar und gaben ihm Stoff zu seinen herrlichen Bildern. Anders war Lessing. Für Naturschönheiten zeigte er sich nicht empfänglich, selbst die Frühlingspracht ließ ihn kalt. Die für den Dichter erforderliche Sinnlichkeit der Sprache wurde ihm nicht durch das Auge, sondern durch den Verstand zuteil. So konnte er selbst am Schlusse seiner Hamburgischen Dramaturgie das Geständnis ablegen, er verspüre die lebendige Quelle nicht in sich, die durch eigene Kraft in reichen, frischen, reinen Strahlen aufschieße, er müsse vielmehr alles durch Druckwerk und Röhren aus sich herauspressen. Auch er liebte die Bilder und Gleichnisse sehr und erklärte: „Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren, ich wüßte mich sonst nicht zu erklären." Aber sie drängten sich nicht von selbst seinem Geiste auf, er mußte sie vielmehr erst suchen, künstlich erzeugen. Überdies verwendete er sie nicht zu allen Zeiten in gleichem Maße, sondern je mehr er die Überzeugung gewann, daß sie ein Haupthebel für die Anschau-

lichkeit des Ausdrucks seien, um so häufiger flocht er sie in seine Rede ein; und wie er sich alles erst mühsam erobern mußte, so war bezeichnenderweise ein gut Teil seiner Gleichnisse vom Kampfe hergenommen.

Eine heitere Ruhe bezeichnet das Wesen des fränkischen Dichters; um schaffen und gestalten zu können, muß er frei und froh sein. Schönheit und Anmut, Abrundung und Wohllaut sind daher auch hervorragende Kennzeichen seines Stils, und mit Recht rühmt er von sich, daß er „das Talent der Meisterschaft nahe gebracht habe, deutsch zu schreiben". Im Malerisch-Musikalischen ist er allen seinen Zeitgenossen überlegen. Die Empfindung strömt bei ihm in langen Wellen aus. Darum sagt ihm die breit dahinfließende epische Dichtung so sehr zu; auch in der Lyrik ist er Meister, besonders in dem leichtbeschwingten Liebesliede; selbst seine Dramen sind lyrisch angehaucht. Lessing dagegen ist eine trotzige, streitbare Natur. Sein Wahlspruch lautet: „Dies in lite"; er hätte auch mit Luther von sich sagen können: „Ich habe kein besser Werk denn den Zorn und Eifer. Denn wenn ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen will, so muß ich zornig sein; da erfrischt sich mein Geblüt, mein Verstand wird geschärft, und alle unlustigen Gedanken und Anfechtungen weichen." Der empfindsame Werther stößt ihn ab. Nach norddeutscher Art scheut er sich, die Innigkeit und Gemütstiefe hervorzukehren, echt norddeutsch ist es auch, daß er seinen Gedanken im mündlichen und schriftlichen Verkehr die knappste Form gibt: er ist sparsam mit Beiwörtern, selten verwendet er mehrere nebeneinander, die Superlative wägt er vorsichtig ab, von Wortpaarungen wie „mit Lust und Liebe" macht er nur wenig Gebrauch. Nach seiner eigenen Angabe ist für ihn schon die möglichste Kürze Wohlklang, und darum hat er nie danach gestrebt, dem Tonfall zuliebe einen Ausdruck umzuformen. Doch neben der Kürze und Gedrungenheit sind auch Klarheit und Schärfe Hauptmerkmale seines Stils. Die größte Deutlichkeit ist für ihn immer die größte Schönheit. Das Sinngedicht mit seinen Spitzen und Gegensätzen bietet seiner Muse den liebsten Tummelplatz, das Bühnenstück bildet seine hervorragendste Leistung. Selbst seine ungebundene Rede ist dramatisch belebt. Die Kunst epischer Er-

zählung, die Goethe so meisterhaft handhabt, hat ihm die Natur versagt. Er erzählt und schildert nicht, sondern er entwickelt mit uns, macht uns zu Teilnehmern seiner Untersuchungen, zu Mitstreitern im Kampfe. Die Form der Unterredung sagt ihm am meisten zu. Und während bei Goethe der Schauspielvers in gleichmäßigem Flusse mit reichem Wohlklang und ruhiger Schönheit dahingleitet, zeigt sich die Bühnensprache Lessings aufgeregter und leidenschaftlicher. Die Redewellen verlaufen sich nicht am Schlusse des Verses, sondern springen noch in den nächsten hinüber, dazwischen kommen kurze Stoßwellen, die den Bau der einzelnen Verse zerreißen.

Beide haben manches vom Auslande gelernt, Goethe von Griechen und Engländern, Lessing von Römern und Franzosen. Jener versenkte sich liebevoll in die Eigenart derer, die er sich zum Muster genommen hatte, dieser warf sich mit grübelndem Verstande zu ihrem Kunstrichter auf. Beide wurzelten mit allen Fasern im Boden ihrer Heimat. Aber wenn der Frankfurter mit vollen Zügen den belebenden Hauch der Mundart einsog und wie Antäus durch die Berührung der heimischen Scholle stark wurde, suchte der Kamenzer eifrig auszumerzen, was sich etwa an mundartlichen Bildungen in seine Schriftsprache eingeschlichen hatte. Beide verwerteten die Erfahrungen, die sie auf ihrem Lebenswege gesammelt hatten; aber während Lessing sich selbst, sein Denken, Fühlen und Wollen und seine Erlebnisse seltener zum Gegenstande seiner Darstellung machte, griff Goethe überall in seinen eigenen Busen und bot so in seinen Dichtungen „Bruchstücke einer großen Konfession“.

Danach paßt weit besser auf Goethe als auf Lessing, was Ebert singt:

„Der allgewalt'ge Zauberstab,
Den Phöbus in dem Stil ihm gab,
Kann, was er will, zu Gold berühren
Und Dorngesträuch mit Rosen zieren.“

Denn „diesem Lieblinge der Musen war es verliehen, auf allen Saiten der Empfindung zu spielen, die zierlichen Grazien zu haschen und den derbsten Holzschnitt wiederzugeben, Götz und Werther,

Faust und Prometheus den Mund zu lösen und in Liedern und Hymnen jede Falte im Labyrinth der Brust ahndevoll zu berühren".[1])

37. Körperliche Schönheit in Poesie und bildender Kunst

von Gotth. Ephr. Lessing (Laokoon Kap. 20).

Körperliche Schönheit entspringt aus der übereinstimmenden Wirkung mannigfaltiger Teile, die sich auf einmal übersehen lassen. Sie erfordert also, daß diese Teile nebeneinander liegen; und da nun Dinge, deren Teile nebeneinander liegen, der eigentliche Gegenstand der Malerei sind, so kann sie, und nur sie allein, körperliche Schönheit nachahmen.

Der Dichter, der die Elemente der Schönheit nur nacheinander zeigen könnte, enthält sich daher der Schilderung körperlicher Schönheit als Schönheit gänzlich. Er fühlt es, daß diese Elemente, nacheinander geordnet, unmöglich die Wirkung haben können, die sie, nebeneinander geordnet, haben; daß der konzentrierende Blick, den wir nach ihrer Aufzählung auf sie zugleich zurücksenden wollen, uns doch kein übereinstimmendes Bild gewährt; daß es über die menschliche Einbildung geht, sich vorzustellen, was dieser Mund und diese Nase und diese Augen zusammen für einen Effekt haben, wenn man sich nicht aus der Natur oder Kunst einer ähnlichen Komposition solcher Teile erinnern kann.

Hier ist, wie oft, Homer das Muster aller Muster. Er sagt: Nereus war schön, Achilles war noch schöner, Helena besaß eine göttliche Schönheit. Aber nirgends läßt er sich in die umständlichere Schilderung dieser Schönheiten ein. Gleichwohl ist das ganze Gedicht auf die Schönheit der Helena gebaut. Wie weitläufig würde sich ein neuerer Dichter darüber geäußert haben!

Aber verliert die Poesie nicht zu viel, wenn man ihr alle Bilder körperlicher Schönheit nehmen will? Wer will ihr die nehmen? Wenn man ihr einen einzigen Weg zu verleiden sucht, auf dem sie zu solchen Bildern zu gelangen gedenkt, indem sie die Fußtapfen einer verschwisterten Kunst aufsucht, verschließt man ihr darum

1) Vgl. E. Schmidt, Lessing II, S. 709.

auch jeden anderen Weg? Eben der Homer, der sich aller stückweisen Schilderung körperlicher Schönheiten so geflissentlich enthält, von dem wir kaum einmal im Vorbeigehen erfahren, daß Helena weiße Arme (Il. III, 121) und schönes Haar (Il. III, 319) gehabt, eben der Dichter weiß uns demungeachtet von ihrer Schönheit einen Begriff zu machen, der alles weit übersteigt, was die Kunst in dieser Absicht zu leisten imstande ist. Man erinnere sich der Stelle, wo Helena in die Versammlung der Ältesten des trojanischen Volkes tritt. Die ehrwürdigen Greise sahen sie, und einer sprach zu den andern (Il. III, 156 ff.):

Schelte mir keiner die Troer und wohlumschienten Achäer,
Daß sie um solch ein Weib so lange sich mühen im Elend!
Gleicht sie ja doch fürwahr an Gestalt unsterblichen Göttern!

Was kann eine lebhaftere Idee von Schönheit gewähren, als wenn das kalte Alter sie des Krieges wert erachtet, der so viel Blut und so viel Tränen kostet?

Was Homer nicht nach seinen Bestandteilen beschreiben konnte, läßt er uns in seiner Wirkung erkennen. Malt uns, Dichter, das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verursacht, und ihr habt die Schönheit selbst gemalt. Wer kann sich den geliebten Gegenstand der Sappho, bei dessen Anblick diese Sinne und Gedanken zu verlieren bekennt, als häßlich denken? Wer glaubt nicht, die schönste, vollkommenste Gestalt zu sehen, sobald er mit dem Gefühle sympathisiert, das nur eine solche Gestalt erregen kann?[1])

Ein anderer Weg, auf dem die Poesie die Kunst in Schilderung körperlicher Schönheit wiederum einholt, ist der, daß sie Schönheit

1) In der Emilia Galotti zeigt uns Lessing Emilias Schönheit in ihrer Wirkung auf den Maler Conti. „Aber das muß ich Ihnen doch als Maler sagen, mein Prinz: eine von den größten Glückseligkeiten meines Lebens ist es, daß Emilia Galotti mir gesessen hat. Dieser Kopf, diese Augen, diese Nase, dieser Mund, diese Brust, dieser Wuchs, dieser ganze Bau sind von der Zeit an mein einziges Studium der weiblichen Schönheit." Durch die Wirkung schildert auch Goethe die Schönheit der Dorothea VI, 148 ff., IX, 55 ff., ebenso Schiller die des Jünglings im Taucher.

in Reiz[1]) verwandelt. Reiz ist Schönheit in Bewegung und eben darum dem Maler weniger bequem als dem Dichter. Der Maler kann die Bewegung nur erraten lassen, in der Tat aber sind seine Figuren ohne Bewegung. Folglich wird der Reiz bei ihm zur Grimasse. Aber in der Poesie bleibt er, was er ist, ein transitorisches Schönes, das wir wiederholt zu sehen wünschen. Er kommt und geht; und da wir uns überhaupt einer Bewegung leichter und lebhafter erinnern können als bloßer Formen oder Farben, so muß der Reiz in dem nämlichen Verhältnisse stärker auf uns wirken als die Schönheit.

Selbst Anakreon wollte lieber in die anscheinende Ungeschicklichkeit verfallen, eine Untunlichkeit von dem Maler zu verlangen, als das Bild seines Mädchens nicht mit Reiz beleben. „Um ihr zartes Kinn ein Grübchen, um den Hals von Alabaster sollen alle Grazien schweben" (Od. 28). Ihr sanftes Kinn, befiehlt er dem Künstler, ihren marmornen Nacken laß alle Grazien umflattern! Wie das? Nach dem genauesten Wortverstande? Der ist keiner malerischen Ausführung fähig. Der Maler konnte dem Kinn die schönste Rundung, das schönste Grübchen, er konnte dem Halse die schönste Fleischfarbe geben; aber weiter konnte er nichts. Die Wendungen dieses schönen Halses, das Spiel der Muskeln, durch das jenes Grübchen bald mehr, bald weniger sichtbar wird, der eigentliche Reiz war über seine Kräfte. Der Dichter sagte das Höchste, wodurch uns seine Kunst die Schönheit sinnlich zu machen vermag, damit auch der Maler den höchsten Ausdruck in seiner Kunst suchen möge.

Kettner, Herders erstes kritisches Wäldchen, S. 9: „Wie Lessings Darstellung bis in Einzelheiten hinein fast ausschließlich die Mittel der antiken Rhetorik, allerdings mit unvergleichlichem Geschicke verwendet, so ist auch seine Gedankenentwickelung im Grunde mehr rhetorisch als wirklich dialektisch. Man findet bei ihm z. B. eine wahre Musterkarte fast sämtlicher Formen der schulmäßigen rhetorischen Argu-

1) Reiz ist hier dasselbe, was Schiller in seiner Abhandlung über „Anmut und Würde" Anmut genannt hat im Gegensatz zur architektonischen Schönheit.

mentation, wie wir sie aus Ciceros Reden kennen; seine Jugendbildung übte wohl hier, ihm selbst vielleicht unbewußt, ihren mächtigen Einfluß. Wer hat es nicht oft mit Behagen verfolgt, jenes rasche Frage- und Antwortspiel, das plötzliche Hineinwerfen allgemeiner Sätze in die Debatte, den daran geknüpften, sich bald schüchtern hervordrängenden und dann immer breiter entfaltenden oder sogleich scharf entgegenstellenden Zweifel, jenes lebendige Sichselbstkorrigieren (die Zurücknahme, Einschränkung, Spaltung eines Begriffs)? Wer wäre nicht gepackt durch die rhetorischen Fragen, die Ausrufe, die rhetorischen Wiederholungen einzelner Worte und Wendungen, das spielende Auffangen derselben usw., kurz jenes eigentümliche dialogische, oft fast dramatische Verfahren, durch das der Leser unwillkürlich zum Mitdenken genötigt wird? Ja, bis auf den Gebrauch einzelner Partikeln kann man den Einfluß lateinischer Vorbilder nachweisen."

Vockeradt, Studium des deutschen Stils, S. 157: „Herder hat die Bemerkung gemacht, daß die Art, wie Lessing darstelle, mit der Art übereinstimme, wie Homer in der Ilias den Schild des Achilles entstehen lasse. Er will damit sagen, daß es Lessing liebt, das Ergebnis seiner Untersuchungen nicht als ein fertiges hinzustellen, sondern vor unsern Augen entstehen zu lassen. Wir werden dadurch gleichsam zu Teilnehmern an der Denkarbeit des Schriftstellers gemacht."

38. Leonardo da Vincis Abendmahl

von Joh. Wolfg. v. Goethe (Werke Bd. 37, Reklam).

Für ein Refektorium[1]) konnte kaum etwas schicklicher und edler ausgedacht werden als ein Scheidemahl, das der ganzen Welt für alle Zeiten als heilig gelten sollte. Dem Eingange an

1) Speisesaal im Kloster alle Grazie zu Mailand. Das Gemälde ist 1494—98 entstanden, hat aber viel gelitten in den Kriegen mit Frankreich seit 1796, wo der Raum als Stall, Heumagazin oder Gefängnis benutzt wurde. Auch haben die Mönche zur besseren Verbindung mit der Kirche unter der Figur des Christus eine Tür durchgebrochen, wodurch das ganze Bild Risse und Sprünge erhielt. Drei verschiedene Abbildungen des Gemäldes und Abhandlungen darüber finden sich im Goethejahrbuch Bd. XVII u. XIX.

der schmalen Seite gegenüber im Grunde des Saals stand die Tafel des Priors, zu beiden Seiten die Mönchstische. Wenn sich nun der Hereintretende umkehrte, sah er an der vierten Wand über den nicht allzu hohen Türen den vierten Tisch gemalt, an diesem Christum und seine Jünger, eben als wenn sie zur Gesellschaft gehörten. Es muß zur Speisestunde ein bedeutender Anblick gewesen sein, wenn die Tische des Priors und Christi als zwei Gegenbilder aufeinander blickten und die Mönche an ihren Tafeln sich dazwischen eingeschlossen fanden. Und ebendeshalb mußte die Weisheit des Malers die vorhandenen Mönchstische zum Urbilde nehmen. Auch ist gewiß das Tischtuch mit seinen gequetschten Falten, gemusterten Streifen und aufgeknüpften Zipfeln aus der Waschkammer des Klosters genommen, Schüsseln, Teller, Becher und sonstiges Geräte gleichfalls denjenigen nachgeahmt, deren sich die Mönche bedienten. Hier war also keineswegs die Rede von Annäherung an ein unsicheres, veraltetes Kostüm. Höchst ungeschickt wäre es gewesen, an diesem Orte die heilige Gesellschaft auf Polster auszustrecken. Nein, sie sollte der Gegenwart angenähert werden, Christus sollte sein Abendmahl bei den Dominikanern zu Mailand einnehmen.

Auch in mancher anderen Hinsicht mußte das Bild mächtig wirken. Die dreizehn Figuren sind ungefähr zehn Fuß über der Erde in anderthalber Lebensgröße abgebildet. Nur zwei von ihnen sieht man ganz an den entgegengesetzten Enden der Tafel, die übrigen sind Halbfiguren, und auch hier fand der Künstler in der Notwendigkeit seinen Vorteil. Jeder sittliche Ausdruck gehört nur dem oberen Teile des Körpers an, und die Füße sind in solchen Fällen überall im Wege; der Künstler schuf sich hier elf Halbfiguren, deren Schoß und Knie von Tisch und Tischtuch bedeckt wird, während unten die Füße im bescheidenen Dämmerlichte kaum bemerkbar sein sollten.

Nun versetze man sich an Ort und Stelle, denke sich die sittliche äußere Ruhe, die in einem solchen mönchischen Speisesaale herrscht, und bewundere den Künstler, der seinem Bilde leidenschaftliche Bewegung einhaucht und es dadurch mit der nächsten Wirklichkeit in Kontrast setzt. Das Aufregungsmittel, wodurch die

ruhig heilige Abendtafel erschüttert wird, sind die Worte des Meisters: „Einer ist unter euch, der mich verrät!" Ausgesprochen sind sie, die ganze Gesellschaft kommt darüber in Unruhe; er aber neigt sein Haupt gesenkten Blickes; die ganze Stellung, die Bewegung der Arme, der Hände, alles wiederholt mit himmlischer Ergebenheit die unglücklichen Worte, das Schweigen selbst bekräftigt: „Ja, es ist nicht anders! Einer ist unter euch, der mich verrät!"

Belebt aber hat Leonardo sein Bild besonders durch die Bewegung der Hände. Dies konnte nur ein Italiener finden. Bei seiner Nation ist der ganze Körper geistreich, alle Glieder nehmen teil an jedem Ausdruck des Gefühls, der Leidenschaft, ja des Gedankens. Durch verschiedene Gestaltung und Bewegung der Hände drückt er aus: „Was kümmert's mich!" „Komm her!" „Dies ist ein Schelm; nimm dich vor ihm in acht!" „Er soll nicht lange leben!" „Dies ist ein Hauptpunkt." Einer solchen Nationaleigenschaft mußte der alles Charakteristische höchst aufmerksam betrachtende Leonardo sein forschendes Auge besonders zuwenden.

Auch die Gliederung des Bildes ist vortrefflich gelungen. Die Gestalten zu beiden Seiten des Herrn lassen sich je drei und drei zusammen betrachten, wie sie denn auch so jedesmal in eins gedacht, in Verhältnis gestellt und doch in bezug auf ihre Nachbarn gehalten sind. Zunächst an Christi rechter Seite Johannes, Judas und Petrus. Petrus, der entfernteste, fährt nach seinem heftigen Charakter, als er des Herrn Wort vernommen, eilig hinter Judas her, der sich, erschrocken aufwärts sehend, vorwärts über den Tisch beugt, mit der rechten, festgeschlossenen Hand den Beutel hält, mit der linken aber eine unwillkürliche, krampfhafte Bewegung macht, als wolle er sagen: „Was soll das heißen? was soll das werden?" Petrus hat indessen mit seiner linken Hand des gegen ihn geneigten Johannes rechte Schulter gefaßt, hindeutend auf Christum und zugleich den geliebten Jünger anregend, er solle fragen, wer denn der Verräter sei. Einen Messergriff in der Rechten setzt er dem Judas unwillkürlich zufällig in die Rippen. Diese Gruppe ist die vollkommenste.

Wenn nun auf der rechten Seite des Herrn mit mäßiger Bewegung unmittelbare Rache angedroht wird, entspringt auf seiner

linken lebhaftestes Entsetzen und Abscheu vor dem Verrat. Jakobus der Ältere beugt sich vor Schrecken zurück, breitet die Arme aus, starrt, das Haupt niedergebeugt, vor sich hin, wie einer, der das Ungeheure, das er durchs Ohr vernimmt, schon mit Augen zu sehen glaubt. Thomas erscheint hinter seiner Schulter hervor und, sich dem Heiland nähernd, hebt er den Zeigefinger der rechten Hand gegen die Stirne. Philippus, der dritte zu dieser Gruppe gehörige, rundet sie aufs lieblichste; er ist aufgestanden, beugt sich gegen den Meister, legt die Hände auf die Brust, mit größter Klarheit aussprechend: „Herr, ich bin's nicht! Du weißt es! Du kennst mein reines Herz."

Und nunmehr geben uns die benachbarten drei Letzten dieser Seite neuen Stoff zur Betrachtung. Sie unterhalten sich untereinander über das schrecklich Vernommene. Matthäus wendet mit eifriger Bewegung das Gesicht links zu seinen beiden Genossen, die Hände hingegen streckt er mit Schnelligkeit gegen den Meister und verbindet so seine Gruppe mit der vorhergehenden. Thaddäus zeigt die heftigste Überraschung, Zweifel und Argwohn; er hat die linke Hand offen auf den Tisch gelegt und die rechte dergestalt erhoben, als stehe er im Begriff, mit deren Rücken in die linke einzuschlagen, eine Bewegung, die man wohl noch von Naturmenschen sieht, wenn sie bei unerwartetem Vorfall ausdrücken wollen: „Hab' ich's nicht gesagt?" Simon sitzt höchst würdig am Ende des Tisches, wir sehen daher dessen ganze Figur; er, der älteste von allen, ist reich mit Falten bekleidet, Gesicht und Bewegung zeigen, er sei betroffen und nachdenkend, nicht erschüttert, kaum bewegt.

Wenden wir nun die Augen sogleich auf das entgegengesetzte Tischende, so sehen wir Bartholomäus, der auf dem rechten Fuß, den linken übergeschlagen, steht, mit beiden ruhig auf den Tisch gestemmten Händen seinen übergebogenen Körper unterstützend. Er horcht wahrscheinlich, um zu vernehmen, wonach Johannes den Herrn fragen wird; denn überhaupt scheint die Anregung des Lieblingsjüngers von dieser ganzen Seite auszugehen. Jakobus der Jüngere, neben und hinter Bartholomäus, legt die linke Hand auf Petri Schulter, so wie Petrus auf die Schulter

Johannis, aber Jakobus mild, nur Aufklärung verlangend, wo Petrus schon Rache droht. Und ebenso wie Petrus hinter Judas greift Jakobus der Jüngere hinter Andreas her, der, als eine der bedeutendsten Figuren, mit halbaufgehobenen Armen die flachen Hände vorwärts zeigt, als entschiedenen Ausdruck des Entsetzens, der in diesem Bilde nur einmal vorkommt, während er sich in anderen weniger geistreich und gründlich gedachten Werken leider nur zu oft wiederholt.

Im Satzbau beobachtet Goethe Schrittmäßigkeit, ein eigens von ihm geschaffenes treffendes Wort, so daß der Lehrer leicht und bequem mit fortwandelt. (B. Auerbach, Goethe und die Erzählungskunst 1861, S. 43). Goethe gibt stets ein Ding an Stelle eines Wortes (Emerson). Goethe denkt gegenständlich, d. h. sein Denken bewegt sich stets in lebendiger, klarer Anschauung des Gegenstandes auch in den rein abhandelnden Schriften (H. Probst, Deutsche Redelehre, S. 114).

Das Bild wird erst im ganzen, dann im einzelnen betrachtet, dort in Übereinstimmung sowie im Gegensatze zum Speisesaal der Mönche, hier nach den vier Gruppen, aus denen es besteht, wobei zunächst die zu beiden Seiten Christi sitzenden und danach die an den Tischenden befindlichen Jünger behandelt werden. Die Darstellung ist einfach, nur zuweilen zeigt sie einen poetischen Anflug im Ausdruck, so in den Wörtern „er neigt sein Haupt gesenkten Blickes, das Haupt niedergebeugt (= mit niedergebeugtem Kopfe), auf Polster auszustrecken (= sich legen zu lassen), Scheidemahl (= Abschiedsessen)" oder in der Wortstellung, z. B. in dem vorangestellten Genetiv: des Herrn Wort, des gegen ihn geneigten Johannes Schulter, auf Petri Schulter. Gehobene Sprache zeigen auch die Wendungen „die Tische blicken aufeinander" (= die an den Tischen Sitzenden) und „die Weisheit des Malers" (= der weise Maler); ebenso belebt Goethe die Darstellung damit, daß er bei der Charakterisierung der Einzelfiguren so verfährt, als ob sich die Handlung eben vollzöge: „Petrus fährt hinter Judas her, dieser beugt sich vorwärts" usw. und damit, daß er die Gebärden der Personen deutet und ihnen die entsprechenden Worte in den Mund legt, so bei Judas, Philippus und Thaddäus. Statt der relativen Nebensätze finden wir vielfach Partizipien, wie sehend, hindeutend, anregend, sich nähernd, aussprechend. Zur

bedeutungsvollen Hervorhebung dienen oft Superlative, wie höchst ungeschickt, höchst aufmerksam, lebhaftestes Entsetzen, größte Klarheit, heftigste Überraschung, höchste Würde, bedeutendste Figur, oder die Voranstellung eines Begriffes, z. B. ausgesprochen sind sie, belebt hat er; zu beachten ist auch die verstärkende Zusammenstellung der Worte „der ganzen Welt für alle Zeiten“ und das Asyndeton in Stellen wie nachdenkend, nicht erschüttert, kaum bewegt oder die ganze Stellung, die Bewegung der Arme, der Hände, alles wiederholt die unglücklichen Worte, das Schweigen selbst bekräftigt. Zwischen Christus, der Meister, der Heiland und der Herr ist immer abgewechselt. Vergleiche mit wie, als wenn und als ob sind nicht selten. Fremde Namen werden noch mit fremder Endung abgewandelt: Christi, Christum, Petri, Johannis.

39. Das Erhabene und das Schöne[1])

von Immanuel Kant.

Die Rührung, die das Gefühl des Erhabenen und das Gefühl des Schönen in uns hervorbringen, ist angenehm, aber auf sehr verschiedene Weise. Der Anblick eines Gebirges, dessen beschneite Gipfel sich über Wolken erheben, die Beschreibung eines rasenden Sturmes oder die Schilderung des höllischen Reiches von Milton erregen Wohlgefallen, aber mit Grausen; dagegen die Aussicht auf blumenreiche Wiesen, Täler mit sich schlängelnden

---

1) Zeitschr. f. d. deutsch. Unterricht 1903, S. 285: „Das Schöne ist bedeutsamer Inhalt in vollendeter Form, erhaben ist, was uns besonders gewaltig entgegentritt, was uns hinaufhebt über uns in eine andere, höhere Welt. a) Erhabenheit des Raums: Ebene, Wüste, Heide, Meeresfläche, gestirnter Himmel (Abbilder des Unendlichen, Ewigen). b) Erhabenheit der Zeit: Pyramiden, Ruinen, Kirchhöfe. c) Erhabenheit der Kraft: Sturm, Orkan, Gewitter, Erdbeben. d) Erhabenheit einer unendlichen Bewegung: Wogendes Meer, Wasserfall.

Schiller, Über das Erhabene: Der erhabene Gegenstand ist von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unsere Fassungskraft und erliegen bei dem Versuch, uns ein Bild oder einen Begriff von ihm zu bilden, oder wir beziehen ihn auf unsere Lebenskraft und betrachten ihn als eine Macht, gegen die die unsrige in nichts verschwindet.

Bächen, bedeckt von weidenden Herden, die Beschreibung des Elysiums oder Homers Schilderung von dem Gürtel der Venus veranlassen eine angenehme Empfindung, die fröhlich und lächelnd ist. Um jenen Eindruck in gehöriger Stärke zu erhalten, müssen wir ein Gefühl des Erhabenen und, um diese Empfindung recht zu genießen, ein Gefühl für das Schöne haben. Hohe Eichen und einsame Schatten im heiligen Haine sind erhaben. Blumenbeete, niedrige Hecken und in Figuren geschnittene Bäume sind schön. Die Nacht ist erhaben, der Tag ist schön. Gemütsarten, die ein Gefühl für das Erhabene besitzen, werden durch die ruhige Stille eines Sommerabends, wenn das zitternde Licht der Sterne durch die braunen Schatten der Nacht hindurchbricht und der einsame Mond im Gesichtskreise steht, allmählich in hohe Empfindung gezogen von Freundschaft, von Verachtung der Welt, von Ewigkeit. Der glänzende Tag flößt geschäftigen Eifer und ein Gefühl von Lustigkeit ein.

Das Erhabene rührt, das Schöne reizt. Die Miene des Menschen, der sich im vollen Gefühle des Erhabenen befindet, ist ernsthaft, bisweilen starr und erstaunt. Dagegen kündigt sich die lebhafte Empfindung des Schönen durch glänzende Herrlichkeit in den Augen, durch Züge des Lächelns und oft durch laute Lustigkeit an. Das Erhabene ist wiederum verschiedener Art. Das Gefühl dafür ist bisweilen mit etwas Grausen oder auch Schwermut, in einigen Fällen bloß mit ruhiger Bewunderung und in noch anderen mit einer über einen erhabenen Plan verbreiteten Schönheit begleitet. Das erste will ich das Schreckhafterhabene, das zweite das Edle und das dritte das Prächtige nennen. Tiefe Einsamkeit ist erhaben, aber auf eine schreckhafte Art; weshalb große, weitgestreckte Einöden jederzeit Anlaß gegeben haben, fürchterliche Schatten, Kobolde und Gespensterlarven dahin zu versetzen.

Das Erhabene muß jederzeit groß, das Schöne kann auch klein sein. Das Erhabene muß einfältig, das Schöne kann geputzt und geziert sein. Eine große Höhe ist ebensowohl erhaben, als eine große Tiefe; allein diese ist mit der Empfindung des Schauderns begleitet, jene mit der der Bewunderung, weshalb diese Empfindung schreckhaft erhaben und jene edel sein kann.

Durchweg Antithesen, wie es in der Natur des Stoffes liegt; denn Satz für Satz werden das Erhabene und das Schöne einander gegenübergestellt. Der Gegensatz wird äußerlich bald durch Bindewörter wie aber, wiederum, dagegen, allein gekennzeichnet, bald durch verbindungslose Anreihung ausgedrückt. Viele schmückende Beiwörter: beschneite Gipfel, rasender Sturm, blumenreiche Wiesen, sich schlängelnde Bäche, weidende Herden, hohe Eichen, einsame Schatten, heiliger Hain, zitterndes Licht, braune Schatten der Nacht, einsamer Mond, glänzender Tag, geschäftiger Eifer u. a. Das Hilfszeitwort sein wird in Satzpaaren bald doppelt gesetzt, bald einfach: einsame Schatten sind erhaben, Blumenbeete sind schön, die Nacht ist erhaben, der Tag ist schön; das Erhabene muß jederzeit groß, das Schöne kann auch klein sein. Das Verhältniswort wird ebenso behandelt: von Freundschaft, von Verachtung der Welt, von Ewigkeit; durch glänzende Herrlichkeit in den Augen, durch Züge des Lächelns und durch laute Lustigkeit; dagegen mit etwas Grausen oder auch Schwermut. Die Persönlichkeit des Schriftstellers tritt hervor in den Worten: Das erste will ich das Schreckhafterhabne nennen. Nur wenige Nebensätze (wenn, Relativsätze).

40. Frau Rat Goethe an ihren Sohn Wolfgang.

Frankfurt, den 17. November 1786.

Lieber Sohn! Eine Erscheinung aus der Unterwelt hätte mich nicht mehr in Verwunderung setzen können als dein Brief aus Rom. Jubilieren hätte ich vor Freude mögen, daß der Wunsch, der von frühester Jugend an in Deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist. Einen Menschen, wie Du bist, mit Deinen Kenntnissen, mit dem reinen, großen Blick für alles, was gut, groß und schön ist, der so ein Adlerauge hat, muß eine solche Reise auf sein ganzes übriges Leben vergnügt und glücklich machen, und nicht allein Dich, sondern alle, die das Glück haben, in Deinem Wirkungskreis zu leben. Ewig werden mir die Worte der seligen Klettenbergerin im Gedächtnis bleiben: „Wenn Dein Wolfgang nach Mainz reiset, bringt er mehr Kenntnisse mit als andere, die von Paris und London zurückkommen." Aber sehen hätte ich Dich

mögen beim ersten Anblick der Peterskirche! Doch Du versprichst ja, mich auf der Rückreise zu besuchen; da mußt Du mir alles haarklein erzählen. — Von meinem innern und äußern Befinden folgt hier ein genauer und getreuer Abdruck. Mein Leben fließt still dahin wie ein klarer Bach; Unruhe und Getümmel war von jeher meine Sache nicht; und ich danke der Vorsehung für meine Lage, Tausenden würde ein solches Leben zu einförmig vorkommen, mir nicht. So ruhig mein Körper ist, so tätig ist das, was in mir denkt; da kann ich einen ganzen geschlagenen Tag ganz allein zubringen, erstaune, daß es Abend ist, und bin vergnügt wie eine Göttin; und mehr als vergnügt und zufrieden sein braucht man in dieser Welt nicht. — Vor ungefähr vier Wochen schrieb Fritz v. Stein[1]), er wäre Deinetwegen in großer Verlegenheit; kein Mensch, selbst der Herzog nicht, wüßte, wo Du wärest; jedermann glaubte Dich in Böhmen[2]) usw. Das Neueste von Deinen alten Bekannten ist, daß Papa Laroche[3]) nicht mehr in Speier ist, sondern sich ein Haus in Offenbach gekauft hat. Deine übrigen Freunde sind alle noch, die sie waren, keiner hat solche Riesenschritte wie Du gemacht. Wenn Du herkommst, so müssen diese Menschenkinder alle eingeladen und herrlich traktiert werden. Wildbretsbraten, Geflügel wie Sand am Meer, es soll eben pompös hergehen. Lieber Sohn! Da fällt mir ein untertäniger Zweifel ein, ob dieser Brief auch wohl in Deine Hände kommen möchte; ich weiß nicht, wo Du in Rom wohnst; Du bist halb inkognito, wie Du schreibst; wollen das Beste hoffen. Du wirst doch, ehe Du kommst, noch vorher etwas

---

1) Herzogl. Stallmeister in Weimar, seit 1764 Gemahl der Charlotte v. Stein, die vorher als Frl. v. Schardt, Tochter des Hofmarschalls, Hofdame der Herzogin Amalie war.

2) Goethe trat die italienische Reise von Karlsbad an, wo er im Sommer 1786 zur Kur war; am 1. November traf er in Rom ein.

3) Seit 1754 Gemahl der Sophie v. Laroche, lebte als kurtrierischer Konferenzrat in Ehrenbreitenstein bei Koblenz, wo sein Haus der Sammelpunkt der ausgezeichnetsten Männer war, mußte später seinen Abschied nehmen wegen einer Schrift über das Mönchswesen und wohnte zuerst in Speier, dann in Offenbach, wo er 1789 und seine Gattin 1807 starb.

von Dir hören lassen; sonst glaube ich, jede Postchaise brächte mir meinen einzig Geliebten; und betrogene Hoffnung ist meine Sache gar nicht. Lebe wohl, Bester! Und gedenke öfters an

Deine treue Mutter

Elisabetha Goethe.

Die Meister des Briefschreibens sind die Frauen. Wie ihnen das Plaudern in gutem und bösem Sinne leichter fällt als den Männern, so auch das Briefschreiben, das ja einen Ersatz für die ungezwungene mündliche Unterhaltung bildet. „Die Empfindungen der Frauenzimmer", sagt Gellert, der sehr viel mit Frauen korrespondierte, „sind zarter und lebhafter als die unsrigen. Sie werden von tausend kleinen Umständen gerührt, die bei uns keinen Eindruck machen. Sie werden nicht allein öfter, sondern auch leichter gerührt als wir."

Der Brief gibt Aufschluß über Frau „Ajas" Gemütsart und Lebensanschauung, über ihre große Liebe zu dem Sohne, ihren Stolz auf ihn, ihre Freude an der Ruhe u. a. Die gebildete Frau jener Zeit erkennt man an dem Gebrauch verschiedener Fremdwörter (inkognito, pompös, Postchaise), ihre natürliche, unverbildete Art an der volkstümlichen Ausdrucksweise (haarklein, einen ganzen geschlagenen Tag, so ein = ein solches Adlerauge, Papa Laroche, diese Menschenkinder, wollen = wir wollen; Wortstellung: Jubilieren hätte ich vor Freude mögen; sehen hätte ich dich mögen), ihre Phantasie an den gern gebrauchten Vergleichen (wie ein klarer Bach, vergnügt wie ein Gott, Geflügel wie Sand am Meere) und an Wortbildungen (Adlerauge, Wildbretsbraten).

41. Aus Friedrich Hebbels Kindheit

nach „Aufzeichnungen aus seinem Leben".

Es war ein schwüler Sommernachmittag, einer von denen, die die Erde ausdörren und alle ihre Kreaturen rösten. Wir Kinder saßen träge und gedrückt mit unseren Katechismen oder Fibeln auf den Bänken umher, Susanna[1]) selbst nickte schlaftrunken ein

---

1) „In meinem vierten Jahre wurde ich in eine Klippschule gebracht. Eine alte Jungfer, Susanna mit Namen, hoch und männerhaft von Wuchs, mit freundlichen, blauen Augen stand ihr vor. Wir

und ließ uns die Späße und Neckereien, durch die wir uns wach zu erhalten suchten, nachsichtig hingehen, nicht einmal die Fliegen summten, bis auf die ganz kleinen, die immer munter sind, als auf einmal ein Donnerschlag erscholl und im wurmstichigen Gebälk des alten, ausgewohnten Hauses schmetternd und krachend nachdröhnte. In desperatester Mischung, wie es eben nur bei Gewittern des Nordens vorkommt, folgte nun ein Schloßengeprassel, das in weniger als einer Minute an der Windseite alle Fensterscheiben zertrümmerte, und gleich darauf, ja dazwischen, ein Regenguß, der eine neue Sintflut einzuleiten schien. Wir Kinder, erschreckt auffahrend, liefen schreiend und lärmend durcheinander, Susanna selbst verlor den Kopf, und ihrer Magd gelang es erst, die Läden zu schließen, als nichts mehr zu retten, sondern der bereits hereingebrochenen Überschwemmung zur Erhöhung des allgemeinen Entsetzens und zur Vermehrung der eingerissenen Verwirrung nur noch die ägyptische Finsternis beizugesellen war. In den Pausen zwischen dem einen Donnerschlag und dem anderen faßte sich Susanna zwar notdürftig wieder und suchte ihre Schützlinge, die sich, je nach ihrem Alter, entweder an ihre Schürze gehängt hatten oder für sich mit geschlossenen Augen in den Ecken kauerten, nach Kräften zu trösten und zu beschwichtigen; aber plötzlich zuckte wieder ein bläulich flammender Blitz durch die Ladenritzen, und die Rede erstarb ihr auf den Lippen, während die Magd, fast so ängstlich wie das jüngste Kind, heulend aufkreischte: „Der liebe Gott ist bös'!" und wenn es wieder finster im Saal wurde, pädagogisch griesgrämlich hinzusetzte: „Ihr taugt alle nichts!" Dies Wort machte einen tiefen Eindruck auf mich, es nötigte mich, über mich selbst und über alles, was mich umgab, hinaufzublicken, und entzündete den religiösen Funken in mir. Jetzt aber begriff ichs auf einmal, warum mein Vater des Sonntags immer in die Kirche ging und warum ich nie ein reines Hemd anziehen durfte, ohne dabei: „Das walte Gott!" zu sagen; ich hatte den Herrn aller Herren kennen gelernt, seine

---

Kinder wurden in dem geräumigen Saale, der zur Schulstube diente, an den Wänden herum gepflanzt, Susannas Tisch stand in der Mitte. — Eine unfreundliche Magd ging ab und zu."

zornigen Diener, Donner und Blitz, Hagel und Sturm, hatten ihm die Pforten meines Herzens weit aufgetan, und in seiner vollen Majestät war er eingezogen. Es zeigte sich auch kurz darauf, was innerlich mit mir vorgegangen war; denn als der Wind eines Abends wieder mächtig in den Schornstein blies und der Regen stark aufs Dach klopfte, während ich zu Bett gebracht wurde, verwandelte sich das eingelernte Geplapper meiner Lippen plötzlich in ein wirkliches ängstliches Gebet, und damit war die geistige Nabelschnur, die mich bis dahin ausschließlich an die Eltern gebunden hatte, zerrissen, ja, es kam gar bald so weit, daß ich mich bei Gott über Vater und Mutter zu beklagen anfing, wenn ich ein Unrecht von ihnen erfahren zu haben glaubte.

„Der Teufel hole das, was man heutzutage schöne Sprache nennt; Kattun, Kattun und wieder Kattun; es flimmert wohl, aber es wärmt nicht“ (Hebbel, Tagebücher).

Sehr anschauliche Darstellung, die der schmückenden Zieraten großenteils entbehrt, aber mit sachlicher Genauigkeit die Vorgänge im Schulzimmer während des Gewitters vorführt. Die Beiwörter werden karg verwendet und charakteristisch gewählt, z. B. das wurmstichige Gebälk des alten ausgewohnten Hauses, doch finden sich mehrfach Wortpaarungen: träge und gedrückt, schmetternd und krachend, trösten und beschwichtigen, Späße und Neckereien, Katechismen oder Fibeln. Die verhältnismäßig langen Sätze sind übersichtlich gebaut; die Hauptsätze werden meist von Relativsätzen begleitet, seltener sind abhängige Fragesätze und Temporalsätze (als, wenn, während). Entbehrliche Fremdwörter fehlen fast ganz (Kreaturen, desperat), Wortneubildungen ebenso (Schloßengeprassel). Um die Darstellung zu beleben, werden gebraucht: a) Übertreibungen wie Sintflut und ägyptische Finsternis, b) Metaphern (die Rede erstarb ihr auf den Lippen, dies entzündete den religiösen Funken in mir, die Pforten des Herzens auftun, geistige Nabelschnur), c) Personifikationen (Donner und Blitz, die zornigen Diener Gottes), d) Partizipien der Gegenwart (attributiv: flammender Blitz; als Bestimmung beim Zeitwort: der Donnerschlag dröhnte krachend nach, die Magd kreischte heulend auf, die Kinder liefen schreiend durcheinander; an Stelle eines Nebensatzes: wie Kinder erschreckt auffahrend), e) Lautmalerei (krachend dröhnen).

42. Charakteristik von „Wallensteins Lager“

von Karl Hoffmeister (Schillers Leben III, 376.)

Schiller sagt einmal im Briefwechsel mit Goethe, Shakespeare nehme in „Julius Cäsar“ mit kühnem Griffe aus der Menge ein paar Stimmen heraus und lasse sie für das ganze Volk gelten. Dasselbe kann man mit vollem Rechte von den Figuren in „Wallensteins Lager“ behaupten. Der Kroate, der sich in seiner Dummheit übertölpeln läßt und das „Sprüchel des Pfäffleins“ gläubig anhört, repräsentiert den niedrigsten Haufen des Heeres, der wie das blöde Vieh zur Schlachtbank geführt wird. Von einem solchen Volke ist dann Isolani, der roheste und leichtsinnigste aller Generale Wallensteins, der würdige Anführer. Der erste Jäger, „der lange Peter aus Itzehoe“, und sein Kamerad, „des Friedländers wilde Jagd“, vertreten die große Masse der Abenteurer und Glücksritter im Wallensteinschen Heere und vergegenwärtigen also im allgemeinen das wilde, wüste, unstete Kriegshandwerk der damaligen Zeit. Daher ist dieser Stimmführer des Allgemeinen auch der Hauptsänger im Reiterliede am Ende des Stücks. Der Arkebusier, der dem betrügerischen Bauern das Wort redet, weil er doch „auch ein Mensch sei, so zu sagen“, der den Gehorsam gegen den Kaiser schon gefährdet glaubt, als die anderen eine gemeinschaftliche Abrede wegen einer Bittschrift treffen wollen, und von dem der Jäger sagt: „Das denkt wie ein Seifensieder“, dieser Arkebusier gehört dem Tiefenbachschen Regimente an, von dem Oktavio bezeugt: „Dies Regiment ist treu“; er spielt ganz die Rolle seines schwerfälligen und einfältigen, aber ehrlichen „deutschen Herrn“. Gerade so, wie von diesem Deutschen der erste Kürassier spricht: „Schad' um die Leut'! Sie sind sonst wackre Brüder“, urteilt Isolani (Wallensteins Tod, Akt 2, Sz. 5) von ihren Anführern: „Es sind nicht eben schlechte Männer.“ Den Gegensatz zu ihm bildet der Trompeter; er ist durch seine unbedingte Hingabe an Wallenstein die Stimme der Terzkyschen Regimenter: „Aber wir halten ihn aufrecht, wir.“ Sein Landsmann, der breitstilige Pedant, der den feinen Griff und den rechten Ton „von des Feldherrn Person gelernt hat“, der „urkundlich“ dessen Worte herzusagen weiß, der gravitätisch einen

Rekruten einweiht: „Sieht Er! das hat Er wohl erwogen! Einen neuen Menschen hat Er angezogen", dieses „Befehlsbuch", das weiter als andere sieht, der unvergleichliche Wachtmeister, ist offenbar eine Karikatur von Wallenstein selbst. Er ist eine so individuell gezeichnete Gestalt, wie sich nur wenige in sämtlichen Werken Schillers finden. Er ahmt seinen General nach, wie Don Quixote die alte Ritterzeit. Dann charakterisiert der Dragoner durch einen einzigen Vers: „Der Irländer folgt des Glückes Stern" nicht allein sich selbst, sondern auch die Unzuverlässigkeit des Buttlerschen Regiments. Der erste Kürassier endlich ist aus dem Pappenheimschen Regimente, das der jüngere Piccolomini befehligt, und hiermit ist alles gesagt. Er stellt die noble, edle Seite des damaligen Kriegslebens dar. Der Geist des Max spricht aus ihm. Obwohl er seine Eltern nicht nennen kann, ist er ein Adliger unter den Gemeinen. Gleich sein erstes Auftreten mit den Worten „Friede! Was gibt's mit dem Bauern da?" und die Art, wie er den Scharfschützen schilt, daß er sich so wegwerfen und blamieren konnte, mit einem Bauern sein Glück zu probieren, kündigt sein geistiges Übergewicht und stolzes Ehrgefühl an, und diesen Charakter führt er auf eine herrliche Weise durch.

So sind die Figuren des Stücks die Stimmführer ihrer Regimenter und die Abbilder ihrer Führer. Aber auch ihre Nationen charakterisieren einige Soldaten. Der zweite Scharfschütze sagt: „Der Tiroler dient nur dem Landesherrn." Der ebenfalls treue zweite Arkebusier ist aus der Schweiz, dem Vaterlande der Treue; der leichtsinnige erste Scharfschütze, der den Kroaten prellt und sich im Spiele vom Bauern betrügen läßt, ist ein Lothringer: „Der Lothringer geht mit der großen Flut, wo der leichte Sinn ist und lustiger Mut."

So verschieden sich aber die Soldaten charakterisieren, so vereinigen sie sich doch alle in der vollsten Anhänglichkeit an Wallenstein und in dem förmlichen Beschlusse, ihn nicht zu verlassen. Dieser Beschluß, eine Bittschrift zum Unterzeichnen in Umlauf zu bringen und einzureichen, daß die Regimenter nicht getrennt werden, ist auch die Handlung, in der sich die bunten Gespräche, Vorfälle, Szenen und die mancherlei Personen des Stücks vereinigen. Eine

solche Willensäußerung kann in der Sphäre, in der sich das Gemälde hält, füglich als die Tat gelten. Das Grundmotiv des Ganzen ist die Hingebung an den Feldherrn, dessen Geist die Personen beseelt.

Damit nun auch die Bezüge nach außen anschaulich werden, ist ein ruinierter Bauer eingeführt, der sich aufs Betrügen legt; dann erscheint ein Bürgerssohn als Rekrut, den der jammernde Vater vergebens bei ihm zu bleiben bittet, und endlich der Kapuziner. Sie sind Vertreter des Bauern-, Bürger- und geistlichen Standes.

Da das Stück ein Vorspiel bildet, so sind überall Nachrichten und Winke gegeben, die uns mit Wallenstein und den hauptsächlichsten anderen Anführern, mit dem Zustande des Heeres und den Verhältnissen der Zeit vorläufig bekannt machen.

Beachtenswert sind in dem Abschnitte die zahlreichen Zitate aus „Wallensteins Lager" und aus Schillers Briefwechsel mit Goethe und die vielen entbehrlichen Fremdwörter (repräsentieren, individuell, charakterisieren, blamieren, probieren, ruiniert, Pedant, Sphäre, Karikatur, Motiv, nobel u. a.). Häufung der Relativsätze, zum Teil mit Anapher. Vorliebe für Nomina agentis auf -er wie Stimmführer, Hauptsänger, Anführer. Ein Vergleich: des Wachtmeisters mit Don Quixote. Zwei- und dreigliedrige Ausdrücke begegnen oft, z. B. der roheste und leichtsinnigste aller Generale, wegwerfen und blamieren, das wilde, wüste, unstete Kriegshandwerk, Gespräche, Vorfälle, Szenen, mit Wallenstein, dem Zustande des Heeres, den Verhältnissen der Zeit. Bindemittel der Abhandlung: nicht nur . . sondern auch, dann . . endlich.

43. Die verschiedenen Arten des Naturgenusses

von Alexander v. Humboldt (Kosmos).

In dem ersten Erwachen des Bewußtseins der Völker und dem endlichen, gleichzeitigen Anbau aller Zweige der Kultur spiegeln sich zwei Arten des Genusses ab. Den einen erregt in dem offenen, kindlichen Sinne des Menschen der Eintritt in die freie Natur und

das dunkle Gefühl des Einklangs, der in dem ewigen Wechsel ihres stillen Treibens herrscht. Der andere Genuß gehört der vollendeteren Bildung des Geschlechts und dem Reflex dieser Bildung auf das Individuum an. Er entspringt aus der Einsicht in die Ordnung des Weltalls und in das Zusammenwirken der Naturkräfte. Wenn sich der Mensch Werkzeuge schafft, um die Natur zu befragen und den engen Raum eines flüchtigen Daseins zu überschreiten, wenn er nicht mehr nur beobachtet, sondern Erscheinungen unter bestimmten Bedingungen hervorzurufen weiß, wenn endlich die Philosophie, ihrem alten, dichterischen Gewande entzogen, den ernsten Charakter einer denkenden Betrachtung des Beobachteten annimmt, dann treten klare Erkenntnis und Begrenzung an die Stelle dumpfer Ahnungen.

Die Natur ist für die denkende Betrachtung Einheit in der Vielheit, Verbindung des Mannigfaltigen in Form und Mischung, Inbegriff der Naturdinge und Naturkräfte als ein lebendiges Ganzes. Das wichtigste Ergebnis der Naturforschung ist daher dieses: in der Mannigfaltigkeit die Einheit zu erkennen; von dem Individuellen alles zu umfassen, was die Entdeckungen der letzten Zeitalter uns darbieten; die Einzelheiten prüfend zu sondern und doch nicht ihrer Masse zu unterliegen; der erhabenen Bestimmung des Menschen eingedenk, den Geist der Natur zu begreifen, der unter der Decke der Erscheinungen verhüllt liegt.

Wenn wir zuvörderst über die verschiedenen Stufen des Genusses nachdenken, den der Anblick der Natur gewährt, so finden wir, daß die erste Stufe unabhängig von der Einsicht in das Wirken der Kräfte, ja fast unabhängig von dem eigentümlichen Charakter der Gegend ist, die uns umgibt. Wo in der Ebene einförmig gesellige Pflanzen den Boden bedecken und auf grenzenloser Ferne das Auge ruht, wo des Meeres Wellen das Ufer sanft umspülen und durch grünenden Seetang ihren Weg bezeichnen, überall durchdringt uns das Gefühl der freien Natur, ein dumpfes Ahnen ihres Bestehens „nach inneren, ewigen Gesetzen". In solchen Anregungen ruht eine geheimnisvolle Kraft; sie sind erheiternd und lindernd, stärken und erfrischen den ermüdeten Geist, besänftigen oft das Gemüt, wenn es schmerzlich in seinen Tiefen erschüttert oder vom

wilden Drange der Leidenschaften bewegt ist. Was ihnen Ernstes und Feierliches innewohnt, entspringt aus dem fast bewußtlosen Gefühl höherer Ordnung und innerer Gesetzmäßigkeit der Natur, aus dem Eindruck ewig wiederkehrender Gebilde. In jedem Erdstriche, überall wo sich die wechselnden Gestalten des Tier- und Pflanzenlebens darbieten, auf jeder Stufe geistiger Bildung sind dem Menschen diese Wohltaten gewährt.

Bald ergreift uns die Größe der Massen im wilden Kampfe der entzweiten Elemente oder, ein Bild des Unbeweglich-Starren, die Öde der unermeßlichen Grasfluren und Steppen. Bald fesselt uns der Anblick der bebauten Flur, die erste Ansiedelung des Menschen, von schroffen Felsschichten umringt, am Rande des schäumenden Gießbachs.

Darf ich mich hier der eigenen Erinnerung an große Naturszenen überlassen, so gedenke ich des Ozeans, wenn in der Milde tropischer Nächte das Himmelsgewölbe sein Sternenlicht über die sanftwogende Wellenfläche ergießt; oder der Waldtäler der Kordilleren, wo mit kräftigem Triebe hohe Palmenstämme das düstere Laubdach durchbrechen und als Säulengänge hervorragen, „ein Wald über dem Walde“; oder des Piks von Teneriffa, wenn horizontale Wolkenschichten den Aschenkegel von der unteren Erdfläche trennen, und sich plötzlich durch eine Öffnung, die der aufsteigende Luftstrom bildet, der Blick von dem Rande des Kraters auf die weinbekränzten Hügel der Küste hinabsenkt.

Je tiefer man in das Wesen der Naturkräfte eindringt, desto mehr erkennt man den Zusammenhang von Erscheinungen, die lange, vereinzelt und oberflächlich betrachtet, jeglicher Anreihung zu widerstreben schienen. Was in einem engeren Gesichtskreise, in unserer Nähe, dem forschenden Geiste lange unerklärlich blieb, wird oft durch Beobachtungen aufgehellt, die auf einer Wanderung in die entlegensten Regionen angestellt worden sind. Pflanzen- und Tiergebilde, die lange isoliert erschienen, reihen sich durch neu entdeckte Mittelglieder oder durch Übergangsformen aneinander.

Je klarer die Einsicht ist, die wir in den Zusammenhang der Erscheinungen erlangen, desto leichter machen wir uns auch von dem Irrtume frei, als wären für die Kultur und den Wohlstand

der Völker nicht alle Zweige des Naturwissens gleich wichtig, sei es der messende und beschreibende Teil oder die Untersuchung chemischer Bestandteile oder die Ergründung allgemein verbreiteter physischer Kräfte der Materie. In der Beobachtung einer anfangs vereinzelt dastehenden Erscheinung liegt oft der Keim einer großen Entdeckung. Gleichmäßige Würdigung aller Teile des Naturstudiums ist aber vorzüglich ein Bedürfnis der gegenwärtigen Zeit, wo der materielle Reichtum und der wachsende Wohlstand der Nationen in einer sorgfältigeren Benutzung von Naturprodukten und Naturkräften gegründet sind. Denn in dem Lebensgeschick der Staaten ist es wie in der Natur, für die es nach dem sinnvollen Ausspruche Goethes „im Bewegen und Werden kein Bleiben gibt und die ihren Fluch gehängt hat an das Stillestehen".1)

Wissenschaftliche, gelehrte Darstellung, die das Hauptwort, namentlich das abstrakte, dem Zeitwort, die Verbindung mehrerer Hauptwörter dem Nebensatze vorzieht. Daher finden sich häufig Sätze wie: Der Genuß entspringt aus der Einsicht in die Ordnung des Weltalls (= wenn wir die Ordnung des Weltalls schauen, werden wir ergötzt), daher begegnen uns so viele Verhältniswörter und Gebilde auf -ung, -heit, -keit und -nis. Auch substantivierte Eigenschaftswörter (Beobachtetes, Ernstes, Feierliches) und entbehrliche Fremdwörter finden sich (Reflex, Individuum, individuell, Naturszene, Ozean, isoliert, Materie, Produkte, Regionen u. a.), ebenso Umschreibungen mit Partizip und Hilfszeitwort statt einfacher Zeitwörter: sie sind erheiternd und lindernd (= sie erheitern und lindern). Oft treten zwei Genetive nebeneinander: Erwachen des Bewußtseins der Völker, Anbau aller Zweige der Kultur, Charakter der denkenden Betrachtung des Beobachteten u. a. Die Subjektivität drängt sich vor: darf ich mich . . überlassen. Wirkungsvoll ist die Anapher wenn . . wenn . . wenn, wo . . wo, ebenso die Voranstellung des Genetivs (des Meeres Wellen) und der Apposition (ein Bild des Unbeweglich-Starren, die Öde der Grasfluren). Malende Beiwörter findet man häufig: grünender Seetang, schäumender

---

1) Goethe, Aphoristisches über die Natur.

Gießbach, sanft wogende Wellenfläche, düsteres Laubdach, weinbekränzte Hügel.

Humboldt sagt selbst über seinen Stil im Vorwort zu den Ansichten der Natur, S. VIII: „Die ästhetische Behandlung naturgeschichtlicher Gegenstände hat trotz der herrlichen Kraft und der Biegsamkeit unserer vaterländischen Sprache große Schwierigkeiten der Komposition. Reichtum der Natur veranlaßt Anhäufung einzelner Bilder, und Anhäufung stört die Ruhe und den Gesamteindruck des Gemäldes. Das Gefühl und die Phantasie ansprechend, artet der Stil leicht in eine dichterische Prosa aus."

44. Die fremden Wörter in unserer Sprache

von Jakob Grimm (Deutsches Wörterbuch, Vorwort).

Alle Sprachen haben, solange sie gesund sind, einen Naturtrieb, das Fremde von sich abzuhalten und, wo es eindrang, wieder auszustoßen oder wenigstens mit den heimischen Elementen auszugleichen. Keine Sprache ist aller Entfaltungen der Laute mächtig, und den beiseite liegenden weicht sie aus, weil sie sich dadurch gestört fühlt. Was aber von den Lauten gilt, gilt noch mehr von den Wörtern.

Fällt von ungefähr ein fremdes Wort in den Brunnen einer Sprache, so wird es so lange darin umhergetrieben, bis es ihre Farbe annimmt und, seiner fremden Art zum Trotze, wie ein heimisches aussieht. Das zeigt sich vorzugsweise an einer Menge von Ortsnamen, aber auch an anderen Wörtern. Abenteuer, Armbrust, Eichhorn klingen vollkommen deutsch, obgleich sie nicht das geringste mit den Vorstellungen Abend teuer, Arm Brust, Eiche Horn zu schaffen haben. Es liegt nichts daran, was sie zu bedeuten scheinen; denn jeder weiß, was sie wirklich bezeichnen. Auch echtdeutsche, aber dunkel gewordene Ausdrücke müssen sich gefallen lassen, auf ähnliche Weise deutlicher, wenn schon sinnlos zu werden, wie aus Moltworf, seit man es mißverstand, Maulwurf gemacht wurde.

Durch das Christentum, die lateinische Gelehrsamkeit und den nachbarlichen Verkehr drangen fremde Wörter haufenweise vor. Für einige gab es gute, ja kühne Ver-

deutschungen, wie Taufe, Sünde, Hölle, Ostern. Weit mehr wurden beibehalten und zugestutzt, z. B. Engel, Teufel, Priester, Altar, Pfeiler, Kreuz, Natur, Körper, Fenster; aus pyrethrum ward Bertram, aus peregrinus Pilgrim. Die Assimilation war dann am stärksten, wenn ihnen auch unsere eigentümliche Flexion zuteil wurde, z. B. den Wörtern schreiben und preisen der Ablaut: schrieb und pries.

Zur Annahme fremder Wörter bewog nicht nur der feste Zusammenhang mit der Überlieferung der Kirche und Schule, sondern auch träge Versäumnis, sich in der eigenen Sprache nach einem entsprechenden Ausdruck umzusehen.

Allmählich begann sich jener Widerwille gegen den fremden Laut abzustumpfen und in ein pedantisches Beibehalten seiner vollen Aussprache umzudrehen; auf diesem Standpunkte sank das Gefühl für die eigene Sprache noch mehr, und den fremden Wörtern wurde der Zutritt ohne Not erleichtert; man suchte nun eine Ehre darin, das Heimische aufzugeben und das Fremde an dessen Stelle zu setzen.

Es ist Pflicht der Sprachforschung, dem maßlosen und unberechtigten Vordrang des Fremden Widerstand zu leisten und einen Unterschied festzuhalten zwischen zwei ganz voneinander abstehenden Gattungen ausländischer Wörter.

Unmöglich wäre die Ausschließung aller solcher, die im Boden unserer Sprache längst Wurzel gefaßt und aus ihr neue Sprossen getrieben haben; sie sind durch Ableitung und Zusammensetzung mit der deutschen Rede so verwachsen, daß wir ihrer nicht entbehren können. Dahin gehören z. B. die Namen aller aus der Fremde in das Land geführten Tiere und Gewächse, für die es kein deutsches Wort gibt; wer würde der Benennung Esel, Rose, Veilchen entsagen? Dahin fallen die seit tausend Jahren deutsch gewordenen Ausdrücke Fenster, Kammer, Tempel, Pforte, Schule, Kaiser, Meister, Arzt u. a., deren einheimischer Name, wenn er vorhanden war, längst verschollen ist.

Dagegen tun wir wohl daran, uns anderer aus der griechischen lateinischen, französischen Sprache oder sonsther entlehnten Ausdrücke zu enthalten, deren Gebrauch unter uns überhandgenommen hat oder gestattet wurde, ohne daß sie für

in unsere Sprache eingetreten gelten können. Sie haben wohl versucht, sich einzunisten, doch ist ihnen nicht gelungen, sich anzubauen. Ihr Aufenthalt scheint in vielen Fällen gleichsam ein vorübergehender, und man wird, sobald einmal das natürliche Wort den gebührenden Raum gewonnen hat, sie gar nicht vermissen. Wenn der Stolz auf unsere eigene Sprache, der oft noch schlummert, einmal mehr erwacht und die Bekanntschaft mit allen Mitteln wächst, die sie selbst uns darreicht, um noch bezeichnendere und uns angemessenere Ausdrücke zu gewinnen, dann wird auch die Anwendung der fremden weichen und beschränkt werden. So hat sich die Anzahl der Verba auf -ieren, mit denen jeder französische Infinitiv deutsch werden kann und die im 18. Jahrhundert allenthalben unsere Rede verunzierten, stark vermindert. Man darf nicht vergessen, daß es keineswegs die Mitte des Volkes ist, die das Fremde in unsere Sprache heranschwemmte, daß es ihr vielmehr zugeführt wurde durch die dem ausländischen Brauche huldigenden Fürstenhöfe, durch den steifen und undeutschen Stil der Behörden, Kanzleien und Gerichte sowie durch das Bestreben aller Wissenschaften, ihre Kunstausdrücke zu entlehnen und fremden Wörtern den Rang vor jedem heimischen zu lassen.

B i l d e r r e i c h e S p r a c h e. So redet Grimm von dem Brunnen einer Sprache, läßt Wörter im Grunde unserer Sprache Wurzel fassen und neue Sprossen treiben, Fremdwörter sich einnisten und anbauen, den Stolz schlummern und erwachen, erteilt den Sprachen einen Naturtrieb u. a. Eine gewisse Vorliebe für a b s t r a k t e A u s d r u c k s w e i s e ist nicht zu verkennen, z. B. zur Annahme fremder Wörter bewog (= bewog anzunehmen), den Wörtern wurde der Zutritt erleichtert (= sie wurden leichter zugelassen), Pflicht, dem Vordrange (= Vordringen) Widerstand zu leisten (= zu verhindern, daß), unmöglich wäre die Ausschließung (= sie auszuschließen). Der Deutlichkeit halber wird öfter ein Wort des vorhergehenden Satzes w i e d e r h o l t (alle Sprachen . . keine Sprache, gilt . . gilt, Wort . . Wort). F r e m d w ö r t e r sind in der Darstellung selbstverständlich vermieden, abgesehen von Element, Assimilation, Flexion und pedantisch. Vgl. K. G. Andresen, Über die Sprache J. Grimms, 1869.

45. Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein[1])

von Friedrich Bahnsch (Programm des Realgymnasiums zu Danzig 1892).

Freiheit! Zauberwort! Dein bloßer Hauch ist Erquickung für das vielgeplagte Geschlecht der Menschen. Dich preist der Knabe, wenn er für kurze Wochen dem engen Schulzimmer entflohen ist und mit erfrischter Lunge die Luft des heimatlichen Waldes atmet; dich auch der gereifte Mann, wenn er, fern von Schreibtisch und Akten, durch das dampfende Tal den blauen Bergen zuwandert. Der rothäutige Jäger, der durch die Prärie schweift, jauchzt dir entgegen, und der Sohn der Kultur widmet dir tiefempfundene Lieder.

Ohne die Freiheit, scheint es, ist wahres Menschenglück nicht denkbar und das Leben nicht lebenswert. Und doch läßt Goethe seinen Tasso in einem Augenblicke ruhigster Betrachtung sagen: „Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein." Was Tasso sagt, das hat Goethe gedacht und empfunden, und zwar zu einer Zeit, als Kant die neue Lehre von der menschlichen Freiheit verkündigte und nach ihm Schiller, sein begeisterter Schüler, selbst dem in Ketten geborenen Sklaven die tröstende Botschaft zurief, daß er zur Freiheit berufen sei. Also der Mensch ist eigentlich doch nicht frei? Nicht einmal geboren, d. h. seiner Natur nach bestimmt zur Freiheit? Prüfen wir unbefangen; denn jede Wahrheit, auch die betrübende, ist besser als ein glänzender Irrtum.

Der Körper, das müssen wir zugeben, ist ein Hemmnis unserer Freiheit. Unser Wohlbefinden ist abhängig von der Witterung, vom Klima, von der Beschaffenheit der Speisen und Getränke und von dem richtigen Maß in deren Genuß. Allnächtlich naht

---

1) Goethe, Tasso II, 1. Vgl. Faust II, 5: „Nur der verdient sich Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß." Schiller, Antritt des neuen Jahrhunderts: „Freiheit ist nur in dem Reich der Träume." Tell II, 2: „Herrenlos ist auch der Freiste nicht." Worte des Glaubens: „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und würd' er in Ketten geboren."

uns der Schlaf, dessen Herrschaft, so sanft und milde sie auch ist, selbst der stärkste Wille nicht abschütteln könnte. Und fühlen wir einmal den Faustischen Trieb, uns in die reineren Lüfte emporzuschwingen, so werden wir nur zu bald der Fessel inne, die das Gesetz der Schwere um alles Irdische schlingt. Auch der kühnste Luftschiffer darf nicht in ziellose Fernen des Himmels segeln; wie an einem unsichtbaren Seil hält Mutter Erde den verwegenen Flüchtling fest.

Ungleich freier und selbständiger ist unser Geist. Weit über das Bereich der Sinne hinaus dringt der menschliche Gedanke und durchmißt unendliche Räume der Schöpfung. Er steigt in alle Tiefen der Erde hinab und spürt mit immer wachsenden Erfolgen dem Geheimnis des Werdens und Entstehens aller Dinge nach. Aber, auch das muß eingeräumt werden, ganz unbeschränkt ist auch die Freiheit des Geistes nicht, und wenn er im Bewußtsein der Kraft wenig achtet des gebrechlichen Körpers, der seine Wohnung ist, so gilt doch von ihm das Wort Lessings: „Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.“ In Stunden tiefster Selbsterkenntnis werden wir um so schmerzlicher an unsere geistige Unfreiheit erinnert. Die Sinne, die der Geist so oft als stumpf und trügerisch mißachtet hat, erweisen sich dann gerade als die einzigen Mittel der Erkenntnis. Denn auch die abstraktesten Folgerungen hängen durch eine lange Schlußkette mit Sätzen zusammen, die aus der sinnlichen Wahrnehmung stammen.

Doch nicht bloß die Natur setzt uns Schranken, sondern auch das Leben. Als Kinder haben wir dem Gebote der Eltern zu gehorchen; und zu diesen Gebietern gesellen sich bald, wenn wir heranwachsen, die Lehrer und Erzieher. Gerade das, was wir am meisten wünschen und begehren, wird uns oft untersagt. Und nicht nur verderbliche Willensrichtungen werden von Haus und Schule bekämpft, auch an sich berechtigte Neigungen müssen um des höheren Erziehungszweckes willen lange Zeit hintangehalten werden. Der für die Tonkunst schwärmende Knabe wird oft unliebsam aus seinen Phantasien am Klavier oder aus seiner vertrauten Zwiesprache mit der Geige aufgeschreckt, um sich seinen Schularbeiten zu widmen. Der lyrische Träumer darf nicht lange

in Geibels weichen Reimen schwelgen oder in Platens klangreichen Rhythmen oder gar in eigenen poetischen Versuchen. Der philosophische Kopf muß vorerst auf die Lösung tiefsinniger Probleme verzichten, um seine Geisteskraft an mathematischen Aufgaben oder lateinischen Stilübungen zu versuchen.

Endlich ist die Zeit des Schulzwangs überstanden, und du atmest voller Behagen die Luft der Freiheit. Aber wie bald erweist sich das ersehnte Ziel als eine Täuschung, als eine Fata Morgana, die sich beim Herannahen in nichts auflöst! Willst du in die Armee eintreten, wo dir Glanz und Ehre winkt? Wohl! Wie gut steht dir das schmucke Kriegerkleid! Und wie stolz und frei darfst du jetzt mit männlichen Zügen die so lange verbotene Zigarre rauchen! Aber gar bald merkst du, daß so eng, wie der Kragen deiner Uniform, auch das Reich deiner Freiheit ist. Jetzt gilt es, im Sonnenbrand zu marschieren, Wache zu stehen in Nacht und Wind, den rauhen Tadel des Vorgesetzten schweigend zu ertragen. Das Antlitz der Pflicht, vordem so freundlich und mild, wird kalt, streng und drohend. Nein, die Freiheit hast du nicht gewonnen, sondern nur ein Joch mit dem anderen vertauscht. Oder willst du lieber im Handelsstand Geld und Gut erwerben oder als Landwirt auf ererbtem Grund und Boden dein Glück erbauen? Hier wirst du von Regen und Sonnenschein, dort oft von der Laune des Zufalls und dem unsicheren Stande der Welthändel oder gar von der Gunst der Kunden abhängen. Hier wie dort erwartet dich Arbeit und der ruhelose Kampf ums Dasein. Um das Schiff des Kaufmanns wie um das wohlgepflegte Roß des Gutsherrn schweben die Sorgen her. Nur durch Umsicht, Wachsamkeit und gründliche Erforschung der schwankenden Handelsverhältnisse gelingt es dem Geschäftsmann, günstige Einkäufe abzuschließen; nur durch pünktliche, sorgfältige und treue Ausführung der Aufträge kann er seine Kunden an sich fesseln oder neue gewinnen und die Mitbewerber aus dem Felde schlagen. Und der Landwirt? Selbst wenn der Regen seine Saaten tränkt und im Sonnenstrahl vielverheißend seine Ähren reifen, darf er dann im Vollgefühl seines Besitzes gemächlich ausruhen? Will er vorwärts kommen, so wird ihm wenig Zeit zum Müßiggang oder zu anderweitiger Tätig-

keit bleiben. Um den Fleiß seiner Leute zu fördern, muß er selbst fleißig sein, selbst früh aufstehen, selbst Umschau halten in Scheunen und Ställen, in Feld und Wald. Denn nur „das Auge des Herrn macht die Herde fett". Aber am meisten lockt dich wohl die vielgepriesene akademische Freiheit. Ach, sie ist kurz und rächt sich grausam, wenn du sie zum Müßiggange mißbrauchst. Die bevorstehende Not der Examina wirft ihren Schatten voraus und dämpft die überquellende Freiheitslust des Studenten. Soll ich nun von den tausend Pflichten des Amtes sprechen, die uns wie ebensoviele Fesseln binden, wenn sie auch, gottlob, nicht immer als solche empfunden werden? Soll ich von den weiteren und höheren Pflichten gegen den Staat sprechen, dem wir durch Gehorsam gegen die Obrigkeit, durch Soldatendienste, durch mancherlei Lasten und Ehrenämter, endlich durch Geldsteuern den Dank für den Schutz abzustatten haben, den er uns gegen äußere und innere Feinde gewährt?

Aber selbst damit ist der Kreis unserer Pflichten nicht geschlossen. Wer in der Gesellschaft und in der Öffentlichkeit leben will, sieht sich in seinem Handeln allenthalben durch den Zwang der Sitte und durch zahllose kleine Rücksichten eingeschränkt, die er gegen seine Mitmenschen zu beobachten hat. Die Pflicht der Höflichkeit bestimmt ihn, ein hartes Urteil über andere, mag es noch so gerecht sein, im Ausdruck zu mildern oder ganz in der Brust zu verschließen. Der Takt gebietet ihm, im gesellschaftlichen Verkehr Augen und Ohren offen und seine Zunge im Zaum zu halten, um nicht durch ein freies, wenn auch gutgemeintes Wort leichtempfindliche Gemüter zu verletzen. Lustwandelst du mit guten Freunden auf der Straße, so gehe nicht achtlos an den Spaziergängern vorüber, von denen mancher deinen respektvollen Gruß erwartet, lache nicht zu laut selbst über einen guten Witz und hüte dich ja, durch lebhaftes Schwenken der Arme dein Freiheitsgefühl dem hundertäugigen Publikum zu verraten. Dies alles verlangt die Klugheit und die gute Sitte. Und doch ist auch dies noch nicht genug. Selbst wenn du auf alle Gesetze und Pflichten, auf alle Sitten und Satzungen, auf alle Urteile, Gefühle und Stimmungen der Menschen achtest, so läufst du doch

vielleicht Gefahr, ein Gebot zu verletzen, das du allein vernimmst. Denn leise und dir fast unbewußt und doch verständlich genug mahnt und warnt dich das Gewissen, wenn dich selbstsüchtige Triebe zu Handlungen fortzureißen drohen, die zwar der öffentlichen Rüge entrückt sein mögen, aber nicht vor dem in dir waltenden Vernunftgesetz bestehen können. Dieses befiehlt dir, die Lüge zu verschmähen, auch wo sie nicht entlarvt werden kann, den Mühseligen und Beladenen zu helfen, auch wo du auf keinen Lohn bei den Mitmenschen zu rechnen hast, das dir zugefügte Unrecht nicht mit gleichem Unrecht zu erwidern, auch wo die Welt dich tadeln würde. Also zu den vielen Schranken, mit denen die Außenwelt das Gebiet deiner Freiheit einengt, errichtest du selbst noch eine, die sich oft stärker erweist als alle anderen.

So gibt es also wirklich keine Freiheit auf Erden? Eine absolute allerdings nicht. Wenn wir dennoch oft das Wort „Freiheit" im Munde führen, so verstehen wir darunter in der Regel nur die Unabhängigkeit von irgendeiner bestimmten Macht, die wir hinzudenken, ohne sie zu nennen. Als frei bezeichnen wir z. B. ein Volk, das sich nicht dem Willen eines fremden fügt, sondern lediglich nach eigener Neigung und Geistesart sein Leben gestaltet, aber auch in anderem Sinne ein solches, das in sich durch Ordnung, Recht und Gesetz vor despotischer Willkür geschützt ist. Frei heißt nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch einmal jeder Mensch, der keines anderen Eigentum ist, dann auch jeder Bürger eines modernen Verfassungsstaates, ein drittesmal jeder, der infolge seiner persönlichen Stellung die Gunst der Mächtigen oder überhaupt der Menschen entbehren kann.

Diese alle sind nicht frei im Goetheschen Sinne. Nun gibt es aber noch eine andere, höhere Freiheit, die des Willens, die uns in allen Lebenslagen fähig macht, das zu tun, was wir in unserm sittlichen Bewußtsein für recht und notwendig erachten. Diese Freiheit ist es, die Kant und Schiller lehren. Wir genießen sie aber nicht als ein fertiges Geschenk der Natur. Erst in strenger Selbstzucht, in hartem Kampfe mit unlauteren Gefühlen und Neigungen gelingt es, unserem Willen allmählich eine so sichere und unbeirrbare Richtung zu geben, daß

weder selbstische Wünsche noch äußere Gewalt ihn von dem als richtig erkannten Ziele ablenken können. Diese Freiheit, die edelste, die dem Menschen beschieden ist, kannst auch du erlangen. Nach ihr sollst du unablässig ringen; denn sie ziert den König wie den geringen Mann, sie gibt frohen Mut zur Arbeit und erfüllt dich mit jener Selbstachtung, welche die sicherste Grundlage der Zufriedenheit ist.[1])

Gehobene Prosa, die durch allerhand Figuren und Tropen belebt und poetisch angehaucht ist. Ausrufe sind ziemlich oft in der Einleitung verwandt, Fragen in den übrigen Abschnitten, namentlich bei Übergängen zu neuen Teilen. Apostrophe (du atmest u. ö.), Anapher (selbst, alle, auch wo), malende Beiwörter (dampfendes Tal, blauer Berg, hundertäugiges Publikum), Bilder (Antlitz der Pflicht, vertraute Zwiesprache mit der Geige, Herrschaft des Schlafes u. a.), Vergleich (wie an einem unsichtbaren Seile), Abwechselung im Ausdruck (dich preist, dir jauchzt, dir widmet Lieder), Individualisierung (Menschheit = Knabe, Mann, Jäger, Sohn der Kultur; Neigungen = Vorliebe für Klavier, Geige, poetische Versuche, philosophische Probleme), dreigliedriger Ausdruck (Umsicht, Wachsamkeit, Forschung; Ordnung, Recht und Gesetz; pünktlich, sorgfältig und treu; kalt, streng und drohend); Zitate aus Schillers Siegesfest (um das Schiff des — Kaufmanns schweben die Sorgen her), aus Lessing (es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten) und aus der Bibel (das Auge des Herrn macht die Herde fett). Vgl. auch „der in Ketten geborene Sklave“ mit Schillers „Worten des Glaubens“.

---

1) Es gibt äußere Freiheit (persönliche, soziale und politische) und innere Freiheit (Gedankenfreiheit und sittliche Freiheit); z. B. in Schillers Dramen handelt es sich um persönliche Freiheit bei Maria Stuart, Jungfrau (Schluß), Tell, um soziale in den Räubern und in Kabale und Liebe, um politische in Fiesko, Jungfrau, Tell, um geistige in Don Karlos, um sittliche bei Max Piccolomini.

46. Nicht der ist auf der Welt verwaist,
Dem Vater und Mutter gestorben,
Sondern der für Herz und Geist
Keine Lieb' und kein Wissen erworben[1])

von Heinrich Vockeradt (Programm des Gymnasiums zu Recklinghausen 1896).

Wer Vater und Mutter verloren, hat einen großen, unersetzlichen Verlust erlitten, ist aber gewöhnlich nicht verlassen. Denn mitleidige Herzen und mildtätige Hände öffnen sich für ihn; liebende Verwandte, gutherzige Nachbarn, vorsorgliche Gemeinde- und Stadtvorstände bemühen sich gemeinschaftlich, ihm den Weg durch das rauhe Leben zu ebnen. Von Vereinsamung und Verlassenheit kann also bei dem eigentlichen Waisenkinde kaum gesprochen werden. Wohl aber befinden sich in diesem Zustande jene unglücklichen Menschen, die ihre schönen Anlagen haben verkümmern lassen, die weder die edleren Neigungen ihres Herzens gepflegt, noch ihre Erkenntniskräfte ausgebildet haben, mit einem Worte die Herzlosen und die Unwissenden.

Der Herzlose verschließt sein Inneres gegen jedes Gefühl, das einen anderen betrifft als ihn selbst. Im Widerspruche mit der Natur seines Wesens, das nach seiner ganzen Anlage zum Verkehr mit anderen bestimmt ist, zieht er um sich eine siebenfache Mauer, innerhalb deren das eigene Ich wie ein Tyrann gebietet. Er hat keine Ahnung davon, daß in dem liebevollen Wirken für andere zugleich das höchste irdische Glück besteht, er kennt nicht die Wonne, die der Besitz eines liebenden Freundesherzens gewährt, er fühlt nicht das Entzücken, das aus den Dankestränen des unterstützten Armen entspringt, er entbehrt das Hochgefühl dessen, der für das Vaterland und für Gott erglüht, er hat nicht das erquickende Bewußtsein, gemeinschaftlich mit anderen nach hohen und begeisternden Zielen zu streben. Daher fehlt es ihm an dem wahren inneren Glücke. Mag er sich selbst im Überflusse irdischer Güter befinden, mag er sich von Genuß zu Genuß stürzen, die rechte Befriedigung

---

1) Friedrich Rückert, Vierzeilen.

findet er nicht, er gleicht trotzdem dem Dürstenden in der Wüste, es fehlt ihm der Labetrunk der Liebe zu anderen, die der Mensch seiner Natur nach nun einmal nicht entbehren kann. Wie viel schlimmer ist er noch daran, wenn ihn die Wogen des Unglücks ergreifen; denn hier besitzt er nicht wie der gute und brave Mensch ein kräftiges Steuerruder in dem Bewußtsein, daß er das Mißgeschick nicht verdient hat und schuldlos leidet. Nur zu oft sieht er nichts vor sich als den Abgrund der Verzweiflung und sucht seiner traurigen Lage durch Selbstvernichtung zu entgehen.

Der Herzlose entbehrt jedoch nicht nur des Genusses und Trostes, die ein liebevolles Herz schon durch das Bewußtsein dieses Zustandes gewährt, er entbehrt auch eines weiteren Glückes, das ihm von anderer Seite bereitet werden könnte. Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es wieder heraus, sagt der Volksmund. Wie das Echo nur dem Rufenden entgegenklingt, so öffnet sich das Herz der Mitmenschen auch nur dem Liebenden. Gatten- und Geschwisterliebe, Freundschaft und Treue beruhen auf Gegenseitigkeit. Auf alle Freuden, die diesen menschlichen Verhältnissen entspringen, muß daher der Herzlose verzichten. Befindet er sich in glücklichen Verhältnissen, so fehlt ihm gerade das, was das Glück erst zum Glücke macht, das Gefühl, es mit anderen zu teilen. „Ich kenne keine gröߑre Pein, wär' ich im Paradies allein", sagt Goethe mit Recht. Wie wenig schmeckt doch eine gute Mahlzeit, die man allein verzehrt, wie langweilig ist eine Reise, auf der man keinen Gefährten hat! Nach der Mitteilung an andere, nach der Teilnahme anderer hungert das von der Freude erfüllte Herz; wird dieser Hunger nicht gestillt, so fühlt es sich verlassen und verwaist mitten im Schoße des Glückes. Viel ärger martert dieses Gefühl der Verlassenheit den Lieblosen, der keine Gegenliebe erworben hat, im Unglücke. Wenn sich dem Verarmten keine milde Hand öffnet, wenn dem Hungernden niemand Speise und Trank darreicht, wenn dem Kranken niemand Trost und Erleichterung spendet, weil er es versäumte, die Herzen seiner Mitmenschen zu gewinnen, dann wird er sich vorkommen wie ein Aussätziger, den man aus dem Kreise der Gesunden treibt und im Elende verkommen läßt. Ein trauriges Ende ist oft auch hier das

Los des Unglücklichen. Er ist also tatsächlich in jeder Lebenslage verwaist und verlassen, weil er für sein Herz „keine Liebe erworben hat".

Nicht minder verwaist und verlassen erscheint aber auch der, welcher für seinen Geist „kein Wissen erworben hat". Rat- und hilflos steht er zunächst den Aufgaben gegenüber, deren Lösung Stand und Beruf von ihm fordern. Ein unwissender Arzt, ein geschäftsunkundiger Kaufmann, ein stümpernder Handwerker kommt aus einer Verlegenheit in die andere. Wie das kleine Kind, das noch nicht sicher auf den Beinen ist, wankt er mit unsicheren Schritten einher. Das ängstliche Gefühl der Unsicherheit legt sich wie ein Nachtfrost auf alles, was er beginnt, er wird nie seines Handelns so recht von Herzen froh. Mutlosigkeit und Verzagtheit bemächtigen sich seiner, und das Dasein wird ihm zu einer schweren Bürde. Auch in den verschiedenen Lebenslagen weiß er sich nicht zu nehmen und zu fassen. Ist er in äußerlich glücklichen Verhältnissen, so versteht er nicht recht, was er mit seinem Glücke anfangen soll. Um Reichtum und Wohlstand richtig zu genießen, muß man ja Wissen besitzen. Welch einen oberflächlichen Genuß bietet dem wohlhabenden Manne eine Reise, wenn er von den Gegenden und Menschen, die er zu sehen bekommt, keine Ahnung hat! Welch einen oberflächlichen Eindruck macht die Betrachtung eines Kunstwerkes auf einen Mann, dessen Kunstgeschmack nicht entwickelt ist! So bekommt jeder Lebensgenuß erst durch die geistige Bildung des Genießenden die rechte Tiefe und den rechten Wert. Für den Wissenden werden die Freuden des Lebens durch die Würzen und Zutaten aus seinem eigenen Innern zu einer köstlichen Mahlzeit, während sie dem Ungebildeten oft nur eine magere und unverdauliche Kost sind. Wehe aber dem Unwissenden, wenn er in die Netze des Unglücks gerät! Während sich der Begabte aus seinen Kenntnissen die Waffen schmiedet, um das Unglück zu bekämpfen, während er bei unabwendbarem Mißgeschick in seinen geistigen Besitztümern eine nie versiegende Quelle des Trostes findet, steht der Unwissende im Unglück völlig ratlos da, er ist wie vom Donner gerührt, weiß weder aus noch ein und stürzt sich, wie der Herzlose, nur zu leicht der Verzweiflung in die Arme.

So wird der Unwissende gleichsam von seinem eigenen Ich im Stiche gelassen; dasselbe widerfährt ihm von seinen Mitmenschen. Wer in seinem Berufe etwas leistet, zu dem strömen die Menschen oft in hellen Haufen, um seine Tätigkeit in Anspruch zu nehmen. Der tüchtige Arzt kann die Zahl der Kranken kaum bewältigen, der tüchtige Rechtsanwalt die Rechtsbedürftigen kaum befriedigen, der tüchtige Handwerker die Bestellungen kaum ausführen. Verdienst und Wohlstand, Ehre und Ansehen, Frohsinn und Freudigkeit beim Schaffen sind ihr Lohn. Den Unwissenden aber kann niemand gebrauchen. Verächtlich geht man an seiner Tür vorüber und hat kein Verlangen nach seinen Dienstleistungen. Verarmung und Dürftigkeit, Geringschätzung und Verachtung, Mißmut und Überdruß beim Schaffen sind sein Anteil, Vereinsamung und Ausstoßung sein Schicksal. Auch in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens wird er von anderen im Stiche gelassen. Man ist nicht begierig nach seiner Gesellschaft, weil man sich darin langweilt, man ärgert sich über seine beschränkten Ansichten, man macht ihn zur Zielscheibe des Spottes und Gelächters, ja man nimmt es ihm fast übel, wenn es ihm äußerlich gut geht, und betrachtet es fast als verdiente Strafe, wenn er ins Unglück gerät.

Von sich selbst und von der Welt verlassen, ist der Unwissende also in der Tat wie der Herzlose ein elendig Verwaister. Herzlosigkeit und Unwissenheit nehmen dem Menschen die Stützen des Daseins und werfen ihn in den trostlosen Abgrund jammervoller Verlassenheit. Herz und Geist zu bilden sollte daher die erste und höchste Aufgabe jedes Menschen sein, der es gut mit sich selber meint. Zwar sind auch hier, wie bei allem menschlichen Tun, gewisse Schwierigkeiten zu überwinden. Es gilt, die Leidenschaften und bösen Neigungen des Herzens zu bekämpfen und den Hang des Geistes zum Träumen und Nichtstun zu unterdrücken; beides läuft nicht ohne Schweißtropfen ab; aber dem Sieger winkt dafür auch herrlicher Lohn, der des „Schweißes der Edeln wert" ist.

Bilderreiche Sprache (der Herzlose zieht um sich eine siebenfache Mauer, der Labetrunk der Liebe, das Steuerruder des

Bewußtseins, der Abgrund der Verzweiflung, Netze des Unglücks, Waffen aus dem Wissen schmieden, Quelle des Trostes, Zielscheibe des Spottes, Wogen des Unglücks, Abgrund der Verlassenheit, Lohn winkt). Vergleiche (das Ich gebietet wie ein Tyrann, er gleicht dem Dürstenden in der Wüste, er kommt sich vor wie ein Aussätziger, er wankt wie das kleine Kind, Unsicherheit legt sich wie ein Nachtfrost auf alles, er ist wie vom Donner gerührt). Individualisierung (mitleidige Herzen, mildtätige Hände, liebende Verwandte, gutherzige Nachbarn, vorsorgliche Gemeindevorstände; Arzt, Kaufmann, Handwerker). Wechsel im Ausdruck (er kennt nicht die Wonne, er fühlt nicht das Entzücken, er entbehrt das Hochgefühl, er hat nicht das erquickende Bewußtsein). Wortpaarungen in Gruppen von je sechs Wörtern (Verdienst und Wohlstand, Ehre und Ansehen, Frohsinn und Freudigkeit; Verarmung und Dürftigkeit, Geringschätzung und Verachtung, Mißmut und Überdruß), aber auch sonst. Sprichwort (Wie man in den Wald hineinruft usf.). Dichterwort (Goethe: Ich kenne keine größ're Pein, wär' ich im Paradies allein; Klopstock: Lohn, der des Schweißes der Edeln wert ist). Mehrere Ausrufesätze.

47. Im Leben ist Vergessen nicht die letzte Tugend[1])

von Karl Menge (Entwürfe zu deutschen Aufsätzen).

Zu Themistokles, dem Manne, den nach dem Siege bei Marathon die Lorbeeren des Miltiades nicht schlafen ließen, der in den bangen Tagen vor der Schlacht von Salamis Tag und Nacht auf die Rettung Griechenlands bedacht war, der wenige Jahre nachher vom argivischen Strande tränenden Auges nach seiner undankbaren Vaterstadt hinüberschaute, zu diesem Manne mit dem klaren Verstande und vorzüglichen Gedächtnisse kam einst Simonides und erbot sich, ihn seine neue Kunst, die Mnemotechnik, zu lehren. Da antwortete seufzend der Held von Salamis: „Lehre mich lieber die Kunst zu vergessen!" Und er hat recht. Des Vergessen ist wirklich eine Kunst, ja der gedankenreiche Platen sagt

1) Als Schwäche bedauert, als Schuld selbst getadelt, gepriesen als Glück, ja zur Tugend geadelt, so vielfach zu messen ist das Vergessen (W. Gidionsen in Fricks Lehrproben, 65, S. 18 ff.).

am Schluß der Abassiden: „Im Leben ist Vergessen nicht die letzte Tugend", bezeichnet es also als eine hohe sittliche Leistung. Welches sind aber die Fälle, in denen, oder die Dinge, die wir aus sittlichen Gründen vergessen sollen?

Vor allem das Böse, was uns Mitmenschen zugefügt haben. Wenn uns diese durch ein Wort gekränkt oder in Blick und Miene verletzt haben, so wollen wir annehmen, daß dies in unbedachter Übereilung, aus unglücklichem Mißverständnis, in leidenschaftlicher Erregung geschehen und bald bereut worden ist, und wollen lieber dem Täter offen und mit der alten Freundlichkeit entgegenkommen, als daß wir aus jeder Kleinigkeit einen Kriegsfall machen und jedes Wort oder jede Miene auf die Goldwage legen. Wir dürfen eben gewisse Dinge gleichsam gar nicht sehen und hören und wollen lieber ein Auge zudrücken. Das wird freilich selten angehen, wenn unsere oder der Unserigen Ehre und Ansehen, Kredit und Stellung durch andere ernstlich gefährdet werden. Da ist Abwehr am Platze und oft genug geradezu geboten, aber sachliche und nicht persönliche und nur innerhalb der Grenzen berechtigter Notwehr. Dasselbe gilt in dem Falle, daß wir, um uns selbst zu erhalten, Ersatz für eine Schädigung an Hab und Gut beanspruchen müssen. Hat uns jemand solche Übel nicht wider besseres Wissen, sondern in dem guten Glauben, daß er berechtigte Interessen wahre, angetan, so haben wir eigentlich nicht einmal vom gewöhnlichen, menschlichen Standpunkte aus ein Recht, ihm zu grollen und das Geschehene, so schmerzlich es uns ist, lange nachzutragen.

Wie aber, wenn in der Tat die böse Absicht unverkennbar hervorgetreten ist? Dann scheiden sich freilich die Wege der Alltagsmoral und der höheren Sittlichkeit. „Wie du mir, so ich dir", lautet ein gangbares Sprichwort, und über das „Aug' um Auge, Zahn um Zahn" ist auch die Moral des Alten Testamentes nicht hinausgekommen. Aber bereits Sokrates hat sich in Platos Kriton zu der Forderung durchgerungen, der Gekränkte solle das Böse nicht vergelten. Habe ich es da noch nötig, auf jenes erhabenste aller christlichen Gebote hinzuweisen, das uns befiehlt, das uns zugefügte Böse nicht bloß zu vergessen und zu vergeben, sondern

geradezu mit Gutem zu erwidern? Und wenn schon der edle spartanische Gesetzgeber einen frechen Jüngling, der ihm ein Auge ausgeschlagen hatte und ihm von dem empörten Volke zur Bestrafung überwiesen war, durch seine Milde zu einem tüchtigen Menschen umwandelte, brauche ich da noch andere Beispiele wie das eines Aristides und eines Cäsars anzuführen oder auf die Heiligen der christlichen Kirche hinzuweisen?

Sie alle wußten, daß nicht bloß das ausdrückliche Gebot des Herrn solches tun heißt, sondern auch andere Erwägungen dazu bestimmen müssen. Wir sind ja allzumal Sünder, und Fehlen ist Menschenlos. Wie aber wollen wir für unsere Fehltritte gegen andere Nachsicht und Verzeihung von Gott und unseren Mitmenschen erhoffen, wenn wir uns selbst gegen sie unversöhnlich und unerbittlich zeigen? Betrachten wir lieber das uns Widerfahrene als eine Prüfung, wie David, den auf seiner Flucht vor Absalom Simei mit Steinen warf, als eine Vergeltung für Unrecht, wodurch wir selbst andere gekränkt haben. Und was erreichen wir denn bestenfalls, wenn wir unsere Rachepläne zäh festhalten und vollenden? Einen kurzen Rausch, dem wie jedem andern die Ernüchterung und oft die Reue folgt. Vielleicht sogar neues tatsächliches Leid, entweder von höherer Hand, wenn wir im Taumel des Rachetriumphes die schmale Grenze des Gesetzes oder Herkommens überschritten haben, oder von dem Bestraften und seinen Angehörigen, wenn diese nun zu unseren Todfeinden werden. Freilich eine schwere, vielleicht die schwerste Forderung ist es, erlittenes Unrecht zu vergessen, und darum sagt Schiller in der Braut von Messina (I, 4): „Der Siege göttlichster ist das Vergeben."

Es kann aber auch der Fall eintreten, daß wir fremdes Unrecht, das uns persönlich gar nicht betroffen hat, vergessen müssen. Was sollte sonst aus den Menschen werden, die in der Jugend durch eigenen Leichtsinn oder tückische Verführung zu Torheiten und Fehltritten, was aus den Unglücklichen, die durch einen bösen Hang, durch lockende Gelegenheit oder gar nur durch die Not des Augenblicks auch im späteren Leben zu Vergehen oder Schlimmerem hingerissen worden sind? Ist es menschlich, immer das Brandmal auf ihrer Stirn zu suchen oder gar anderen

zeigen zu wollen, besonders wenn sie sich bessern können? Ist doch so mancher gerade dadurch vor dem Wege der Besserung zurückgeschreckt, so mancher von dem schon betretenen wieder abgelenkt worden, daß er aus den Blicken und Worten der Menschen, denen er sich näherte, bei denen er in ehrlicher Arbeit sein Fortkommen suchen wollte, deutlich herauslas: „Du gehörst nun doch zu den Ausgestoßenen der Menschheit!“ Wohl ist solchen Leuten gegenüber, wenigstens bis sie sichere Beweise der Umkehr gegeben haben, Vorsicht berechtigt, aber keine verletzende. Gefällt nicht auch uns der Vater des verlornen Sohnes besser als dessen tugendstolzer Bruder, der nur einen Blick der Verachtung, ein Wort des Tadels für den Unglücklichen hat? Dem Vaterherzen braucht diese Vorschrift wohl kaum eingeschärft zu werden; sie liegt ihm im Blute. Aber auch der Lehrer, der Meister und jeder, der zu anderen im Verhältnis des Vorgesetzten steht, muß vergessen können, ebenso jeder andere Mensch, der überhaupt im Leben steht.

Weiterhin gilt es, Vorurteile und vorgefaßte Meinungen zu vergessen und abzulegen. Denn solche Irrtümer verleiten leicht zu verletzender Rücksichtslosigkeit, ja zu schreiender Ungerechtigkeit gegen einzelne Personen und gegen ganze Stände, Parteien, Religionsgesellschaften oder Völker. Gerade im gesellschaftlichen, staatlichen und kirchlichen Leben haben diese Vorurteile von jeher ihr böses Spiel getrieben und den Blick manches Würdenträgers getrübt, freilich auch oft genug auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiete dem Schönen und Richtigen den Weg versperrt. Da sie aber seltener durch persönliche Erfahrung als durch Herkunft und Erziehung in uns erwachsen, so lassen sie sich auch nicht leicht durch die Erfahrung beseitigen, und wenn dennoch die bessere Erkenntnis in uns durchdringt, so bleibt es immer noch eine sittliche Tat, ehrlich einzugestehen, daß wir einen langgehegten Irrtum aufgegeben haben und nun bereit sind zu „verehren, was wir verbrannt, zu verbrennen, was wir verehrt haben“.

Das ist kein geringes Opfer für unsere Eitelkeit und Selbstsucht, und eben diese macht es uns auch so schwer, die unseren Mitmenschen erwiesenen Wohltaten zu vergessen, während nicht

nur die Bibel lehrt, daß beim Wohltun unsere Linke nicht wissen soll, was die Rechte tut (Matth. 6, 3), sondern auch Goethe mahnt: „Was du Gutes tust, schreibe in Sand, was du empfängst, auf Marmorwand!“ und sogar ein Sprichwort verlangt: „Tue das Gute, wirf es ins Meer; sieht es der Fisch nicht, sieht es der Herr.“ Dagegen verlieren unsere Wohltaten, wenn wir uns und andere oft daran erinnern, ihren Wert und erscheinen nur als Ausfluß eines feinen, manchmal sogar eines groben Eigennutzes. Sie verlieren aber auch leicht ihren Wert für den Empfänger und können selbst beschämend und drückend für ihn werden. Mit Recht sagt daher Lessing: „Wahre Wohltäter haben selten Undankbare verpflichtet; aber die Wohltäter mit kleinen, eigennützigen Absichten, die sind es wert, daß sie Undank statt Erkenntlichkeit einwuchern.“ Und wie edel und selbstlos zeigen sich hierin die Haupthelden seiner Dramen Minna von Barnhelm und Nathan der Weise!

In einem Punkte aber ist der edle Tellheim weniger nachahmenswert als der weise Nathan: er kann sein Mißgeschick nicht einmal auf Augenblicke vergessen. Denn wenn auch nur der Tor die Lehren des Unglücks vergißt, andere Menschen aber durch Schaden klug werden, so wäre es doch verkehrt, beständig traurigen Erinnerungen nachzuhängen, fortwährend über gegenwärtigem Leid zu brüten und sich immer selbstquälerisch mit Vorstellungen von kommendem, mit überflüssigen und übertriebenen Sorgen zu tragen. Wer das tut, verkümmert sich selbst alle Lebensfreude, die doch nicht einmal dem Unglücklichsten gänzlich fehlt. Aber was noch schlimmer ist, ihm schwindet auch nur zu leicht alle Tatkraft und Schaffensfreude und damit meist die Möglichkeit zur Besserung seines Loses. Das und nicht etwa eine Beschönigung der Leichtfertigkeit liegt in den sprichwörtlich gewordenen Versen: „Glücklich ist, wer vergißt das, was nicht zu ändern ist“, sowie in Goethes Worten: „Wir Menschen werden wunderbar geprüft; wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht den holden Leichtsinn die Natur verliehn.“

Man sieht, die aufgezählten Fälle, in denen das Vergessen aus sittlichen und praktischen Gründen geboten ist, sind derartig, daß daneben auf anderen Gebieten die Vorschrift Solons vom lebenslänglichen Lernen wohl bestehen kann. Zu lernen und zu

behalten müssen wir alles suchen, was zum Verständnis der Natur und der Menschenwelt sowie zur Ausübung unseres Berufes gehört. Menschen aber, von denen man, wie von den Bourbonen nach ihrer Rückkehr nach Frankreich, sagen muß: „Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen", bleiben stets eine traurige Erscheinung.

Schulgerechte Abhandlung, die sachgemäß nach Art eines Aufsatzes die einschlägigen Punkte erörtert. Längere Gefüge (z. B. gleich bei Beginn) wechseln in angemessener Weise mit kurzen, der Ausdruck wird belebt durch rhetorische Fragen sowie durch eingestreute Sinnsprüche und Sprichwörter; zuweilen zeigt er dichterischen Schwung (z. B. wenn wir im Taumel des Rachetriumphs die schmale Grenze des Gesetzes überschreiten), so besonders, wenn Namen durch Umschreibung angedeutet werden, wie der Held von Salamis (Themistokles), der edle spartanische Gesetzgeber (Lykurg), von höherer Hand (von Gott). Volkstümliche Wendungen sind etwas auf die Goldwage legen und ein Auge zudrücken, Anklang an die Bibel bekundet der Satz „wir sind allzumal Sünder". Von Beiwörtern wird reicher Gebrauch gemacht, auch Wortdoppelungen sind nicht selten, überhaupt zeigt die Darstellung eine gewisse Fülle des Ausdrucks. Die Beispiele werden teils aus dem Altertum (griechische und römische Geschichte), teils aus dem täglichen Leben der Gegenwart, teils aus der Literatur (Bibel, Lessings Dramen) genommen. Fremdwörter begegnen ziemlich selten (Mnemotechnik, Interesse).

48. Das Wesen der Bildung

von Wilh. Heinrich Riehl (Religiöse Studien eines Weltkindes).

Unsere Kulturvölker sind nach Nationen und Stämmen und Staaten, nach Arbeit und Besitz, nach Sprache und Sitte, nach Glauben und Wissen unendlich reich und mitunter sehr schroff gegliedert. Wir unterscheiden aber in dieser wimmelnden Mannigfaltigkeit und über diese hinaus zwei große Gruppen des Volkstums, die naiv gesittete und die bewußt gebildete Schicht. Die Sitte erlebt man, die Bildung erlernt man. Die Sitte wird ererbt, die Bildung muß aus dem Erbe der Väter immer wieder neu

erworben und im Wiedererwerben gesteigert werden. Jeder Kulturmensch entwickelt sich auf Grund der Sitte und der Bildung; die eine Volksschicht erzieht sich mehr durch diese, die andere mehr durch jene, aber keine bleibt unberührt von beiden. Auch der einfältigste Bauer, der scheinbar ganz nach der Väter Weise lebt und arbeitet, hat doch ein Stück Bildung, und der gelehrteste Mann, der sogar auf der Straße tiefsinnig philosophierend einhergeht, huldigt doch der Sitte, indem er vor dem Begegnenden den Hut zieht.

Sitte und Bildung kämpfen miteinander, die eine mit der Kraft der ruhenden Abwehr, die andere mit der Energie des Angriffs. Keine wird völlig siegen. Denn die höchste Bildung ergründet und begreift erst recht den Wert der Sitte, in der das Individuellste unseres Volkslebens, zuletzt sogar unser nationaler Charakter wurzelt, und aus unserem nationalen Bildungsleben entwickeln sich immer wieder neue und höhere Sitten.

Allein gewiß ist doch, daß in unserer Zeit der Trieb nach bewußter und allgemeinster Bildung eine Macht und Ausdehnung gewonnen hat wie nie zuvor. Hierdurch gestaltete sich eine ganz neue und großartige soziale Erscheinung. Die Sprachen, die auf dem Standpunkt der naiven Gesittung die Völker trennen, tauschen sich aus in der gebildeten Welt und verbinden sie. Wir erlernen fremde Sprachen und reden von Weltsprachen, die eigentlich jeder Gebildete kennen, ja können soll. Mit diesen erwuchs eine neue Weltliteratur, die zugleich durch eine Übersetzungskunst vermittelt wird, wie sie keine frühere Zeit kannte. Die internationale Macht der Geistesarbeit ist unermeßlich gewachsen. Der Lebensberuf des Geistesschaffens hat sich in zwei mächtigen Gruppen entwickelt, welche frühere Epochen nur in ihren Anfängen kannten. Der Beruf der Arbeit für das öffentliche Leben in Staat und Gemeinde, Kirche und Schule hat einen früher nie erreichten Umfang gewonnen, und die freie Geistesarbeit in Künsten und Wissenschaften, Literatur und Zeitungswesen, die der freien Gefolgschaft der Nation, dem Publikum, dient, ist nach Fülle und Einfluß eine geradezu neue Erscheinung. Die exakten Wissenschaften verhalfen dem Landbau großen Stils, der Großindustrie und dem Großhandel zu ungeahntem Aufschwung. Mit einer neuen

Aristokratie des Besitzes verband sich eine neue Aristokratie der Bildung. Kein Wunder, daß jedermann nach Bildung strebt, und wer sie verachtet, der sagt es wenigstens nicht.

Die gebildete Welt hat ihre gemeinsamen Moden und Sitten, ihren gemeinsamen Rock und ihre gemeinsame Küche, sie weiß sich einig in einer gewissen Summe des Wissens, in gewissen sittlichen und humanen Grundsätzen. Wenn man freilich bei den einzelnen nachfragt, was sie unter Bildung verstehen, so lautet die Antwort sehr verschieden. Der naturwissenschaftlich Gebildete wird den künstlerisch Gebildeten, der nicht einmal weiß, aus welchen Elementen die Luft besteht, die er atmet, für sehr ungebildet halten, und dieser wird jenen für einen unwissenden Menschen erklären, wenn er nicht einmal weiß, wie viel Symphonien Beethoven geschrieben hat. Und doch können beide sehr gebildete Mitglieder der „gebildeten Gesellschaft" sein. Diese weiß sich eben hauptsächlich in der Außenseite der Bildung einig, in deren äußerlichsten und darum allgemeinsten Resultaten, aber sie ist mächtig in ihrem ausgleichenden, verbindenden und versöhnenden Wirken. Sie ist international und weltbürgerlich, aber in noch viel höherem Grade interkonfessionell wie der Freimaurerbund. Der religiöse Glaube ist das Individuellste, die gesellschaftliche Bildung das Allgemeinste: wie sollte man in dieser nach jenem fragen?

Sitte und Bildung werden sich immer gegenübergestellt, überdies beständig mit früheren Zuständen verglichen. Dabei laufen viele Superlative unter. Wortpaarungen sind nicht selten (Arbeit und Besitz, Sprache und Sitte, Glaube und Wissen, Macht und Ausdehnung, Staat und Gemeinde, Kirche und Schule, Künste und Wissenschaften, Literatur und Zeitungswesen). Bilder (wimmelnde Mannigfaltigkeit, der Charakter wurzelt, die Weltliteratur erwächst u. a.). Wechsel zwischen Aktiv, Passiv und Reflexiv (man erlebt, man erlernt; wird ererbt, muß erworben werden; entwickelt sich, erzieht sich). Abstraktes Substantiv statt des Adjektivs (Energie des Angriffes, Kraft der Abwehr). Vorangestellter Genetiv (nach der Väter Weise). Fremdwörter (naiv, nationaler Charakter, exakt, Aristokratie, human, Resultat, interkonfessionell, international). Anapher (gemeinsam).

49. Die Idee der Unsterblichkeit

von Gottlieb Leuchtenberger.

Der Mensch, der sich im lebendigen Bewußtsein seiner Pflichten als nützliches Glied in der Kette der Menschen betätigt, als Teil zum Wohle des Ganzen beiträgt, stirbt nicht ganz, wenn er stirbt; die Spuren seines Wirkens bleiben zurück, was er getan und geschaffen, ist nicht verloren im Leben des Ganzen.[1]) Aber viele streben noch höher hinaus; sie wollen sich ein dauerndes Gedächtnis stiften bei der Mit- und Nachwelt; sie suchen die Unsterblichkeit des Namens. „Reizvoll klinget des Ruhmes lockender Silberton in das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit ist ein großer Gedanke, ist des Schweißes der Edeln wert", ja, „von des Lebens Gütern allen ist der Ruhm das Höchste doch, wenn der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch". Es ist ein lockendes Ziel, Taten zu vollbringen, die mit Posaunenhall durch die Welt ziehen, Werke zu schaffen, die in ihrer Vollkommenheit der Nachwelt zum Muster dienen.[2])

Aber was hat der Mensch von jener Unsterblichkeit der Wirkung und von dieser des Namens, wenn er gestorben ist, falls ihm dann kein Bewußtsein mehr innewohnt, falls er ein Nichts ist, nirgendwie und nirgendwo? Daher sind diese beiden Formen der Unsterblichkeit niemals recht volkstümlich gewesen, wohl aber eine dritte, die Vorstellung von dem individuellen Fortleben des Geistes, von der Dauer der geistigen Persönlichkeit des Menschen auch nach dem Tode seines Körpers. Im Altertum ist es das Volk der Griechen, bei dem dieser Glaube zuerst hervortritt. Ursprünglich der Mittelpunkt ihrer großen religiösen Mysterien, wird die Fortdauer der Seele mit fortschreitender geistiger Aufklärung und sittlicher Zersetzung des Volkes mehr und mehr bezweifelt und be-

1) Schiller, Epigramm: „Vor dem Tode erschrickst du? Du wünschest unsterblich zu leben? Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt."

2) „Denn wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten" (Wallenstein, Prolog).

stritten. Aber da erhebt sich der größte Geist des Griechentums, Plato, legt seinem Sokrates den ersten großen, rein wissenschaftlichen Beweis für die Unsterblichkeit in den Mund und sammelt eine erlesene Schar hervorragender Männer um dieses Palladium der ewigen Geisteswürde des Menschen.

Infolge des gänzlichen Verfalls der Religiosität und Sittlichkeit der alten Welt erschien dann im 1. Jahrh. v. Chr. dieser Glaube fast überall völlig verdunkelt. Da brachte das Christentum die Idee des persönlichen Gottes, der, wenngleich der Welt enthoben, doch mit seinem Geist in allem und jedem gegenwärtig ist und in dem wir leben, weben und sind. Galt die Seele schon deshalb für göttlich und unzerstörbar, so auch darum, weil bei dem Erlösungswerk Jesu die Ewigkeit der Seele Voraussetzung war und Christus die Unsterblichkeitslehre praktisch durch seine Auferstehung besiegelt hatte. Dieses sichere Bewußtsein der Fortdauer des Geistes währte bis in die neuere Zeit, bis zu dem religiösen und sittlichen Verfall des 17. Jahrhunderts. Zuerst leugnete Spinoza das Fortleben der Seele, dann der englische Philosoph Locke, der es möglich, ja sehr wahrscheinlich fand, daß der Geist ein materielles Wesen sei; am entschiedensten verwarfen den Unsterblichkeitsglauben französische Vertreter der Aufklärung wie Diderot und La Mettrie. Diesem Empirismus oder Materialismus gegenüber steht der Idealismus eines Leibniz und Kant, die an der Fortdauer der Seele festhalten. Erst der infolge des Aufblühens der Naturwissenschaften entwickelte neuere Materialismus eines Moleschott, K. Vogt und Büchner leugnete wieder die Unsterblichkeit, weil er im Menschen nur einen Naturorganismus sah. Also je sinnlicher eine Zeit war, desto reger wurden Zweifel und Unglaube, je geistiger, desto mehr wuchs der Glaube an die Unsterblichkeit.

Wäre der Mensch nur ein sinnliches Wesen und wäre das, was wir seine geistigen Äußerungen nennen, nichts als die Wirkung seiner materiellen Organisation, so käme er wohl überhaupt gar nicht auf den Gedanken einer geistigen Fortdauer, da ja doch die körperliche nach seiner täglichen Erfahrung unmöglich ist. Nun ist aber der Mensch ein Doppelwesen, nicht bloß Körper, sondern

auch Geist, und von daher stammt der Glaube an ein selbständiges Geistesdasein nach dem Tode des Leibes. Alles Körperliche oder Materielle ist mit den fünf Sinnen wahrnehmbar, wenn man auch erst optische und akustische Instrumente anwenden oder chemische Prozeduren zum Zwecke dieser Wahrnehmungen machen müßte. Sollte sich also etwas finden, was für keinen der fünf Sinne wahrnehmbar gemacht werden kann, so wäre dieses sicherlich unkörperlich, immateriell. Ferner alles Materielle ist entweder weich oder hart, fest oder flüssig, warm oder kalt, groß oder klein, leicht oder schwer, es läßt sich daher auch durch sinnliche Mittel behandeln, zerlegen, messen, wägen. Sollte sich also etwas finden, was keine jener Eigenschaften hat, so ist es sicherlich etwas Immaterielles. Nun vergegenwärtige man sich die verschiedenen Funktionen unseres Denkens, Fühlens und Wollens, dieser drei Grundkräfte dessen, was wir Seele nennen. Wenn sich unsere Denktätigkeit in Worten oder Schriften, also durch materielle Mittel kundgibt, so wird sie in ihren Resultaten allerdings wahrnehmbar, aber den Vorgang des Denkens selbst hat noch nie ein Mensch wahrgenommen. Dasselbe gilt von unserem Fühlen, d. h. innerlichen Empfinden, und unserem Wollen. Also sind sie immateriell und die Geisteskraft unvergänglich.[1])

Der hervorragendste Zug der Darstellung ist das große Streben nach Deutlichkeit und Klarheit; daher der so stark ent-

---

1) Es gibt auch andere Beweise für die Unsterblichkeit der Seele, z. B. den teleologischen, der den Zweck (τέλος) ins Auge faßt, den der Mensch nach Maßgabe seiner Anlagen zu erreichen die Bestimmung hat. Weil er auf Erden nie sein eignes Ideal, d. h. das, was er werden soll, erreicht, so kommt er im Diesseits nie zum vollen Frieden, also muß er auf ein Fortleben im Jenseits rechnen, wo sich die in dieser Zeitlichkeit gehemmten Kräfte frei entfalten können. Der religiöse Mensch, insonderheit der Christ, der Jünger des Auferstandenen, weiß auch, daß wir alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Gottes; er hört des Herrn Wort: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubet, der wird leben; und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben."

wickelte Parallelismus der Sätze und Satzglieder, der uns an die Eigenart der orientalischen Poesie erinnert; daher die Erläuterungen mit „d. h.“ (Fühlen, d. h. innerliches Empfinden; sein Ideal, d. h. das, was er werden soll) und die Appositionen; daher Ausdrücke wie „in allem und jedem, es ist das Volk der Griechen, bei dem . . .“, ebenso die zahlreichen zwei- und dreigliedrigen Wortverbindungen wie „ewig und göttlich, göttlich und unzerstörbar, tun und schaffen, bezweifeln und bestreiten“, endlich die besondere Wortstellung (ist nicht verloren im Leben des Ganzen, sie wollen sich ein Gedächtnis stiften bei Mit- und Nachwelt). Zum Schmucke der Rede dienen die Zitate aus Klopstocks Ode „Züricher See“ (Reizvoll klinget), aus Schillers „Siegesfest“ (Von des Lebens Gütern) und aus der Bibel (in dem wir leben, weben und sind), ferner die rhetorischen Fragen, die Bilder (Kette der Menschheit, Palladium der Geisteswürde, Taten ziehen mit Posaunenhall u. a.). Die gelehrte Abhandlung verraten die zahlreichen Fremdwörter, die Vorliebe für abstrakte Substantiva (leugnet das Fortleben, verwarf den Unsterblichkeitsglauben, Gedanke einer Fortdauer u. a.), die häufigen Bedingungssätze mit wenn, falls und ohne Konjunktion, die Einräumungssätze mit wenngleich und wenn auch, die Begründungssätze mit weil und da, die Folgerungen mit also und daher u. a.

50. Das Persönliche im deutschen Schrifttum

von Jakob Wychgram (in Meyers Deutschem Volkstum).

Man macht oft die geographische Lage unseres Landes verantwortlich für den verhängnisvollen Zug zur Vereinzelung, der in unserer ganzen Geschichte gewaltet und unser politisches, wirtschaftliches und wohl auch geistiges Dasein häufig geschädigt, ja schwer gefährdet hat; und es ist nicht zu leugnen, daß die Gestalt des deutschen Bodens mittelpunktsflüchtige Strebungen ungemein begünstigt, aber der eigentliche Grund jener beherrschenden Erscheinung unserer Geschichte liegt doch wohl tiefer, er ist innerlich.

Wer die deutschen Lande des Nordwestens von Holstein bis zum Dollart durchwandert, jene Gebiete, wo kein römischer und kein slawischer Zusatz die ursprüngliche Art geändert hat, dem wird bald auffallen, daß die Menschen verstreut wohnen, auf einzelnen

Gehöften, weit voneinander getrennt. Das entspringt nicht der Beschaffenheit des Landes, sondern der eingeborenen Anlage der Menschen. Verschlossen gehen diese markigen Männer einher, des Wortes unfroh, jeder mit seinen Nächsten und seinem Gesinde eine Welt für sich darstellend, scheu und mißtrauisch nicht nur gegen den Fremden, sondern auch gegen den verwandten Nachbar. Aber wem es vergönnt ist, tiefer in diese Naturen hineinzublicken, der wird staunend gewahr, welch reiches inneres Leben unter dieser harten und vielfach unfreundlichen Hülle waltet; und zumal das eine tritt ihm immer wieder entgegen, jeder von diesen Männern stellt ein Besonderes dar und will ein Besonderes sein; in ihm, den wir ohne Bedenken den Typus des Deutschen überhaupt nennen dürfen, weil er unsere nationale Art am reinsten erhalten hat, lebt der Sinn für das Individuelle, die Liebe zu einem fast überreich ausgestalteten Innenleben, zur Einkehr in sich.[1])

Wir können die Überzeugung äußern, daß die Freude an der Persönlichkeit dem Deutschen mehr als anderen Nationen eigen ist. Gerade der Deutschen Größter hat das Wort gesprochen, daß das höchste Glück der Erdenkinder die Persönlichkeit sei, und das ist kein Zufall. In der deutschen Literatur herrscht von Anfang an bis zum heutigen Tage die Welt des Persönlichen; dessen wird man sich erst recht bewußt, wenn man das Schrifttum der romanischen Völker vergleicht. Auf den höchsten Höhen seiner Entwickelung fehlt allenthalben das rein um seiner selbst willen vorhandene persönliche Moment. Wo findet sich bei Corneille, bei Racine, bei Molière eine reich individualisierte Gestalt? Cid, Cinna, Athalia, Phädra und nun gar „der" Tartüff, „der" Geizige, „der" eingebildete Kranke, „der" Menschenfeind, alles sind nicht Einzel-

---

1) Die unendlich feinfühligen, reichbesaiteten Gestalten Th. Storms sind für diese Art bezeichnend. In dem romanisch durchsetzten Westen und Süden oder in dem slawisch beeinflußten Osten nimmt der Deutsche so starken Anteil an den Dingen, die außer ihm sind, an den Menschen und Einrichtungen, die ihn umgeben, daß er darüber etwas von sich selbst verliert.

wesen, sondern Typen. Der Franzose ist gesellschaftlich veranlagt, seine dichterischen Gestalten sind es nicht minder. Und wo wäre bei Dante, bei Tasso, bei Ariosto überhaupt die Freude an individualisierender und doch wieder auf das Ganze gerichteter Auffassung einer großen Persönlichkeit wahrnehmbar?

Wie anders in unserem Schrifttum! Gleich an seiner Schwelle erhebt sich die Gestalt des alten Hildebrand; er steht in einem Kampfe, der in rein menschlichem Verhältnis begründet ist und dessen Wirkungen in die Tiefe des Herzens greifen. Mitten in eine von Grund aus aufgeregte Gefühlswelt versetzt uns der Dichter; wer sich in die wenigen erhaltenen Zeilen versenkt, fühlt mächtig die sittliche Furcht und die Ergebung in das Unvermeidliche, das Bluten des Vaterherzens. Die unvergängliche Bedeutung unserer Volksepen, des Nibelungenliedes und der Gudrun, gründet sich gleichfalls auf die großen und tiefen Persönlichkeiten. Beide Lieder haben den Grundton der Treue, der sich in dieser beherrschenden Geltung und reichen Ausgestaltung nur in deutscher Dichtung findet. Die Treue erscheint durchaus nicht als eine Eigenschaft neben anderen, als ein Zug, der fehlen könnte, sondern als das, was den Personen das Gepräge gibt, als ihr Wesen und Sein. Und welch eine Gewalt des Persönlichen tritt nicht im Kunstepos hervor! Wie die neuere deutsche Dichtung und nur sie den Faust hat, so das deutsche Mittelalter und nur das deutsche den Parzival. Es ist wunderbar, ein französisch-keltischer Stoff wird zu uns übertragen, ein deutscher Dichter ahmt die fremde Form, ja bis zu einem gewissen Grade die Anordnung des ganzen Gebildes nach, und doch schreitet er weit über sein Vorbild hinaus durch die Vertiefung der Hauptperson. Der Parzival Wolframs trägt die Züge des oben gezeichneten deutschen Wesens; die Bedingungen seines Werdens liegen in ihm selbst, und alles, was ihm von außen her geschieht, dient doch nur einer inneren Entwickelung, es wird zum seelischen Besitz verarbeitet durch grüblerisches Nachdenken, durch beständige, groß und tief geartete Selbstbesinnung.

Auch andere Dichtungsarten, wie das Volkslied und das Kirchenlied, und andere Zeitabschnitte, wie das 18. Jahrhundert mit seinen klassischen Schöpfungen, liefern Beweise für unsere Ansicht. Ist es

nicht schon merkwürdig, daß der erste „nationale Gehalt", wie Goethe selbst sagte, in unsere Literatur durch eine alles überragende Persönlichkeit, durch Friedrich den Großen, kam? Ist es ferner nicht bezeichnend, daß, als Klopstock begann, die Wertschätzung und Verehrung altgermanischer Eigenschaften wieder zu pflegen und zu empfehlen, man diese Bestrebungen um eine Person gruppierte, der man zu diesem Zwecke ein geistiges Leben lieh, das sie vielleicht nie gehabt hatte, um Arminius? Ist es nicht eigentümlich, daß das Volk gerade dem Manne zujubelte, der zuerst statt aller jener Doris und Phyllis und Damon, die dem Deutschen nichts bedeuten, weil sie inhaltsleere Typen sind, wirkliche Menschen einführte? Und wenn sie Gieseke, Ebert oder sonstwie hießen, die Zeitgenossen fühlten, daß hier Freundschaften gefeiert wurden, die mit Menschen von Fleisch und Blut geschlossen waren.

Man geht nicht zu weit, wenn man von unseren beiden großen Klassikern behauptet, daß das persönliche Element in ihrem Leben und in ihrer Dichtung zum guten Teil ihre bedeutende Volkstümlichkeit, ihre außerordentliche Einwirkung auf alle Deutschen erklärt. Goethe selbst hat gesagt, daß alles, was er geschrieben habe, ein Bekenntnis sei. In der Tat sind fast alle seine Werke eine Widerspiegelung seiner individuellen Zustände; er gibt sich selbst. Seine Lieder sind alle durch eine „Gelegenheit aufgeregt", d. h. einer durchaus persönlichen Stimmung entsprungen, und auch in seinen großen Dichtungen tritt dieser hervorragend deutsche Zug beständig zutage. In Werther, Tasso, Iphigenie, Wilhelm Meister und Faust gipfelt das Persönliche; die ganze Fülle inneren Erlebens mit seinen quälenden, seinen erhebend begeisternden, seinen ruhig betrachtenden Bestandteilen und Augenblicken liegt darin. Bei Schiller werden wir diese Richtung unseres Gedankens nicht verfolgen dürfen, die Ausbeute würde gering sein. Dafür aber entspricht er in anderer Weise dem nationalen Bedürfnis; er ist der Schöpfer von Dramen mit großen, geschlossenen, tief angelegten Persönlichkeiten. Im Tell schuf er die volkstümlichste Gestalt, die unsere Dichtung überhaupt besitzt, aber auch in anderen Helden, wie im Wallenstein, findet der Deutsche die innersten Züge seines Wesens wie in einem glänzenden Spiegel aufgefangen. Gemischt aus riesiger, gewaltig

wollender Tatkraft und einem Hang zum Wägen und Grübeln, aus innerer Anschauung für das Wesen der Dinge und einem mystischen Zuge, der die erkannte Wirklichkeit wieder mit einem Gewebe von persönlichen, abergläubischen Auffassungen umspinnt, so steht der Feldherr da, germanischen Wesens voll wie Hamlet. In Maxens sonniger und Theklas wehmütiger Gestalt aber klingt das alte deutsche Thema an, daß früher Untergang das Los des Schönen auf der Erde ist, daß die reiche, hoffnungsvolle Entwickelung zur Persönlichkeit in der Blüte unterbrochen wird wie bei Siegfried und Konradin.

Die Romantiker setzen in dieser Hinsicht nur die Art Goethes und Schillers fort; das junge Deutschland tut dasselbe; und in unserer neueren Novellistik, insbesondere bei Storm und Heyse, hat dieser Zug so völlige Herrschaft über alle anderen Probleme errungen, daß ein Zweifel daran, ob er ein oder vielmehr das Zeichen deutschen Geistes sei, füglich nicht mehr bestehen kann.

S a c h l i c h e und auf bildlichen Schmuck fast verzichtende, aber k l a r e D a r s t e l l u n g. Der Verfasser sucht auf verschiedene Weise zu s p a n n e n, zunächst dadurch, daß er das Gegenteil zurückweist, bevor er seine Behauptung aufstellt (so in der Einleitung, so mehrfach sonst: nicht . . . aber, nicht . . . sondern, durchaus nicht . . . sondern), sodann durch Vorausschickung appositiver oder anderer Bestimmungen (um eine Person . . . um Arminius; eine alles überragende Persönlichkeit, Friedrich der Große). Ferner dienen dem Zwecke der H e r v o r h e b u n g Ausdrücke wie die Lande des Nordwestens, jene Gebiete, wo, mehrfache A n a p h e r n, mit Vorliebe gebrauchte A d v e r b i e n wie oft, häufig, vielfach und zahlreiche Einschränkungen mit nur. Die F r e m d w ö r t e r sind meist gemieden (z. B. mittelpunktsflüchtig für zentrifugal) oder dienen zur Abwechselung im Ausdruck (Literatur und Schrifttum, individuell und persönlich). B e l e b t wird die Darstellung durch gelegentliche Fragen und Ausrufe, durch mehrfache Zitate aus Goethe, einige kurze Vergleiche (in der zweiten Hälfte) und durch die besonders bei Dichtern übliche Voranstellung des Genetivs (des Wortes unfroh, der Deutschen Größter, germanischen Wesens voll, Theklas wehmütige Gestalt).

51. Idealismus und Realismus

von G. Richter (Lehrproben von Frick Bd. 31).

Die großen Aufgaben, die das Menschengeschlecht in seiner fortschreitenden Entwickelung zu lösen hat, treten nacheinander auf. Jeder Zeitraum hat ein besonderes Problem, das ihm sein geschichtliches Gepräge verleiht, gleichsam ein Leitmotiv, das für die darin hervortretenden Bestrebungen den Grundton angibt. Mit dem 16. Jahrhundert beginnt der Riesenkampf zur Befreiung der Menschheit, der jetzt noch nicht beendet ist. Zunächst gilt es, die Freiheit des Glaubens und des Gewissens zu erringen, wodurch ein dreißigjähriger Krieg über unser Vaterland heraufbeschworen wird. Dann treten politische und wissenschaftliche Aufgaben in den Vordergrund. Innerhalb der Staaten befreien sich die Völker von dem Druck und Zwang der feudalen Stände und Vorrechte. Weiter folgen im 18. Jahrhundert die gewaltigen Bildungskämpfe zur Erlösung der Menschen von Unwissenheit, Aberglauben, Unduldsamkeit und Vorurteil und als ihre schönste Frucht die Idealwelt des modernen Humanismus und Klassizismus.

Welch ein unermeßlicher Reichtum edelster Schöpfungen zieht an unserem Blick vorüber, wenn wir von Goethe, Schiller und Herder, von Kant, Fichte und Schelling, von Schleiermacher, F. A. Wolf und W. v. Humboldt reden! Ihrer Führung folgten damals die Gebildeten unseres Volkes, mit den von ihnen verkündeten Idealen bereicherten die Besten ihren Geist, ihre Weltanschauung war das Wahrzeichen, das die Anhänger der verschiedensten Glaubensbekenntnisse zu einer großen Gemeinde verband. Humanität hieß das Losungswort der Zeit, das Ziel aller Bildungsarbeit. Ein edles Menschentum, eine schöne, menschlich freie Persönlichkeit in sich auszubilden, das Leben mit sich und anderen nach diesem Ideal zu gestalten, das Schöne, Wahre und Gute um seiner selbst willen zu verwirklichen und aus dem Reich dieser Ideale immer aufs neue die stärksten Antriebe, die besten Lebenskräfte für sich zu gewinnen, das nannte jene Zeit allein ein menschenwürdiges Leben führen. In diesem Sinne sprach Rückert in einem Epigramm: „Vor jedem steht ein Bild des, das er werden soll; solang er das nicht ist,

ist nicht sein Friede voll." Diese Bildungsarbeit brachte aber, indem sie den Idealmenschen, dem sie zustrebte, ausdrücklich von dem an das Naturleben gebundenen Menschen unterschied, zugleich auch die Schöpfung einer idealen Welt mit sich, die von der der gemeinen Wirklichkeit durchaus verschieden war.

Und eine solche Innenwelt, die man sich schuf, schien den Vorgängen des äußeren Lebens gänzlich überlegen zu sein. Nicht die Arbeit an dessen Ordnung und Ausbau, sondern die höhere Gestaltung des Geistigen war die vornehmere Aufgabe des Daseins, nicht das Nützliche und Praktische, sondern das Schöne und an sich Wertvolle bildeten den Zauberkreis, in dem die rein auf sich gestellte und heiter in sich befriedete schöne Persönlichkeit wahrhaft glücklich war. Die Einseitigkeit der geschilderten Lebensrichtung läßt sich freilich nicht verkennen, aber leicht erklären; denn sie ist geschichtlich begründet. In Staat und Kirche war damals das Leben erstarrt, hier konnte ein höheres Bedürfnis kein Genüge finden; ist's da ein Wunder, wenn gerade die Höchststrebenden der gemeinen Wirklichkeit den Rücken wandten und in ein Reich der Ideale flüchteten, wo ihre höhere Natur die eigentliche Heimat fand? Jedenfalls erzeugt dieser ideale Drang der Geister bei aller Beschränkung und Anspruchslosigkeit des äußeren Lebens eine Freudigkeit, eine Sicherheit, eine Schönheit, einen Reichtum des Daseins, von dem wir heutigen Menschen kaum noch eine Vorstellung haben. Und eine Fülle geistiger Güter edelster Art hat das von jener Lebensrichtung getragene Schaffen hervorgebracht, die für alle Zeiten zu den höchsten Besitztümern der gebildeten Menschheit gehören werden.

Anders geartet ist das 19. Jahrhundert. Es gibt keinen Zeitraum in der Menschheitsgeschichte, in dem die politischen Kämpfe, die äußeren wie die inneren, alle Schichten der Bevölkerung so ergriffen und durchdrungen hätten. Im gemeinsamen Ringen gegen die Napoleonische Weltherrschaft erwacht der Freiheitsdrang und das politische Kraftbewußtsein der Menschen, man fühlt, was es heißt, eine Nation zu sein. Der Nationalitätsgedanke, geboren im Kampfe gegen fremde Unterdrückung, führt zur Losreißung der spanischen und portugiesischen Kolonien in Amerika, zur Befreiung der Hellenen vom türkischen Joch, zur Trennung Belgiens von Hol-

land, zur Befreiung der deutschen Herzogtümer von Dänemark, zur Aufrichtung der mächtigen Einheitsstaaten von Deutschland und Italien, zur Bildung unabhängiger Länder auf dem Boden der europäischen Türkei. Diese Kämpfe ergreifen die Völker in ihren innersten Tiefen, hinter dem nationalpolitischen Gesichtspunkte treten alle anderen weit zurück. Gleichzeitig hat sich auch die Idee der bürgerlichen Freiheit, der Grundsatz des Konstitutionalismus allenthalben in den gebildeten Staaten des Festlandes siegreich durchgerungen, in Landtagen und Vertretungskörpern allerart nimmt das Volk durch seine Erwählten teil an Regierung und Gesetzgebung, die fortschreitende soziale Entwickelung vervielfältigt die Aufgaben des Staates, erhöht und veredelt seinen Begriff als Schöpfung einer von sittlichen Kräften beseelten und zum gleichmäßigen Schutz aller Schichten berufenen Gemeinschaft.

Welche Fülle neuer Aufgaben für den Bürger! Im alten Staate sorgten Regierung und Polizei, die niederen Klassen lebten in dienender Unterwürfigkeit, die Gebildeten wandten sich unwillig von der Öffentlichkeit ab und flüchteten in das Reich der Literatur und Kunst. Nun aber war, wie uns schon die Betrachtung der Stein-Hardenbergschen Gesetzgebung zeigt, die Arbeit an den öffentlichen Aufgaben in Stadt und Land den Bürgern selbst überwiesen. Besteuerung, Schulwesen, Armenpflege, Straßenbau, Feuerlöschwesen, Verwaltung und Bewirtschaftung des öffentlichen Eigentums, Sparkassen, Kranken- und Arbeitshäuser und vieles andere nahm jetzt Kraft und Einsicht aller Bevölkerungskreise in Anspruch. In den Gemeinderäten, Kreis- und Provinzialversammlungen, Landesvertretungen finden sich alle Stände zusammen, der hochadlige Grundherr mit dem Bauern, der Beamte mit dem Industriellen, der Gelehrte mit dem Handwerker. Die Standesunterschiede verwischen sich, der Zug der Gleichheit geht durch das öffentliche Leben, durch geistige Kraft kann auch der Niedriggeborene und Unbemittelte in die ersten Reihen treten. Welcher Sporn für den Ehrgeiz, für den edlen wie für den schlimmen, welche Steigerung des Daseins, welche Spannung und Ausdehnung der Kräfte des einzelnen! Die Neigung zur Literatur und Kunst tritt hinter dem politischen Tagesinteresse zurück, sie wird mehr Sache einer be-

quemen Erholung von aufreibender Lebensarbeit als ernster Selbstzweck innerer Bildung. Ja das Schrifttum selbst tritt in den Dienst der Tagesfragen und der politischen Kämpfe.

Neben die Beschäftigung mit staatlichen Aufgaben ist gebieterisch die mit wirtschaftlichen und sozialen Fragen getreten. Und hier zeigt sich am augenfälligsten der Einfluß der Wissenschaft auf das Leben. Auch darin ist unser Jahrhundert allen anderen überlegen, noch nie vorher hatten sich die herrschende Wissenschaft und das praktische Leben so innig durchdrungen. Sowohl durch ihren Einfluß auf die gesamte geistige Kultur als auch durch die von ihr bewirkte Umwälzung des Wirtschaftslebens der Völker ist die Naturwissenschaft zur gebietenden Macht des Zeitalters geworden. Die Anwendung der Dampfkraft und der Elektrizität auf Gütererzeugung und Verkehr beseitigte die Schranken von Raum und Zeit, setzte jeden einzelnen in unmittelbare Berührung mit dem ganzen Weltgeschehen, gestaltete alle wirtschaftlichen Verhältnisse in noch nie gesehener Weise um. Eine neue Technik, eine neue Industrie, eine neue Art der Bodenbewirtschaftung, überhaupt eine ganz neue Art menschlicher Arbeit entsteht. Die Ansammlung von Menschenmassen zur Bedienung der Maschinen in den großen Anlagen der modernen Fabriken schafft eine neue gesellschaftliche Schicht. Das uralte Menschheitsproblem der sozialen Frage steigt riesengroß vor uns auf und fordert drohend seine endgültige Lösung. Der Staat hat die schwere Aufgabe in die Hand genommen, das soziale Elend zu mildern durch eine Gesetzgebung, die den Schutz der wirtschaftlich Schwachen auf ihre Fahne schreibt. Aber das ist klar, nicht durch ein sinniges Verweilen in, durch ein künstlerisches Arbeiten an einer phantasieverklärten, idealen Schönheitswelt sind diese Fragen zu lösen, sondern nur durch tatkräftige Hingabe an das reale Leben, an die gegenständliche Welt, die uns in Natur und Geschichte umgibt. So sehen wir, die Wendung von der Innenwelt zur Außenwelt hat eintreten müssen, um einen großen geschichtlichen Fortschritt zu ermöglichen.

Der Abschnitt ist einer Rede entnommen, die, wie natürlich, lebendige und schwungvolle Darstellung aufweist. So er-

klärt sich der wiederholte Gebrauch des erzählenden Präsens, so die oft vorkommenden Ausrufe, die kühnen Bilder (z. B. das Problem steigt riesengroß vor uns auf und fordert drohend seine Lösung). Superlative sind an der Tagesordnung, ebenso steigernde Ausdrücke wie riesengroß, Riesenkampf, Riesenaufgabe. Seltenere Zusammensetzungen erscheinen, z. B. Zauberkreis, Bildungskampf, Weltgeschehen, phantasieverklärte Schönheitswelt, hochstrebende Idealwelt, Menschheitsproblem, Menschheitsgeschichte). Fremdwörter finden sich öfter, um Abwechselung im Ausdruck zu schaffen (Problem neben Aufgabe, Literatur neben Schrifttum, Interesse neben Neigung, politisch neben Staats-). Bezeichnend für die Wiedergabe des gesprochenen Wortes ist die mehrfach auftretende Beiordnung an Stelle der Unterordnung (das ist klar, diese Fragen sind zu lösen; so sehen wir, die Wendung hat eintreten müssen). Aus dem Streben nach Deutlichkeit erklärt sich die Neigung, einen Gedanken mehrmals in verschiedener Form vorzubringen oder etwas erläuternd zu verdeutlichen (z. B. den Begriff der Humanität). Weniger lobenswert erscheint die Vorliebe dafür, Partizipien mit allerhand Bestimmungen zu beschweren (nach einem die ganze europäische Menschheit ergreifenden Ringen; die rein auf sich gestellte und heiter in sich befriedete schöne Persönlichkeit; eine von sittlichen Kräften beseelte und zum gleichmäßigen Schutz aller Schichten berufene Gemeinschaft).

52. Von den Fliegen des Marktes

von Friedrich Nietzsche (Also sprach Zarathustra).

Fliehe, mein Freund, in die Einsamkeit! Ich sehe dich betäubt von dem Lärm der großen Männer und zerstochen von den Stacheln der kleinen. Würdig wissen Wald und Fels mit dir zu schweigen. Gleiche wieder dem Baume, den du liebst, dem breitästigen: still und aufhorchend hängt er über dem Meere. Wo die Einsamkeit aufhört, da beginnt der Markt; und wo der Markt beginnt, da beginnt auch der Lärm der großen Schauspieler und das Geschwirr der giftigen Fliegen. In der Welt taugen die besten Dinge noch nichts ohne einen, der sie erst aufführt: große Männer heißt das Volk diese Aufführer. Wenig begreift das Volk das Große, das ist das Schaffende. Aber Sinn hat es für alle Aufführer und Schauspieler

großer Sachen. Um die Erfinder von neuen Werten dreht sich die Welt; unsichtbar dreht sie sich. Doch um die Schauspieler dreht sich das Volk und der Ruhm: so ist es der Welt Lauf. Geist hat der Schauspieler, doch wenig Gewissen des Geistes. Er glaubt immer an das, womit er am stärksten Glauben macht, Glauben an sich macht. Morgen hat er einen neuen Glauben und übermorgen einen neueren. Rasche Sinne hat er gleich dem Volke und veränderliche Witterungen... Abseits vom Markte und Ruhme begibt sich alles Große, abseits vom Markte und Ruhme wohnten von je die Erfinder neuer Werte. Fliehe, mein Freund, in die Einsamkeit! Ich sehe dich von giftigen Fliegen zerstochen. Fliehe dorthin, wo rauhe, starke Luft weht! Fliehe in deine Einsamkeit! Du lebtest den Kleinen und Erbärmlichen zu nahe. Fliehe vor ihrer unsichtbaren Rache! Gegen dich sind sie nichts als Rache. Hebe nicht mehr den Arm gegen sie! Unzählbar sind sie, und es ist nicht dein Los, Fliegenwedel zu sein. Unzählbar sind diese Kleinen und Erbärmlichen, und manchem stolzen Baue gereichten schon Regentropfen und Unkraut zum Untergange. Du bist kein Stein, aber schon wurdest du hohl von vielen Tropfen. Zerbrechen und zerbersten wirst du mir noch von vielen Tropfen. Ermüdet sehe ich dich durch die giftigen Fliegen, blutig geritzt sehe ich dich an hundert Stellen; und dein Stolz will nicht einmal zürnen. Sie summen um dich auch mit ihrem Lobe. Zudringlichkeit ist ihr Loben. Sie wollen die Nähe deiner Haut und deines Blutes. Vor dir fühlen sie sich klein, und ihre Niedrigkeit glimmt und glüht gegen dich in unsichtbarer Rache.

Die Darstellung bewegt sich in lauter kurzen Aphorismen, nirgends findet sich eine längere Periode; überall spielt der Gegensatz eine große Rolle: die beiden ihrem Gedanken nach zusammengehörigen Sätze enthalten gewöhnlich eine Antithese. Nachdrucksvolle Hervorhebung des attributiven Eigenschaftswortes (dem Baume, dem breitästigen) durch Nachstellung. Nachdruck durch Wiederholung eines Begriffes mit Hinzufügung eines neuen (um die Erfinder von neuen Werten dreht sich die Welt, unsichtbar dreht sie sich, womit er am stärksten Glauben macht, Glauben an sich macht) oder durch einfache Wiederholung an der

Spitze des Satzes (abseits vom Markte und Ruhme begibt sich alles Große, abseits vom Markte und Ruhme wohnen . .; fliehe in die Einsamkeit, fliehe, fliehe in die Einsamkeit, fliehe; unzählbar, unzählbar) oder am Satzschlusse (von vielen Tropfen, von vielen Tropfen). Stabreim: fliehe: Freund; zerstochen: Stacheln; würdig: wissen: Wald; glimmt: glüht). Neubildung: Aufführer. Naturbeseelung. Der aufhorchende Baum. In dem ganzen Stück wird das Menschenleben unter dem Bilde des Naturlebens vorgeführt (Fliegen des Marktes, Wassertropfen, die den Stein höhlen).

Nietzsche, Bruchstück über Lesen und Schreiben: „Es ist die rechte Zeit, sich mit der deutschen Sprache endlich einmal artistisch zu befassen, es muß ein Handwerk entstehen, damit daraus eine Kunst werde . . . Keins der jetzigen Kulturvölker hat eine so schlechte Prosa wie das deutsche. Der Grund davon ist, daß der Deutsche nur die improvisierte Prosa kennt. An einer Seite Prosa wie an einer Bildsäule arbeiten kommt ihm vor, als ob man ihm aus dem Fabellande vorerzählte.“ R. M. Meyer, Nietzsches Zarathustra, Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. 1907, S. 441: Nietzsche verdankt der langjährigen intensiven Beschäftigung mit der antiken Literatur und besonders auch mit der philosophischen Prosa der Hellenen die völlige Loslösung von dem traditionellen Gelehrtendeutsch. Eine andere, innere Verwandtschaft zog ihn zu den Franzosen, und auch die klare, durchsichtige, übersichtlich zugespitzte Eleganz ihrer populären Philosophie half sein Deutsch erziehen. Erst an dritter Stelle möchte ich seine einheimischen Lehrer nennen: Lessing, Goethe, Hölderlin, Schopenhauer. Nietzsches Stil zeichnet ein feierlicher Rhythmus aus, durch wirksame Pausen markiert, ferner eine strenge Wortwahl nach dem Grundsatze der sachlichen Vornehmheit. Diese machte sich durch die Anpassung an den Bibelstil mit seinen Parallelismen, seinen einfachen, großartigen Metaphern, seinen kurzen, scharfen Sätzen fast von selbst. Dazu kam noch etwas aus dem Eigensten. So die Lust an musikalischen Wirkungen nicht nur im Abstimmen der Urteile und Silben, sondern auch im übertragenen Sinne. Unmittelbar neben dieser Freude am Spiel mit dem Klang steht die am Spiel mit dem Sinn: In dem Behagen am Wortspiel trifft wieder Nietzsches Eigenart mit der des Orients zusammen, z. B. „Ist alles Klagen nicht ein Anklagen?“

Wiesenthal, Nietzsche und die griechische Sophistik, in der Zeitschr. „Humanist. Gymnasium“ 1904, S. 168: „Dem Zauber von Nietzsches Sprache kann sich weder Gegner noch Anhänger entziehen, mit dieser

berückenden Rhetorik seiner Aphorismen reißt er auch kühle Köpfe in den Bannkreis seiner rückwärts gerichteten Umwertungen. Alle Künste des Stils handhabt er mit vollendeter Meisterschaft. Das gleißt und funkelt in seinen scharf geschliffenen und zugespitzten Perioden, daß die Augen geblendet, die Leser hypnotisiert werden. In seiner Antibibel, dem symbolischen Werke: „Also sprach Zarathustra" steigert sich seine Sprache zu dichterischem Schwunge mit prachtvollen Bildern und Gleichnissen und glücklichen Neubildungen; den Prophetenton zu treffen muß ihm hier auch der Sprachgeist der Psalmen und der neutestamentlichen Herrenreden dienen. So überrascht er mit seiner Sprachkunst den Verstand, umschmeichelt mit dem musikalischen Klang seiner Worte das Ohr, berauscht mit farbenprächtigen Bildern die Phantasie und betäubt das Urteil. Die Wirkung ist die eines stark gewürzten narkotischen Trankes."

53. Das Glück des Weisen

von Joh. Peter Hebel (Vermischte Aufsätze).

Weise ist der Mann, der aus den Händen des Glückes nicht mehr verlangt, als er bedarf, und der seine Ruhe nicht in der Befriedigung, sondern in der Mäßigung seiner Begierden sucht. Kann er sich auch nicht in Seide und Purpur hüllen; er will nur seine Blöße decken. Reizen auch Indiens Gewürze und Zyperns Wein seinen Gaumen nicht; er will nur seinen Körper nähren und seine Kräfte unterstützen. Keine Marmorsäulen tragen sein Dach, aber es schützt ihn gegen die Stürme des Himmels. Er wird nicht unter den Reichen, nicht unter den Angesehenen seines Volkes gepriesen; ihm genügt der Name eines guten Menschen, eines friedlichen Bürgers, eines treuen Familienvaters. Er sieht sich nicht von Schmeichlern umlagert, kein Schwarm von Dienern wartet auf seine Befehle, keine Klienten huldigen ihm, keine Fremden drängen sich zu seiner Bekanntschaft, ihm genügt ein Freund. Um sich sein mäßiges Glück zu gönnen, gönnt er jedem anderen sein großes.

Das wahre und sichere Glück des Lebens liegt nicht außer uns, sondern in uns; nicht in den Goldkisten, nicht in dem Adelsbriefe, nicht in dem schäumenden Pokal, sondern in dem ruhigen, zur Freude rein gestimmten Herzen. Wer mit einer Brust voll ungezähmter

brennender Leidenschaft seine Ruhe im Reichtum oder im Stande sucht, findet sie nie. Er hat eine Million gehäuft, und findet sie nicht; er häuft die zweite, und findet sie noch nicht. Er ist aus dem Staube in die Ratsstube, in das Kabinett des Fürsten, an die Spitze einer Armee, auf den Thron gestiegen; immer höher und nie erreichbar stieg sie vor ihm auf, je höher er selber stieg; selbst auf dem Throne sitzt sie nur für den, der sie auf den Thron mitbringt. Nur der Zufriedene, der seine Wünsche auf das beschränkt, was Natur und Glück und Fleiß ihm gewährt, und in dessen Besitz und Genuß seine Wünsche befriedigt sieht, nur er hat Ruhe und für die Freuden des Lebens einen offenen Sinn. Nur ihm lächelt der Frühling mit seinen Blüten, ihm schwanken die Gipfel des Blütenhains in der kraftbewegten Luft; ihm flüstert die vertrauliche Quelle. Sanfter Schlummer besucht seine Lagerstätte, während auf seidenen Polstern den Reichen die Sorgen, den Ehrsüchtigen der Neid, den Schwächling die Sünden quälen und der Ausschweifende sich in lärmenden Sälen zum Schwächling entkräftet; und mit leichtem Sinn und leichtem Herzen wacht er am Morgen auf, begrüßt die wiederkehrende Sonne und hat ein offenes Herz für alle neuen Freuden der Natur. Um sich ein gemäßigtes Glück zu gönnen, gönnt er jedem anderen sein größeres. Dankbar und mit Vertrauen blickt er zum Himmel auf, der die Wage des Schicksals hält. Ohne Reue schaut er in die Vergangenheit, ohne Furcht in die Zukunft. Untreu ist jeder andere Besitz, unentreißbar nur der, den wir im Herzen tragen.

Wie der Grundgedanke, so erinnert auch die Art der Darstellung an das Vorbild des Horaz. Ausdrücke wie Indiens Gewürze und Zyperns Weine reizen seinen Gaumen nicht, sanfter Schlummer besucht seine Lagerstätte, während auf seidenen Polstern den Reichen die Sorgen quälen sind ganz in der Weise des römischen Dichters gehalten. Die Wendung „der die Wage des Schicksals hält“ ist homerisch. Der Satzbau ist einfach: fast nur Hauptsätze. Besonders wirksam sind die zahlreichen Antithesen (daher mehrfach: nicht .. sondern; kann er auch nicht .. er will nur u. a.), der Parallelismus der Sätze: er hat gehäuft .. er häuft; er ist gestiegen .. sie stieg; Vergangenheit .. Zukunft; untreu .. unentreißbar u. a., und die

Anaphern: kein.. kein, nicht unter.. nicht unter, nur.. nur.. nur; ohne.. ohne, leicht.. leicht. Ein Satz kehrt am Schluß des ersten Abschnittes und gegen Ende des zweiten fast unverändert wieder und darin ist der Konzinnität zuliebe vor gönnt gönnen statt verschaffen eingesetzt. Sehr häufig ist Zerlegung (Distribution oder Individualisierung) eines Begriffs: Seide und Purpur (kostbare Kleidung), Gewürze und Wein (kostbare Nahrungsmittel), den Körper nähren und die Kräfte unterstützen (= sein Leben fristen), Name eines guten Menschen, friedlichen Bürgers, treuen Familienvaters (= guter Name), Schmeichlers, Diener, Klienten, Fremde (= viele andere Menschen), Goldkisten, Adelsbrief, Pokal (= äußere Genüsse), Ratsstube, Kabinett, Spitze der Armee, Thron (= hohe Stellung). Personifikation: Aus den Händen des Glücks, die Stufe steigt vor ihm auf, sie sitzt auf dem Throne, der Frühling lächelt ihm, die Quelle fließt ihm, der Schlummer besucht seine Lagerstätte. Malerische Ausdrücke: Gipfel des Blütenhains, seidene Polster, Stürme des Himmels, kraftbewegte Luft u. a. Polysyndeton: Natur und Glück und Fleiß.

Vgl. Joh. Scherr: Wenn es überhaupt ein Glück gibt, so ist Selbstbegnügung sein Name. Goethe, Adler und Taube: O Freund, das wahre Glück ist die Genügsamkeit, und der Genügsame hat überall genug.

54. Über das Almosenspenden

von Marie v. Ebner-Eschenbach (Miterlebtes: Der Muff).

Von den heitersten Vorstellungen umgaukelt, schreitet die große, schmächtige Dame[1]) rasch und rüstig dahin; das Gehen wird ihr heute so leicht, als ob die Trottoirs mit Kautschuk gepflastert wären. Herrliches Wetter! Ein kernig kalter Märztag. Merklich früher steht schon die Sonne auf und geht merklich später schlafen. O wie gern sieht der die Tage wachsen, dessen eigner Lebenstag sich bereits zur Neige gewendet hat!

1) Eine Generalin, die aus einer Wiener Nachmittagsgesellschaft nach Hause zurückkehrt, an der mehrere ausgezeichnete Persönlichkeiten teilgenommen hatten. Man hatte sie aufgefordert, eine ihrer kleinen Novellen vorzulesen. Das tat ihr sehr wohl.

Die Generalin verschränkt behaglich die Hände in ihrem großen Muff[1]) — ein wenn auch nicht mehr modernes, doch sehr kostbares und gediegenes Garderobestück — und wandert wohlgemut dahin. Sie hat noch eine gute Strecke Weges vor sich, eilt aber nicht, schlendert vielmehr gemächlich weiter, sieht sich die Vorübergehenden an, möchte jedem bis auf den Grund der Seele schauen, und den Armen, besonders solchen, die nicht betteln, schenkt sie etwas. Sie tut es trotz der Gewissensbisse, die sie dabei empfindet. Geld verschenken auf der Straße ist ein Unsinn und nationalökonomisch ein Verbrechen. Das ist der Generalin hundertmal und unwiderleglich bewiesen worden, sie hat das Bewußtsein ihres Unrechts, und begeht es doch. Das Mitleid, diese, wie in neuester Zeit festgestellt worden, verwerflichste Form des Egoismus, ist zu mächtig in ihr; es überwältigt sie immer wieder von neuem.

Mit dem unvernünftigen Almosenspenden ist es aber auch eine so eigene Sache. Unendlich schwer wird diese üble Gewohnheit ablegen, wer einmal ihre ganze Süßigkeit gekostet hat. Du gehst durch die Straßen der großen Stadt, und wenn deine Augen nur offen sind, siehst du in kurzer Zeit das Elend in jeder denkbaren Gestalt: von dem geistigen und moralischen Elend an, das hinter äußerem Glanz verborgen vorbeistolziert, bis herab zu dem Elend des hungernden, vom Tode schon gezeichneten Lasters. Und wenn es dich nun da plötzlich mitten heraus aus der rettungslosen Verkommenheit ansieht mit Augen, die von einer noch unschuldigen Seele erzählen oder von einer im schwersten Kampfe geläuterten oder von einer noch hoffenden, noch ringenden, und du antwortest ihrer scheuen Bitte und greifst in deinen Säckel, greifst ziemlich tief und reichst eine Gabe dar, welche den Armen auf das äußerste überrascht, o des wunderbaren Eindruckes! o der stummen, seligen Frage: das schenkst du mir? Du ganz fremder Mensch schenkst mir so viel? Und ein unvergeßlicher Blick trifft den Wundertäter, der dem Kinde der Not für ganze Tage die Sorge aus dem Leben nimmt.

---

1) Den Muff, nach dem die ganze Novelle genannt ist, schenkt sie auf demselben Wege einer frierenden, in einem Mauerwinkel kauernden Bettlerin.

Nun dieses Staunen mit anzusehen, die Freude aufblitzen zu sehen auf dem Antlitz des Kummers, das ist Glück; wer es einigemal genossen hat und auf den Geschmack gekommen ist und sich's trotzdem aus Überzeugung und aus Tugend versagt, den nenn' ich —, so schloß die Generalin ihre Betrachtungen — einen Cato vom Standpunkte der Nationalökonomie!

Sie selbst hat nicht das Zeug zu solcher Größe, überhaupt nicht, am wenigsten aber dann, wenn sie sich durch und durch zufrieden fühlt und im Grunde jeden anderen bemitleidet, weil er schwerlich so gut dran sein kann wie sie, der arme andere. Widerstandslos läßt sie ihrer Torheit die Zügel schießen, bis ihr eine natürliche Grenze gesetzt wird und das Portemonnaie nichts mehr enthält als eine Visitenkarte.

M. v. Ebner-Eschenbach schildert hier sich selbst. Oft rühmt sie werktätige, selbstvergessende Liebe, die auch in Sprüchen von ihr zum Ausdruck kommt, z. B.: „Wer nicht aufhören will die Menschen zu lieben, muß auch nicht aufhören ihnen Gutes zu tun“ und: „Wie weise muß man sein, um immer gut zu sein.“ Daher sagt E. Schmidt, Charakteristiken, 2. Bd., S. 302, von ihr: „Nur die tätige Güte hat für sie Wert, nur eine tätige Sammlung überwindet den Streit im eignen Busen, den Kampf mit der Menschheit, den Hader mit Gott und Welt.“ Ihre Darstellung beruht auf sicherer Kenntnis der Menschen, die sie vor jeder Übertreibung schützt. „Keine Engel und keine Teufel, sondern wirkliche Menschen mit ihrem Hassen und Lieben zeichnet sie mit bewunderungswürdigem Verständnis des Seelenlebens und einem unerschütterlichen Glauben an das Gute im Menschen.“

Die Darstellung ist belebt durch Ausrufe: Herrliches Wetter! O wie gern sieht er, o des wunderbaren Eindrucks, o der stummen Frage und durch mehrere direkte Fragen: das schenkst du mir? usw., durch Alliteration: rasch und rüstig, kernig kalt, behaglich die Hände; und Anapher: merklich . . merklich, noch . . noch, o . . o, greifst . . greifst. Wirksame Wortstellung: die Worte „das ist Glück“ und „der arme andere“ sind an den Schluß des Satzes gerückt. Poetische Färbung des Ausdrucks: Kind der Not, Antlitz des Kummers, von Vorstellungen umgaukelt, die Sonne steht auf und legt sich schlafen. Mehrere Beiwörter: Große, schmächtige Dame, stumme, selige Frage, kostbares und gediegenes

Garderobestück, geistiges und moralisches Elend. Beispiel in Form einer Apostrophe: Du gehst durch die Straßen usw. Ein Vergleich: Als ob die Trottoirs usw. Allgemeingültige Sentenzen: Der am Ende des Lebens Stehende sieht gern die Tage wachsen; Geld auf der Straße verschenken ist nationalökonomisch ein Verbrechen; das Mitleid ist die verwerflichste Form des Egoismus. Wissenschaftlichen Anstrich haben Ausdrücke wie: Ein Cato vom Standpunkte der Nationalökonomie oder wie in neuester Zeit festgestellt worden; ebenso entbehrliche Fremdwörter wie Trottoir, Egoismus, Portemonnaie, Garderobestück, Visitenkarte, moralisch oder deutsche mit fremder Endung (vorbeistolzieren).



Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Schriften von Professor Dr. Oskar Weise
aus dem Verlage von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen.
6. verbesserte Auflage. Geb. ℳ 2.60.

Die vorliegende Schrift, die vom Allgemeinen Deutschen Sprachverein mit einer Ehrengabe ausgezeichnet worden ist, beabsichtigt, unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen, auf wissenschaftlicher Grundlage, aber allgemein verständlich und anregend, zu behandeln. Sie will vor allem die noch weit verbreitete äußerliche Auffassung vom Wesen der Sprache bekämpfen und über die Ursachen des Sprachlebens namentlich während der neuhochdeutschen Zeit aufklären. Von den einschlägigen Schriften Schneiders und Behaghels unterscheidet sie sich hauptsächlich dadurch, daß sie die Sprache mehr im Zusammenhange mit dem Volkstum zu betrachten sucht und die Bedeutung der Wörter nachdrücklicher betont. Wer über die Laut- und Formenlehre, Wortbildung und Wortfügung genauer unterrichtet sein will, wird in der Schrift „Deutsche Sprach- und Stillehre" weitere Aufschlüsse erhalten.

„.... Der Geist Herders lebt in ihm auf, dies lebendige Sicheinfühlen in dem Buche, die heimliche Poesie der Sprache.... Es wird empfohlen für die gebildete Laienwelt, insbesondere für Eltern, die eine anregende und zuverlässige Anleitung in Händen haben möchten, um mit ihren heranwachsenden Kindern Fragen der Muttersprache, wie jeder Tag und jede Stunde sie aufwirft, lehrend und lernend erörtern zu können." (Westermanns Monatshefte.)

Ästhetik der deutschen Sprache.
2. verbesserte Auflage. Geb. ℳ 2.80.

„Daß ich es nur gleich mit einem Worte sage: ich kenne kein Buch über die deutsche Sprache, das mir so gefallen hätte, als diese neueste Gabe des bereits durch die trefflichsten Werke um unsere herrliche Muttersprache hochverdienten Verfassers; ich kenne kein Buch, das in so geschickter Weise dem Bedürfnis nach rechtem Verständnis und feinsinniger Würdigung unseres edelsten Gutes entgegenkäme und so geeignet wäre, jedem, wer es auch sei, herzliche Lust an diesem Gute und warme Liebe zu ihm zu erwecken." (Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht.)

„.... Wo wir das Buch aufschlagen, fesselt es uns; .... Ich glaube, daß diese wenigen Beispiele zeigen, wie viel Anregung und Belehrung das Buch bietet; speziell sei noch auf die mit wohltuendem Humor geschriebenen Abschnitte über „Höflichkeit und Schimpfwörter" hingewiesen. Auch die Ausstattung und der sehr billige Preis verdienen hervorgehoben zu werden." (Zeitschrift für das Realschulwesen.)

Deutsche Sprach- und Stillehre.
Eine Anleitung zum richtigen Verständnis u. Gebrauch unserer Muttersprache. 2. verbesserte Auflage. Gebunden ℳ 2.—

„Seine Aufgabe hat der Verfasser in geradezu vortrefflicher Weise gelöst. Das Buch hat den großen Vorzug vor andern ähnlicher Art, daß es nicht das Gefühl der Öde erweckt, sondern von der ersten bis zur letzten Seite interessiert. . . . Den zweiten Teil des Buches bildet eine ausgezeichnete „Stillehre", in der „durch Regel und Vorbild" gewirkt werden soll. Schon allein diese „Vorbilder" sollten einen veranlassen, sich das Buch anzuschaffen. . . . Des Verfassers Wunsch, daß das Buch sich recht viele Freunde erwerben möge, wird ohne Zweifel in Erfüllung gehen." (Rheinische Blätter.)

Die deutschen Volksstämme und Landschaften.
3. verb. Aufl. Mit 29 Abbildung. im Text und auf 15 Tafeln. Geh. ℳ 1.—, in Leinwand geb. ℳ 1.25.

„Das warm und verständnisvoll, frisch und anziehend geschriebene Buch ist dazu angetan, Liebe und Verständnis für die mannigfach geprägte deutsche Eigenart, vaterländischen Sinn und Freude an allem, was deutsch heißt, zu wecken und zu pflegen. Die reichliche Beigabe sauber ausgeführter Abbildungen von Landschaften, Städten, Bauwerken u. dgl. erhöht seinen Reiz." (Kehrs Pädagogische Blätter.)

Wie denkt das Volk über die Sprache? Von Prof. Dr. Friedrich Polle.
3. verbesserte Auflage von Prof. Dr. Oskar Weise. In Leinw. geb. ℳ 1.80.

„Das Buch ist für Leser aus allen Kreisen der Gebildeten ohne einen besonders gelehrten Apparat geschrieben . . . . jedermann, der sich für die Denk- und Sprechweise des Volkes interessiert, wird das Büchlein mit Nutzen und Vergnügen lesen." (Zeitschr. f. d. Realschulwesen.)

*

